SIEGFRIED KAWERAU

Soziologische Pädagogik



QUELLE & MEYER · LEIPZIG

P H





DR. SIEGFRIED KAWERAU

Soziologische Pädagogik



Soziologische Pädagogik

von

Dr. Siegfried Kawerau



1 · 9 · 2 · 1

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Druck von Frankenstein & Wagner,
LEIPZIG

*

VORWORT

Dies Buch ist ein Werk der Liebe, der Liebe zu den Letzten in unserem Volk, ein Werk der Gläubigkeit an unseres Volkes große Zukunft, ein Werk der Gemeinschaft mit den Besten in unserer Jugend, in unserer Arbeiterschaft, in der ganzen Menschheit, ein Werk der Hoffnung, daß Einsicht und Erkenntnis, gepaart mit dem allenthalben wachen Willen, uns den Weg des planvollen Neubaus anstatt der drohenden Gewalt und Zerstörung führen werden.

Dies Buch ist ein Buch der Wissenschaft. Nicht der sammelnden, registrierenden und lebensfremden Rückschau, sondern des ursächlich forschenden und ringenden Willens, weiterbauend auf den Resultaten der Soziologen, besonders des allzu früh verstorbenen Müller-Lyer, zur Gestaltung der neuen Erziehung aus dem Geiste der werdenden Gesellschaft zu kommen. Aus dem Gegensatz zur alten Gesellschaft und ihrer Erziehung muß ständig in antithetischer Zuspitzung das Ideal der Zukunftserziehung, der Zukunftsschule entwickelt werden. Denn unter der Oberfläche des scheinbar so abseitigen, isolierten und „unpolitischen" Erziehungswesens ringen die Kräfte der alten und der neuen Gesellschaft um ihre Existenz, um ihre Fortpflanzung. Diese geistigen Beziehungen von Mensch zu Mensch, die sich in den Erziehungsformen gestalten, wurzeln in der Welt der Bedürfnisse und der Bedarfsbefriedigung, in der Welt der wirtschaftlichen Tätigkeit in allen ihren Folgen — das ist die Gesellschaftssphäre, aus der jede Erziehung erwächst.

In der Darstellung dieses Konfliktes der ringenden Kräfte gewinnt das Werk notwendigerweise Kampfescharakter. Es ist heute nicht möglich — vielleicht in absehbarer Zeit überhaupt nicht möglich — die Verhältnisse mit sogenannter „Objektivität" zu betrachten. Eine solche „Objektivität" ist meist nur eine Selbsttäuschung, bedeutet meist nur einen akademischen Stil der Unbewegtheit und Substanzlosigkeit.

Der Verfasser fühlt sich als Glied der werdenden Gesellschaft, als Kämpfer für die neue Erziehung. Er billigt den Gegnern restlos den Wert vollster Ehrlichkeit und bester Absichten zu. Er glaubt aber aus seinen Studien und aus der Praxis des Lebens erkannt zu

haben, daß vollste subjektive Treuherzigkeit des einzelnen Menschen objektiv Tücke und Brutalität der Gesellschaft sein kann, deren Werkzeug der einzelne ist. Die Gesellschaft denkt im einzelnen: nicht so, daß sich der einzelne des letzten Sinnes seiner Handlungsweise und Denkungsart immer bewußt würde, doch so, daß unzählige Gedanken und Taten des einzelnen, die als Ende und Selbstzweck gewollt sind, nur Mittel der Gesellschaft zur Erreichung anderer und oft völlig entgegengesetzter Ziele sind.

Und darum ist sich der Verfasser darüber klar, daß seine Ausführungen nur denen etwas zu sagen haben werden, die wenigstens im Gefühl diesem Standpunkt nahe sind. Und das sind heute viele unter uns. Denen werden auch die Beispiele, die möglichst aus dem lebendigsten Gegenwartsleben gegriffen sind, etwas zu sagen haben, nicht im Sinne statistischen Beweismaterials, sondern im Sinne der Illustration, denn nur an den unzähligen Begebnissen des täglichen pädagogischen Lebens kann erfaßt werden, welche Bedeutung die soziologische Einstellung für die Erkenntnis und für die Tat jeglicher Stunde hat.

Und so kommen wir zu dem weiteren Schluß, daß alle Einzelergebnisse dieser Arbeit irrig sein könnten, — sie könnten ungenau, übersteigert, verzerrt sein — und dennoch könnte die Gesamteinstellung richtig und zwingend sein. Auf diese Gesamteinstellung kommt es aber ganz allein an. Und so bitten wir, sich nicht den Blick durch diese oder jene mögliche Widerlegung und Korrektur trüben zu lassen, sondern stets das Gesamtproblem im Auge zu behalten: sehen wir mit Recht in all diesen schulpolitischen Kämpfen der Gegenwart das unaufhaltsame Steigen der neuen Gesellschaft gegenüber der alten, sehen wir mit Recht hinter all diesen Verkleidungen von Staat und Kirche, Sexualität und formaler Bildung das Autoritätsprinzip einer vergangenen Epoche, dem gegenüber das Prinzip einer neuen Ordnung wieder in mannigfacher Ideologie sich durchsetzt? Auf diese Art zu sehen kommt es allein an.

Und diesen Kampf der alten und der neuen Gesellschaft mit mannigfachster Ideologie veralteter und sich gestaltender Art hat der Verfasser auf dem Gebiete der Erziehung darstellen wollen. Er verwendet dabei die wissenschaftliche Terminologie von Müller-Lyer, über die ein Übersichtsplan am Schluß rasch unterrichtet.

Und schließlich ist das Buch ein Werk eigener Verantwortung. Wohl sind im dritten Kapitel des ersten Teiles die Gedanken über den Aufbau des kommenden Erziehungswesens aus dem Kreis der Entschiedenen Schulreformer erwachsen, doch trägt der Bund dadurch keine Verantwortung für ihre Formulierung und sonstige Ausführungen. Der Verfasser hat hier organisch zusammengefaßt, was er bisher bruchstückweise bald hier, bald dort hat ausführen dürfen. Als ein Suchender und Werdender hält er es für keine Schande, zuzugeben, daß sich seine Ansichten vielfach gewandelt und weiter entwickelt haben: doch nachdem die Schlacht auf religiösem Gebiet für ihn vor 12 Jahren etwa geschlagen war, folgte alles Weitere in notwendiger Fortentwicklung bis auf den heutigen Tag; und so klar die Richtung ist, so wenig ist damit etwas über dogmatische Festlegung gesagt, vor der ihn Leben und Wahrheit bewahren möge.

Januar 1921. Siegfried Kawerau.

I N H A L T



EINLEITUNG



Gesellschaft und Erziehung
Historisch-Soziologischer
Überblick

Paul Barth definiert in seiner „Geschichte der Pädagogik“[1]: „Erziehung ist die Fortpflanzung der Gesellschaft“. Die Gesellschaft behält die Jugend bis zum 14. Lebensjahr und darüber hinaus in ihrem mütterlichen Schoße — dort durchläuft sie die bisherigen Phasen der Gesellschaftsentwicklung, um dann, losgelöst von der Mutter, sich selbsttätig und selbst-wollend zu entfalten und die Entwicklung der Gesellschaft weiter zu führen.

Aus dieser Erkenntnis der gestaltenden Kräfte, die das Gesellschaftsleben bestimmen, ist die Erziehung einer Zeit nach ihren notwendigen Ausprägungen abzuleiten.

Drei Faktoren bestimmen das Gesellschaftsleben: die natürlichen, die wirtschaftlichen, die geistigen.

Zu den natürlichen Faktoren gehören in erster Linie die geographischen und klimatischen Verhältnisse. Aus diesen Voraussetzungen ergeben sich für Gesellschaft und Erziehung höchst bedeutsame Folgerungen: die Fragen der Bekleidung (und der im Anschluß an die Bekleidung entstehenden Schamhaftigkeit!), der Ernährung (Fleisch- oder Pflanzenkost, gemischte Kost, Bedeutung für die sexuelle Entwicklung!), die Fragen des gesamten Liebeslebens sind hier entscheidend bedingt. Unter diesem Gesichtspunkt ist eine Schule mit deutschen Lehrern und deutschem Lehrplan etwa in Bukarest etwas ganz anderes als in Berlin. Die Gewöhnung an Monate warmer und trockener Witterung — es gibt Zeiten, wo 100 Tage hintereinander keine Niederschläge fallen —, die Gewöhnung an große Hitze — oft sind morgens um 7 Uhr schon 32° Celsius im Schatten —, die Gewöhnung an stark gewürzte Speisen (Paprika) —, alle diese Tatsachen bestimmen das Gesellschaftsleben in diesem Lande. Die stark und früh entwickelte Sexualität, angeregt durch aufdringliche Parfüms — und der Gebrauch dieser Parfüms wäre wiederum auf klimatische Anregungen zu gründen: Hautpflege, Nervenreize usw. —, eine leidenschaftlich empfindende, oft sogar unbeherrschte Art, sich zu geben, anderseits hochgradige Apathie, die der stärksten Anreizungen bedarf, um überhaupt sich zu rühren — das sind physische und psychische Grundtatsachen, die

[1] 3. und 4. Aufl., 1920, S. 6.

auf die natürlichen Voraussetzungen zurückzuführen sind und die auch das Erziehungswesen entscheidend beeinflussen.

Die Frage der Bekleidung ist häufig nicht so sehr durch klimatische als durch wirtschaftlich-gesellschaftliche Faktoren bestimmt. Bei den alten Deutschen wuchs die Jugend nackt auf: „Durchweg im Hause nackt und dürftig wächst die Jugend heran zu dem Gliederbau, zu der Leibesgestalt, die wir anstaunen. Jeden nährt der eigenen Mutter Brust. ... Spät erst gelangt der Jüngling zum Liebesgenuß, daher die unerschöpfte Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht, ihr Jugendleben ist das gleiche, ihr Wuchs von derselben Höhe.“[1] Die Eskimos legen in ihren unterirdischen Wohnungen alle Kleidungsstücke ab. Umgekehrt hat Putz- und Schmucksucht in heißen Ländern zu so unbequemen Trachten geführt, daß man den Einfluß des Klimas in diesen Dingen jedesfalls nicht überschätzen darf.

Die wirtschaftlichen Faktoren formen die Struktur der Gesellschaft. Das trifft nicht nur im groben auf ganze Kulturepochen zu, wie z. B. auf die naturalwirtschaftlich-feudale Gesellschaft des Mittelalters, das trifft auch im einzelnen auf die Differenzierungen innerhalb eines ökonomischen Gesamtbildes zu. Eine Großstadtschule — eine Mittelstadt- oder Kleinstadtschule — andere Gesellschaft, andere Erziehung. Eine Mittelstadt zeigt z. B. folgendes Bild: ein großer Teil der Jugend stammt aus ländlichen Verhältnissen und wird in die Stadt entweder in Pension geschickt oder fährt alle Tage hinein und zurück, je nach Lage des Heimatortes. Das sind Kinder von Förstern, Pastoren, Gutsbesitzern. Die städtischen „Patrizier“ vereinen gewöhnlich kaufmännisch-industrielle Betriebe mit Landbesitz (Äckern, Mühlen, Wäldern usw.). Der städtische Kleinbürger schielt nach den Erfolgen des „Patriziers“ und eifert ihm nach. Die Lehrerschaft und Beamtenschaft ist oder wird bodenständig durch Einheirat ins Patriziat und in das Kleinbürgertum. Die Arbeiterschaft allein ist fluktuierend, äußerlich und innerlich verhältnismäßig beweglich. Ihre Kinder besuchen nicht die „höheren Schulen“. Auf diesen herrscht durchaus das wirtschaftliche Interesse der oberen und mittleren Gesellschaft, das heißt das der Großagrarier mit sanftem kaufmännisch-industriellen Einschlag.

---

[1] Tacitus, Germania.

Dementsprechend sind die Erziehungswünsche. Man kämpft, ob Gymnasium oder Oberrealschule. Die herrschende Gesellschaft klammert sich zäh ans Gymnasium (das Agrariertum und die Beamtenschaft), die kaufmännischen Kreise schwanken, die Arbeiterschaft drängt nach der Revolution in der Stadtverwaltung auf eine Oberrealschule. Instinktiv empfindet man die eine Form als „rechts" gerichtet, die andere als „links". Die Idee der Schulgemeinde wird bekämpft; militaristisch-autoritativer Geist (der Schneid der Reserve-Offiziere!), getragen von der Sympathie der „Gesellschaft", macht die Schulgemeinde durch offiziöse Artikel in der Presse lächerlich; drei Schüler treten besonders dafür ein: einer, Sohn eines kaufmännischen Intellektuellen, der andere, Sohn eines kleinen, pensionierten Beamten, der dritte, Sohn eines regsamen Volksschullehrers. Die Wut der guten Gesellschaft richtet sich auf den Sohn des pensionierten kleinen Beamten; er hat Freischule, man will sie ihm nehmen; er braucht Stipendien zum Studium: man weigert sie ihm. Die herrschende Gesellschaft wagt sich nicht an die Söhne der anderen Väter: hier hätte man den Widerstand der kaufmännisch-industriellen Bevölkerung zu fürchten, der Patrizier und Kleinbürger. An dem Proletariersohn rächt man sich, „er gehört sowieso nicht auf solche Schule".

Anders ist das Bild der Großstadtschule. Da ist z. B. eine Mammutschule im feinsten Westen. Die Kinder entstammen fast alle der modernen Geldaristokratie, dem „ökonomischen" Adel. Rücksichtsloser Egoismus, Eitelkeit, Selbstgefälligkeit sind die aus der wirtschaftlichen Entstehung dieser Gesellschaftsschicht sich ergebenden Eigenschaften. Wie in der Fabel sich die Pfauen auf jene Krähe stürzen, die es wagt, sich ihnen gleichzustellen, so stürzen diese jungen Menschen mit ihren Schnäbeln auf jedes Mitglied anderer Gesellschaftsschichten, das sich in ihre Klasse „drängt", und stamme es aus provinzialem „Patriziat", um es dann der allgemeinen Mißachtung preiszugeben! Und dabei ist diese Überhebung oft nur Ausgleich einer tief empfundenen Schwäche der Oberflächlichkeit, der Halbheit und Zersplitterung, zum Teil auch der Schwäche einer stark gefühlten Unsicherheit der ökonomischen Existenz, die nicht im Landbesitz wurzelhaft fundiert ist, sondern in mobilen Werten den Schwankungen der Konjunktur, der weltwirtschaftlichen Erdbeben

ausgesetzt ist. „Freiheiten, aber keine Freiheit", „maßvolle, aber ja keine entschiedene Reform", „Anpassung an die Zeitverhältnisse, aber nur nichts grundlegend Neues versuchen" — das ist die Signatur solcher Schule, die dem Geist jener Mittelstadtschule schon bolschewistisch erschiene, so stark ist der Abstand dieser Gesellschaftsschichten, so aburteilend stehen sie einander gegenüber, und sind doch beide gleich gewaltsam in der Einpressung der Jugend auf ihr Gesellschaftsideal.

Die geistigen Faktoren wirken sich in der Gesellschaft, besonders in der Form ererbter Ideologie aus.

Die Gesellschaft übermittelt bei der Fortpflanzung in der Erziehung ihre bisherige Entwicklung der Jugend. Die Jugend macht also erneut die Phasen der abgelaufenen Epochen durch. Merkwürdige geistige Tatsachen, ihrer Zeit bedingt durch wirtschaftliche Kräfte, wirken durch die Jahrhunderte nach: das Eingreifen des römischen Reiches mit Donau- und Rhein-Limes in das Fleisch des deutschen Volkes vererbt sich in einer bevorzugten Einstellung aufs Lateinische (Bayern, Württemberg), die außerdem durch die katholische Kirche, die wiederum in den Ländern des alten Imperium Romanum einen besonderen Nährboden findet, unterstützt wird. Norwegen, zu dem die römische Kirche am spätesten den Weg fand, wo sie auch früh wieder erschüttert wurde, hat unseres Wissens nur eine einzige Lateinschule.

Schweden, lange Jahrzehnte das „Frankreich" des Nordens, hat erst vor einigen Jahren den obligatorischen deutschen Unterricht an Stelle des französischen eingeführt und damit eine neue Einstellung für geistige deutsche Werte gewonnen. Hannover, von 1714—1837 Annex Englands, hat in den höheren Schulen schon lange der englischen Sprache die Rolle zugewiesen, die an anderen die französische hatte. Die wirtschaftliche Grundursache ist allenthalben deutlich, dennoch kann diese Kraft längst erloschen sein, während die geistige Tradition fortwirkt.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Kirchen. Stets sind religiöse Krisen Parallelerscheinungen wirtschaftlicher Krisen. In einem hierarchischen Überbau befestigt sich die aus der Religion herauskristallisierte Kirche, entsprechend der ökonomischen Struktur der Zeit, feudalistisch im Mittelalter, kapitalistisch in der neueren

Zeit. Die Ideologie aber wirkt fort, selbst wenn ihr längst die Urkraft erloschen ist. Jesu Worte von der Ehe, vom Reichtum, von der Obrigkeit — deutlich gesprochen im Hinblick auf einen als unmittelbar bevorstehend erwarteten Weltuntergang, wirken durch Zeiten gesicherten ökonomischen Existenzbewußtseins nach; die Angst des vor der Bauernerhebung um sein Werk zitternden Luther bebt heute noch nach im Kirchengebet: „ein geruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit." Im Unterbewußtsein wirkt sogar die Tradition des Heidentums als einer verdrängten Religion erlebter Naturgewalten in Aberglauben und Märchen nach: die Zahl 13 schreckt heute noch auch sogenannte Gebildete, nachdem vor Jahrtausenden das Mondjahr durchs Sonnenjahr verdrängt wurde und damit die Rechnung nach 13 „Monaten" fortfiel (vgl. das Märchen von der nicht geladenen dreizehnten [bösen] Fee). Oder die Angst unserer Altvordern um das leuchtende Tagesgestirn, das allabendlich vom dunkeln Wolf verschlungen wird, läßt unsere Kinder beim Rotkäppchenmärchen bange werden.

Inwieweit es vielleicht letzten Endes möglich wäre, auch diese „geistige" Erbschaft zu materialisieren, soll hier nicht untersucht werden, es würde auch zu einer müßigen Begriffsspielerei werden: denn der dualistisch Denkende wird die parallelen Reihen in die Unendlichkeit verlängern, der monistisch Denkende wird die Schranken zwischen Materie und Geist nicht anerkennen wollen.

Einspruch muß aber erhoben werden gegen eine Schlußfolgerung, wie sie Barth in dem obengenannten Werke (S. 36 f.) zieht: „Die Reformation ist nach den Marxianern nicht die Wirkung einer tiefgehenden religiösen Gemütsbewegung, sondern vielmehr die Folge der wachsenden Selbständigkeit des Bürgertums, das sich von der kirchlichen Hierarchie, einer Nachahmung der feudalen, ebenso freimachen will, wie es sich von dieser befreit hat, ferner die Folge des ökonomischen Begehrens der Landesfürsten, die durch Säkularisation der Kirchengüter den staatlichen und damit zugleich ihren eigenen Besitz vermehren wollten. Danach hätte die Reformation in Norditalien ihren Anfang nehmen müssen, in Venedig, Mailand, Genua, Florenz, die schon im 14. Jahrhundert mächtige und blühende, von jeder anderen Gewalt freie Stadtgemeinden waren,

aber durchaus keine Neigung zu einer Kirchenverbesserung zeigten. Schon daraus ergibt sich der Widersinn der Marxianischen Religionsgeschichte."

Zunächst ist festzustellen, daß in Italien entsprechend der frühen ökonomischen Weiterentwicklung zur Geldwirtschaft sozial-religiöse Bewegungen heftigster Art bereits seit dem 11. Jahrhundert nachzuweisen sind, z. B. die Pataria, die Forderungen Arnolds von Brescia, die Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, der Kampf der Tertiarier, die „Ketzereien" des Bürgertums in Norditalien und Südfrankreich seit Petrus Waldus, die Apostelbrüder (Segarelli, Dolcino) und so fort bis zu den Tagen Savonarolas. Wenn man also will, so kann man mit Recht behaupten, daß in Italien die Reformation ihren Anfang genommen hat, nur daß es dem Papsttum nach längerer oder kürzerer Zeit stets gelang, diese Bewegungen zu zertreten oder in wünschenswerter Weise nach der gewollten Richtung umzubiegen, wie z. B. bei den Bettelmönchen. Fast wäre das ja auch in der deutschen Reformation geglückt, man denke an die wiederholten Versuche, Melanchthon zur Rückkehr in die alte Kirche zu bewegen; die Gegenreformation hat die Umbiegung ja großen Teils vollendet, nachdem man den ökonomischen Gewalten (dem Fürstentum in Österreich, Bayern, Spanien, Frankreich) die stärksten Zugeständnisse gemacht hatte. Wenn es nicht durchweg gelang, so ist auf die klimatischen Verhältnisse und die geistige Tradition zu verweisen, ebenso wie auf die aufsteigende Gewalt wirtschaftlicher Verhältnisse, die stärker waren als die im 11.—15. Jahrhundert. Da ist die ökonomische Krise durch die Überschwemmung Europas mit Edelmetall zu nennen, wofür vorher keine Parallele vorhanden; sodann die Entdeckung neuer Handelswege, die Verschiebung des wirtschaftlichen Zentrums an die Gestade des atlantischen Ozeans.

Die wirtschaftlich und geistig zum Mittelmeer gehörenden Gewalten bleiben bei der alten Kirche; die Ostseeländer, die Nordseeländer im Zusammenhang mit dem Atlantik gehen neue Wege.

Zudem liegt bei Sachsen die Lage ähnlich wie bei Norwegen. Sachsen war nur äußerlich dem Christentum gewonnen, noch in den Aufständen gegen Heinrich IV. regt sich (1073/74) etwas von heidnischer Wut gegen die christlichen Kapellen. Was Wunder, daß bei

früh und stark entwickelter Eigenblüte (Bergbau, Holz- und Getreidehandel, Farbkräuterkultur um Erfurt) hier zuerst auch wieder eine Loslösung erfolgt?

Man vergesse auch nicht die südländische, ganz anders auf Formen und Symbolsprache eingestellte Art, man vergesse nicht die geistige Tradition vom Imperium Romanum her, die einend in der römischen Kirche fortwirkt, man vergesse nicht, wie geschickt das Papsttum auch den nationalen Gedanken Italiens sich dienstbar zu machen verstand.

Durch eine leichte Verschiebung in unzulänglicher Berichterstattung über die in den Religionskrisen wirkenden ökonomischen Kräfte ist es also Barth gelungen, die marxianische Betrachtung ad absurdum zu führen, während gerade die genaue Untersuchung des Falles eine Bestätigung der marxianischen Auffassung (nach Art etwa der Untersuchungen Kautskys) bedeutet.

Die Ideologie, die sich bei solchen wirtschaftlichen Krisen, nicht unbeeinflußt von der entsprechenden Ideologie früherer verwandter Krisen, bildet, pflegt zu einem System zu erstarren und als solches durch die Jahrhunderte hindurch die Köpfe der noch unter diesem Urimpuls stehenden Gesellschaft zu besitzen, bis neue Krisen neue Ideologien schaffen. Diese neuen Krisen werden aber unter dem Einfluß solcher vergangener Geistesgebilde gehemmt, ja abgelenkt und gestört; es wäre denkbar, daß eine den Gesetzen der Entwicklung nachspürende Geistesarbeit umgekehrt fördernd auf die Gestaltung der ökonomischen Faktoren, auf Umbildung von Gesellschaft und Erziehung einwirken könnte. In diesem Sinn schreibt Friedrich Engels [1] einmal das gewichtige Wort[2]:

„Die Menschen werden Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung. Die objektiven fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen."

Hat Engels mit dieser Behauptung recht, dann stehen wir an einer Weltenwende, wir haben auf einmal unser Schicksal als Meister in der Hand und können schöpferisch-ursprünglich das Leben gestalten.

---

[1] Vgl. den Aufsatz des Verfassers „Soziologische Grundlegung des Erziehungszieles", „Freier Lehrer" 1920, Nr. 24.

[2] Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, S. 34.

Das bedeutet auf dem Gebiete der Erziehung: auf einmal fallen die Bedingtheiten der bisher durch Klassenherrschaft aufgezwungenen Erziehungsziele; auf steigt das absolute Ziel des einfachen Menschen an sich.

Einfach und einheitlich ist das Erziehungsziel eines primitiven Volkes, etwa der Jäger, der Hackbauern. Die Kinder sehen von den Erwachsenen die Griffe ab, ahmen im kleinen früh den Gebrauch der Werkzeuge, der Waffen nach und treten als heranwachsende und reine Gegenwartsmenschen automatisch in die Funktionen der Älteren. Ein wenig ändert sich das Bild schon beim Hirtenvolke: die Viehzucht ist eine kunstvollere Beschäftigung, wo Erfahrung, Weisheit und Aberglauben übermittelt werden, wo eine geschickte Hand gebraucht wird. Die Geschichte von Esau und Jakob zeigt, wie die feinere, berechnende Natur des Jakob, von der Mutter angeleitet, den einfachen, geraden, älteren Bruder übertrifft und wirtschaftlich weit überflügelt. Und Jakobs Kinder sind bereits wohlerzogen in guten Manieren, mannigfach differenziert, auf Handel und Gewinn eingestellt, während Esau und seine Sippe zunächst in primitivem Zustande stagniert. Sehr rasch werden aber beide Zweige zu einer Differenzierung in der Erziehung kommen: Jakobs Nachkommen, die Sprossen des Stammesscheichs, werden neben der eigentlichen Hirtenpraxis, die sie natürlich noch erlernen müssen, als Erben und Besitzer besonderer Führer-, Handels- und Priesterweisheit ausgebildet werden. Wer den Fremdhändler am besten betrügt beim Tausch, der wird das größte Ansehen genießen. Und Esaus Söhne und Enkel werden die Jagd als zu mühsam und ertragsarm vernachlässigen, werden ein Räubervolk werden mit „ritterlicher" Erziehung: Verachtung der Arbeit, Preis des Raubes, der Gewalttat, der List und der körperlichen Stärke für Kampf und Lauf. In beiden Fällen entsteht ein „Adel" mit eigener Moral, mit eigenem Erziehungsziel, um sich und seine Art zu erhalten, im Unterschied zu den Ärmeren, die die grobe Arbeit leisten und dienstbar sind, im Unterschied zu den ökonomisch Tätigen. Aus dem Hirtendasein heraus, das selber mit Räuberart oft verwachsen, aus dem Organismus der Zeltgenossenschaft, aus dem Selbsterhaltungstrieb bei unergiebiger Jagd, entsteht die organisierte politische Flutwelle, die in Eroberung und Verknechtung sich Werte aneignet, die

sie auf friedlich-ökonomischem Wege nicht erzielte. Und nun prägt sich ausgesprochener denn je das Erziehungsideal der herrschenden Kaste aus, das unterschieden sein muß von dem der beherrschten [1]. Entsprechend der Entstehung dieser „Staaten“ pflegt die herrschende Oberschicht das politische Mittel: Kampffähigkeit, List, Organisation auf Grund der Zeltgemeinschaft unter ausdrücklicher Verachtung und Unterdrückung aller ökonomischen Beschäftigung (Persien, Sparta); bei weiteren Eroberungen, vor allem bei Seeraub, Seehandel und aufblühender Industrie durch Sklavenwirtschaft, verfeinert sich das Lebensideal zu dem des kapitalistischen Unternehmers, der Krieg und Gewalttat als zu grobe Mittel — für sich, den Lebensgenießer, für die ökonomisch geschulten Sklaven, als teuer gekaufte Ware, — gern meidet, der wilde Völker mietet, damit sie für Geld, wenn's sein muß, seine Kriege führen (Athen, Karthago, Rom). Dementsprechend gestaltet sich das Erziehungsideal: bei Binnenstaaten mit herrschender Großgrundbesitzerkaste das konservative Junkertum, bei Seestaaten mit Handel und Industrie das des kaufmännisch gewandten Weltbürgers. Und die Angehörigen dieser herrschenden Kaste werden zur planvollen Ausbildung und Steigerung dieser Fähigkeiten dementsprechend erzogen. Später tritt bei den junkerlich organisierten Klassenstaaten oft die Vorherrschaft des Großjunkers, des absoluten Königs ein, und nun werden die Erziehungsideale mit höfisch-servilen Momenten durchsetzt. Die Religion gibt den ideologischen Mantel für die bestehenden Zustände, um sie als göttlichen Ursprungs zu rechtfertigen.

Luther hat für unser Volk den verhängnisvollen Grundstein zu dieser Entwicklung gelegt: das Luthertum ist das ideologische Gewand für den grundbesitzenden Binnenstaat mit großjunkerlicher Spitze geworden, der Kalvinismus das Gewand für den Industrie- und Seestaat. Beide Formen entsprechen den wirtschaftlichen Tendenzen der Zeit: der demokratisch organisierte reformierte Glauben dem Aufschwung der Nordsee und des Atlantik, das absolut bestimmte Luthertum der zurückbleibenden Handelswelt der Ostsee, während der Katholizismus dem alten Wirtschafts- und Kulturgebiet des Mittelmeeres gemäß ist. So wird überall der bestehende politisch-

[1] Vgl. hierzu Franz Oppenheimer, „Der Staat“ (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.).

ökonomische Zustand religiös verbrämt. Dementsprechend läßt sich das Erziehungsideal des großjunkerlich-lutherischen Preußens auf merkantilistischer Basis zur Zeit Friedrich Wilhelms I. als „der preußische Christ, in preußisch-blaues Tuch gekleidet", bezeichnen. Das galt unter diesem König sogar fast unterschiedslos für Adel und Volk, während Friedrich der Große dies einheitliche Erziehungsideal nicht mehr durchdrücken konnte und vor der junkerlichen Brutalität die Segel strich. Der Gedanke der Volksbildung, der schüchtern unter Friedrich Wilhelm I. auftaucht, erstickt wieder unter der allgemeinen Abneigung der herrschenden Kaste und kann sich dann nur langsam in stetem Kampf gegen die Oberschicht durchsetzen. Die Handelskammer zu Aachen klagt noch 1854: „Von dem Schulzwange und der Beschränkung der Arbeitszeit befürchten wir am meisten eine schädliche Einwirkung auf die Zustände in den unteren Volksklassen" [1]. Mit dieser Spaltung der Bildung nach herrschender und beherrschter Klasse bei ganz verschiedener Zielsetzung, wie sie in Deutschland etwa zur Zeit des Frühkapitalismus erfolgt, hängt die unglückselige Teilung nach Kopf- und Handarbeit, nach intellektueller und manueller Befähigung zusammen. Höhere Schule und Universität, Sprachen und Fremdwörter gehören nun der Oberklasse, Handarbeit und kaufmännisches Wesen der Unterklasse an.

Etwas verschoben hat sich die Lage in Deutschland seit der Kapitalisierung in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Versuch zur Rückbildung des Schulwesens unter Bekämpfung des gottlosen Humanismus, unter Zurückdrängung der Naturwissenschaften, des „politisch verdächtigsten Stückes des modernen Unterrichts" (nach der Charakteristik Paulsens für den Wieseschen Lehrplan von 1856) — dieser Versuch konnte nicht lange durchgehalten werden. Einigermaßen war man dem Zeitalter Melanchthons entwachsen. Dennoch wurde der Versuch einer Bildungstrennung mit Erfolg weiter durchgeführt. Die höhere Schule paßte sich den Forderungen des Kapitalismus nach tüchtigen Kaufleuten und Ingenieuren an und schuf die Form des Realgymnasiums und endlich die der Oberrealschule, wo nun auch die Naturwissenschaften, die gottlosen, triumphierten. Die Volksschule blieb mit besonders starkem Religions-

[1] Ernst Schulze, „Besitz und Bildung", Neue Erziehung 1920, Heft 8/9.

unterricht belastet, denn Wilhelm I. wollte dem Volke die Religion erhalten, d. h. das Gefühl der Abhängigkeit von der von Gott gesetzten monarchischen Ordnung; sie blieb eine Schule, die die notwendigsten Kenntnisse vermittelte, um ein brauchbarer Arbeiter zu werden, sie versperrte aber krampfhaft durch Organisation und System jede Möglichkeit, vorwärts zu kommen. Die Fachfortbildungsschulen waren nur ein Zugeständnis an die immer notwendigere Pflege der Qualitätsarbeit. Wie auch die Mädchenbildung durchweg von den Interessen der herrschenden Klasse bestimmt gewesen ist, wie man beim „Volke" gleiche Ziele und Leistungen, gemeinschaftliche Erziehung der Geschlechter für zulässig hielt, da ja hier die Ertüchtigung des Arbeiters wie der Arbeiterin notwendig ist, da ja die Maschine und die Fabrik so gut wie keine Differenzierung der Geschlechter kennt — wie aber die höhere Tochter als Zierpuppe christlich-sentimental-ästhetisch gepflegt wurde und durch strenge Absperrung kostbar-begehrt und unbrauchbar gemacht wurde, das braucht hier im einzelnen nicht dargelegt zu werden.

Und nun sind wir an der Schwelle der neuen Zeit, nun schauen wir zurück auf das oben zitierte Wort Friedrich Engels. „Die objektiven fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten" — sie sind für die Pädagogik die ökonomisch begründeten Klasseninteressen, die das Bildungswesen als ein Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft benutzen, die einer wahren Demokratisierung, einer wirklichen Einheitsschule, einem reinen Menschheitsideal der Erziehung gar nicht zustimmen können, weil sie sich damit selber aufheben.

In demselben Augenblick, wo die Trennung und ungleiche Wertung von Kopf- und Handarbeit schwindet, wo die Kinder zur Selbstverantwortung und Selbstbeherrschung erzogen sind, in demselben Augenblick fällt der Nimbus der Oberschicht, fällt der Vorwand ihrer Berechtigung als der Führer des Volkes. „Die Menschen werden Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung", was bei den primitiven Völkern unbewußt-naiv da war, das einfache Hineinwachsen der Jugend in die Arbeit der Erwachsenen unter harmonischer Ausbildung aller für die Zeit vorhandenen Fähigkeiten, das muß nun nach jahrtausendelanger Trennung einer Pädagogik für Sieger und Besiegte, für Herrschende und Dienende, für Kapitalisten und Proletarier, für Junker und leibeigene Bauern wiederhergestellt wer-

den in einer Pädagogik reinen Menschentums, die alle Fähigkeiten gleich wertet und fördert, die alle Fähigkeiten der Gesellschaft in gleicher Weise nutzbar macht. „Die Menschen werden Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung“ — es mag Jahrhunderte dauern, bis dieser Satz sich vollendet hat, wir stehen an der Schwelle dieser Zeit. Denn in dem Erziehungsideal, das heute allenthalben vom Proletariat unbeholfen so oder so aufgestellt wird, in diesem Erziehungsideal ist die Tatsache beschlossen, die alle Zukunft in sich trägt: der Sieg des harmonischen Menschen über den ökonomisch zurechtgestutzten Klassenmenschen.

So ist das Ideal des reinen Menschentums, das wir — frei von jeder parteipolitischen Bindung, frei von jeder Beschlagnahme für irgendeine Klasse oder Kaste — heute von neuem aufstellen als Erben Lessings und Herders, Goethes und Schillers, Kants und Fichtes, vor allem aber Pestalozzis, nicht „Griechentum“, jenes Vergangenheitsideal der vorkapitalistischen Denkweise unserer Klassiker, die reines Menschentum im Junkertum Spartas, in der Bourgeoisie Athens zu finden glaubten, unkundig der ökonomischen Bedingtheit, sondern „Personalismus“, die Forderung des aufsteigenden ökonomischen Zeitalters des sich zersetzenden Kapitalismus, des an seine Stelle tretenden Sozialindividualismus, wo sich die Einzelpersönlichkeit bewußt auf die Aufgaben der Allgemeinheit einstellt, wo „Ich“ und „Gesellschaft“ in harmonischer Wechselwirkung verbunden sind. Je peinlicher die fortschreitende Mechanisierung und Spezialisierung alles Menschentums im Zeitalter des Hochkapitalismus empfunden wurde, desto inniger drängte schöpferischer Erzieherwille zurück zur Harmonie menschlichen Seins und griff Vorbild und Beispiel aus primitiver Zeit, mindestens aus jener Epoche, die vor der intellektualistisch-vegetativen Spaltung lag — wir greifen nicht rückwärts, wir stellen als leuchtendes Bild vor uns, in die Zukunft hinein, die Heilung unserer Not, den harmonischen Menschen, den guten Menschen![1]

---

[1] Man vergleiche zu dieser Skizze die ausgezeichneten Darlegungen von Dr. Kurt Kerlöw-Löwenstein in seiner Broschüre „Sozialistische Schul- und Erziehungsfragen“ (Verlags-Genossenschaft „Freiheit“ 1919), besonders die Kapitel: „Geschichtlicher Zusammenhang von Produktion und Bildung“ und „Kapitalismus und Liberalismus“.



ERSTER TEIL



Die soziologischen Grundlagen der Erziehung

1. Kapitel:

Die Struktur der alten Gesellschaft als Hintergrund der heute üblichen Erziehung.

Wir haben die dreifache Bedingtheit der Gesellschaft aus natürlichen, wirtschaftlichen, geistigen Faktoren kennen gelernt; wir müssen ein Bild der heutigen Gesellschaft in den Einzelheiten gewinnen, um den Untergrund zu geben, auf dem sich die neue Erziehung aufbauen muß.

Die heutige Familie, in die unsere Jugend hineingeboren wird, ist in einem gewaltigen Umbildungsprozeß begriffen. Diesen Prozeß hat Müller-Lyer in seiner großen Soziologie mustergültig dargelegt, es sei besonders auf die Ausführungen in den Bänden „Die Familie"[1], „Phasen der Liebe"[2], „Die Zähmung der Nornen"[3] verwiesen. In dem Bande „Die Familie" faßt er sein Urteil[4] wie folgt zusammen:

„So ist die Familie, die auf früherer Kulturstufe die Mutter der Zucht und Moral, die Grundlage des Staates, die Trägerin der Gesittung und der Gesellschaft, die Entfacherin aller tüchtigen und edlen Eigenschaften des Menschen war, in ihrer jetzigen Übergangsform zu einem Kulturhindernis geworden; und auch das viele Gute, das sie noch in ihrem Schoße birgt, ist zum großen Teil nur ein Hemmschuh des Besseren geworden: Die Familie muß sich umgestalten, und sie ist in voller Umgestaltung begriffen." Die Ursache dieser hemmenden Wirkung des Familienlebens sieht Müller-Lyer mit Recht im unbeschränkten Erbrecht der Familie: „Aber bei Arbeitsvergesellschaftung" (die Produktion ist vergesellschaftet! Wer arbeitet noch für sich selber — in seiner produktiven Tätigkeit?) „wirkt der Erbgang in der Familie immer mehr als ein Vorrecht, das einzelne in die Lage versetzt, ohne je selbst produziert zu haben, sich die von anderen hergestellten Arbeitsprodukte anzueignen, also arbeitslos und als Parasiten und doch in Hülle und Fülle zu leben, bloß weil sie Reichtum ererbt haben. Dieses Vorrecht muß bei vergesellschafteter Produktion notwendig als ein Unrecht empfunden

---

[1] Besonders S. 206—13, S. 278—302. [2] Bes. S. 73—97. [3] Bes. S.125—211.
[4] S. 300 f.

werden .... nur scheinbar lebt der durch Erbschaft Reichgewordene von dem Vermögen seiner Vorfahren, in Wahrheit aber von den Arbeitsprodukten seiner Zeitgenossen und muß daher, wie jeder, der mehr Güter konsumiert, als er produziert, als ein sozialer Schädling betrachtet werden."[1].

Es ist nicht nötig, die ausgezeichneten Beweisführungen dieses Mannes zu wiederholen, wir können feststellen: unsere heutige Jugend ist in einer ganz besonders schwierigen Lage, weil sie in Familien hineingeboren wird, die — sofern sie zu den besitzenden gehören — durch die wirtschaftliche Krise in eine innerlich unwahre Lage gebracht sind: sie pflegen die Rechtsideologie einer längst vergangenen Epoche, die des „geschlossenen Haushaltes" bei völlig veränderter ökonomischer Lage, und darunter muß jedes fein empfindende Kind leiden. Sofern die Familien aber nicht zu den begüterten gehören, etwa zu dem Mittelstande der Beamtenschaft im weitesten Sinne, liegt eine ähnliche Situation vor: die Entwicklung der „Berufs"stände ist derartig vorgeschritten, daß die Tradition des Berufes mit dem gesellschaftlichen Nimbus der „Standesehre" genau die gleichen Opfer fordert wie die Vererbung der Vermögen. Der kunstvoll gebaute Klassenstaat des Hochkapitalismus verstand weite Kreise, die eigentlich zum Proletariat gehörten, diesem zu entfremden und abzusplittern durch den Begriff des „Standes", der mit Titel, Orden und Pension für mageres Gehalt entschädigen sollte. Der Volksschullehrer, schlechter bezahlt als ein Qualitätsarbeiter, fühlte sich ihm durch „Stand" und „Bildung" weit überlegen. Der Oberlehrer, schlechter gestellt als jeder einigermaßen tüchtige Kaufmann und Handelsreisende, sah mit Geringschätzung auf diese Kreise. Den Juristen und Offizier vollends entschädigte die Aussicht, mit einer Jungfrau von Adel oder gar von Hofe tanzen zu dürfen, für Jahre und Jahrzehnte des Darbens, Wartens, ja Hungerns. Das war und ist noch der Standestick, der den Umgang mit diesen Kreisen vom Standpunkt freien Menschentums aus so sehr erschwert, der den verstehenden Ausländer lächeln läßt.

Die Familien der Arbeiterschaft aber sind völlig zerfetzt von dem rasenden Rhythmus des modernen Betriebes. Die Frau arbeitet

[1] Phasen der Kultur, S. 304.

in der Fabrik, die Kinder sind sich selbst oder bestenfalls den müden Großeltern überlassen, treiben sich auf den Straßen und Höfen herum, werden in überfüllten Wohnungen, in Betten, die sie mit anderen teilen, früh alt und wissend. Müssen jung mitverdienen. Und dazu lebt in vielen dieser Familien, die wenigstens die Wahrhaftigkeit einer unendlichen Not haben, die Sehnsucht nach der glänzenden Lüge der Besitzenden.

Zu dieser Not der Familien, beruhend auf einer überständigen Rechtsideologie, kommt die Not der Geschlechter, beruhend auf einer überständigen Moralideologie. Man sollte denken, daß in der Qual unserer Wohnverhältnisse, die ja die Ursache so vieler „Unarten", „Strafen", Reibungen und Mißverständnisse ist, weil der nötige Abstand zum Eigenleben fehlt, weil die Lebenskreise sich nicht berühren, sondern dauernd schmerzhaft schneiden — man sollte denken, daß diese große Nähe der Menschen sie körperlich völlig vertraut miteinander machte. Das ist zum Teil auch beim vierten Stande der Fall, nur daß gewöhnlich das Häßliche und Quälende bei Enge und Hitze, daß innerliche Verneinung und Verwirrung das Möglich-Gute dieser Zwänge zerstört. In der bürgerlichen Welt aber sind zwischen den dicht beieinander hausenden Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern Distanzen gelegt, die in der Erscheinung keine Schloßanlage der ganzen Erde befriedigen könnte. Weltenweit sind die Menschen voneinander, die womöglich Zimmer an Zimmer, ja im gleichen Zimmer schlafen. Die vererbte mönchisch-mittelalterliche Moral, der das Nackte und Natürliche Sünde, feiert wahre Orgien in der Kleinkinderstube der guten Gesellschaft, wo man sich schon vor dem Wort „nackt" schämt, nein — „geniert", wo man lieber „Nackedei" sagt und mit „pfui" und „Baba" die Leibesschönheit beschmutzt. Und dabei ist die Sitte, sich für die Nachtruhe völlig zu entkleiden, in Dänemark noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts allgemein erhalten geblieben. Erst das Raffinement dieser Jahrhunderte, die Perversion der hochfamilialen Epoche, die die Kleidung in obszöner Weise verwendet, um das Weib als Geschlechtswesen möglichst stark zu markieren (Schnürleib!), hat mit der Kleidung den Reiz des Geschlechtlichen

[1] Müller-Lyer, „Phasen der Liebe", S. 36.

übersteigert. Und diese Moral der hochfamilialen Epoche (vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, ja bis heute hin), wirtschaftlich begründet in dem Wunsch, die Mädchen für die Ehe desto begehrenswerter zu machen, lagert heute wie ein Pesthauch über unseren besten bürgerlichen Familien. Unter uns leben vortreffliche Frauen, deren Prüderie dem eigenen Manne gegenüber in stiller Stunde halb klagend, halb bewundernd gerühmt wird. Unter uns leben junge Männer, die sich nachts zu ihren Schwestern schlichen und sie unter Tränen beschworen, sie möchten sich ihnen nackt zeigen — und manche Schwestern waren zu „anständig" dazu. Unter uns leben Familien, wo die erwachsenen Söhne es nur durch die Dienstboten erfahren, wenn die Schwester, die verheiratete, eine Fehlgeburt gehabt hat oder ein Kind erwartet.

Das ist die Lüge der überständigen Moralideologie, verbunden mit der ebenso unhaltbaren, von der vaterrechtlichen Zeit her stammenden elterlichen, hausherrlichen Bevormundung.

Aber wir sahen schon den Keim der wirtschaftlichen Zersetzung. In diese altbürgerliche Welt ragt das Reich moderner Dienstboten- und Angestelltenverhältnisse herein. Nicht mehr Dienstmagd im alten Sinne, zur Groß-Familie gehörig, sondern ein freies, auf Kündigung und gegenseitigen Rechten und Pflichten beruhendes Angestelltenverhältnis. Und mag die Hausfrau alter Art noch so sehr klagen — von ihrem Standpunkt etwa lutherischer Moral aus mit Recht, hier liegt der Keim neuer Krisen, aber auch neuer Schöpfungen. Diese andere, rührige Welt des pulsierenden starken Gegenwartslebens ist voller Gefahren, aber auch voller Kenntnisse, Geheimnisse und Aufschlüsse. Wieviel Kinder wurden durch Dienstboten aufgeklärt? Wieviel Söhne hatten an der Erzieherin, am Hausmädchen, Kindermädchen die ersten Liebeserfahrungen? Da brandet eine Flutwelle bis in unsere Kinderzimmer, deren Wirkung bei der Einstellung der bürgerlichen Hausfrau verheerend sein muß, deren Kraft nur durch eigene Freiheit und Schöpferkraft unter Umgestaltung der alten Familie gebrochen werden kann.

Wie ängstlich wird überhaupt die Welt des vierten Standes von den Kindern der Bürger ferngehalten: sei es, daß Handwerker ins Haus kommen, sei es, daß Kinder des Hinterhauses, Kinder auf der Straße Gemeinschaft mit den bürgerlichen Kindern suchen. Theo-

retisch wird zwar die Nächstenliebe in der Kinderstube des dritten Standes gelehrt, vor der Praxis scheut man ängstlich zurück, ja man findet es naiv-bewundernswert, wenn sich der Bub kameradschaftlich zu Maurer und Zimmermann, zu Milchkutscher und Müllfahrer einstellt, und lehrt ihn dann Distanz halten. Und doch ist's gerade diese Welt der töglichen praktischen Arbeit, die tausend Reize hat durch die sichtbare Leistung mit den Händen. Die Kinder möchten mithelfen, mitarbeiten: das ginge nicht — so belehrt man sie —, sie würden sich einschmutzen, und das sei eben eine Sache der Arbeiter und nicht ihres Standes. Der Papa arbeite mit dem Kopf. Das sei viel schwieriger und feiner. Und mißmutig muß der Junge den Farbenpinsel aus der Hand legen, den er dem Malermeister gehalten. Bis in unsere Kinderstuben klafft der Gegensatz: Kopfarbeit und Handarbeit. Die feine und die unfeine Arbeit. Die Arbeit in sauberem Rock mit reinen Händen und die Arbeit im Werkkittel, deren Spuren zu sehen, zu riechen sind. Die Arbeit der Bourgeoisie und die Arbeit des Proletariats. Und gutwillig lassen sich die Kinder mit spielerischer Handarbeit, bei der nichts herauskommt, die Freude an der Werktätigkeit vertreiben und lernen die Dienstboten kommandieren und sich zurückhalten von Arbeitern und ihren Geräten.

Und nach diesem Gesetz der wirtschaftlichen Klassensonderung wird das Freundschafts- und Gefühlsleben der Kinder — trotz aller stillen Opposition — geregelt. „Dieser Umgang paßt nicht für dich", „den Jungen bringst du mir nicht wieder ins Haus" — und wenn es treue und mutige Kinder sind, dann entstehen die Treppen- und Hausflurfreundschaften, wo man stundenlang stehen kann und sich alle Geheimnisse der Welt anvertrauen, während oben der Kaffee warm gestellt wird, weil der Junge wieder so bummelt auf dem Schulwege.

Mit tausend Lockungen spricht zu der Jugend die Welt der Straße. Kaufläden und Schaufenster, Lichtreklame und Bilderläden, Bücher und Anschlagssäulen, der Wagen- und Menschenstrom — dazu „Ereignisse" auf der Straße: ein stürzender Gaul, ein Betrunkener, Streikbilder, Zusammenstoß von Wagen usw. usw. Völlig unvorbereitet, innerlich wehrlos wird die Jugend diesen Sensationen und Anreizungen ausgeliefert, preisgegeben. Man läßt es darauf ankommen und hat keine Vorstellung, welche Wirkung ein Wort an

der Anschlagssäule, ein Bild im Schaufenster auf Kinder haben kann. Da hing lange Zeit ein „Gemälde“, täglich von Schulbuben belagert: zwei Frauen, den Oberkörper entkleidet, mit dem Florett zum Duell angetreten vor Zeugen, Szene aus der Zeit Ludwigs XV. Welche stachelnde, bohrende, wollüstige Qual diese Vorstellung: die spitze Klinge und der weiche, volle Busen. Da sind im Papierladen, wo man die Hefte kauft, andere „Hefte“ mit bunten Umschlägen für einige Pfennige zu haben: wunderbare Geschichten mit Mord und List. All diesen Indiskretionen des sich entblößenden Volks- oder richtiger gesagt: Gassenlebens sind die Kinder ohne Vorbereitung, ohne Einstellung und geschulte Kraft hingeworfen. Es kann gut gehen, es kann aber auch anders kommen. Ähnlich liegt es mit Theater und Konzert, Kino und Zirkus. Damit ist kein Wort über den künstlerischen oder sittlichen Wert all dieser Dinge gesagt, es soll nur festgestellt werden, wie unvorbereitet und arglos unsere Jugend in ungezählte Konflikte von demselben Elternhaus hineingestoßen wird, das anderseits allem Konfliktstoff aus dem Wege zu gehen sucht, indem es die Kinder sorgfältig umhegt in den Schranken der eigenen Gesellschaftskaste und der guten alten Tradition hält. Am bequemsten ist ja immer das Verbieten: „die Zeitung ist nichts für kleine Kinder“, „dies Buch ist noch nichts für dich“ — und ein lebendiger Junge wird sehen, wo er — und sei es auf der Toilette — ein Stück Zeitung erwischt, wo er irgendwie Fühlung zu dem bunten, reizenden Etwas bekommt, das doch auch wieder so beängstigend ist — dieses heutige Leben. Und ein eigenwilliges Mädchen wird die „Nora“ lesen, und sei es im Kleiderschrank sitzend bei schmaler Türspalte, und sei es nachts im Bett mit der elektrischen Taschenlampe unter der Bettdecke.

Es ist kein Wunder, daß aus dieser wundervoll lebendigen, schöpferischen Jugend, deren Leben in den ersten Jahren so rein schwingt, ein so verdorbenes, verbogenes und gebrochenes Männer- und Frauengeschlecht wird, das mühsam sich die Tage entlang quält. Schon in der Wiege zwischen Lügen gebettet, vergiftet durch die Moral der Kinderstube, ausgeliefert an die unbekannten Mächte ohne Vorbereitung und Hilfe — das ist die Lage unserer bürgerlichen Jugend, das ist mit gewisser Vertauschung der moralischen mit materieller Not die Lage unserer proletarischen Jugend.

Das entscheidende Moment in dieser Lage ist das: die ökonomische Gegenwart, d. h. der sich selbst zersetzende, der in sich übersteigerte und daher zum grotesken Zusammenbruch verurteilte Kapitalismus (die spätkapitalistische Phase), diese sich blind ausrasende Furie der romanisch-germanischen Völker im 20. Jahrhundert —, diese ökonomische Gegenwart ist belastet mit der Weltanschauung der hoch- und spätfamilialen Phase in der herrschenden Kaste — bohrend ringt sich in den Spitzenerscheinungen die Weltanschauung der früh-personalen Phase durch: mit elementarer Kraft zerbricht das Weltbeben dieser Jahre die abgelagerten Schuttschichten vergangener Generationen.

Die Mächte, die in der wirtschaftlichen Krise vom 15. zum 16. Jahrhundert, beim Aufstieg der frühkapitalistischen Phase, als Spiegelbild der ökonomischen Umlagerung die Köpfe und Herzen der Gesellschaft erobert haben, sie wollen nicht den Platz gutwillig räumen und suchen sich in der Erziehung der Jugend fortzupflanzen. Wir lernten schon die ererbte religiöse, moralische, rechtliche Ideologie kennen, die sich in Kirche, Sitte, Vaterrecht und Berufsethik kristallisiert hat. Dazu gehört noch die vaterländisch-nationale Ideologie, die unsere staatlichen und zwischenstaatlichen Beziehungen verzierte, und endlich die anthropozentrische Ideologie, die unsere Weltanschauung mit der Weihe philosophischer Tiefgründigkeit vergeheimnißte.

Alle diese Ideologien sind ihrer Zeit vollwertige Entsprechungen materieller Verhältnisse gewesen. Zunächst weich und bildsam, gestalteten sie sich nach dem Druck des Unterbaues. Dann verkrusteten sie, verkalkten und gewannen Eigenfestigkeit und konnten beharren, nachdem die Unterlage verwitterte, ausgehöhlt wurde und einsank. Bis gewaltige Erdstöße diese phantastischen Formen, die schon viele Risse zeigen, vollends zerbrechen werden. Man müßte also eigentlich diese verhärteten Ideologien, die keine feste Basis mehr haben, mit eigenem Namen nennen und sie als Ideologismen bezeichnen. Schon um das Wort Ideologie von dem Beigeschmack des Phantastisch-Bürgerlich-Reaktionären zu befreien. Diese Wertung kommt allein den Ideologismen zu. Und diese Ideologismen sind in gewissem Grade materielle Faktoren, sie sind hart, unbeweglich; allenthalben stößt man sich an ihnen; die bürgerliche Gesellschaft

klammert sich an sie, weil unter ihr der Boden schwankt, weil immer mächtiger die Sturmflut des Sozialismus ihr auch den letzten Grund unter den Füßen wegspült. Da hängt die Bourgeoisie an dem phantastischen Gebälk ihrer Ideologismen und zappelt und krampft — und unter ihr ist das ungeheure Rauschen des Stromes der neuen Menschheit. —

Diese Ideologismen sind also ein Bestandteil der ökonomischen Gegenwart, sind ein gewaltiges Stück „Milieu", mit dem unsere Jugend sich abzufinden hat.

Natürlich wird die Schärfe und Härte dieser Ideologismen in der Großstadt anders empfunden als in der Kleinstadt oder auf dem Lande, von der Bourgeoisie anders als vom Proletariat. Auf dem Lande und in der Kleinstadt, ja hinein bis in die Mittelstadt, ist die wirtschaftliche Struktur vielfach noch ähnlich der in der hochfamilialen Phase. Man denke z. B. an Pfarrhäuser, wie man sie gelegentlich noch auf dem Lande findet. Sie sind z. T. dem Typ des „geschlossenen Haushaltes", der „Eigenbedarfswirtschaft" nicht allzu fern; haben die Pfarrer heute wohl durchweg ihr Land verpachtet — und es gibt Pfarren mit 500 Morgen Acker und mehr —, so leben doch noch Pfarrer unter uns, die wenigstens früher selber den Pflug geführt haben und regelrecht als Bauern auf ihrem Hofe saßen und nur Sonntags den Kittel mit dem Talar vertauschten. Hier herrscht das Vaterrecht in voller Ausprägung, hier ist man kaum über die geschlechtliche Differenzierung hinausgekommen: der Hausherr ist Bauer und Schmied, Zimmermann und Gärtner, Lehrer und Pfarrer, je nach Bedarf. Und in den Kriegszeiten ist bei der Hausfrau auch die Spindel wieder zu Ehren gekommen. Natürlich bedarf man einiger Artikel vom Kaufmann und Händler, die man selber nicht herzustellen in der Lage ist — aber im großen und ganzen ist der Bedarf in der eigenen Wirtschaft gedeckt. Hier ist der lutherische Katechismus kaum überholt, hier erbt das Pfarramt von Großvater, Vater auf Enkel, hier waltet strenge, aber vor Perversität durch ländliche Naivität geschützte Sitte, hier ist der liebe Gott ein väterlicher Freund, hier kommt noch Jahwe zu Tisch wie bei Abraham, und das Paradies grenzt direkt an den Pfarrgarten. Dieses Leben ist z. T. von rührender Naivität, und kommen solche Menschen in die Großstadt, wirken sie so, als stiege

Luther mit dem Bibelbuch in die Hochbahn, als säße Ulrich von Hutten in voller Rüstung im Automobil. Schwierig ist nur die Lage der Kinder aus solchem Haushalt: nur einer kann wieder als Pfarrer dort sitzen; kann, wenn's Glück gut ist, vielleicht einige Schwestern mit durchfüttern, kann sie mindestens zur Hilfe, als „gute Tanten“ allezeit heimholen, und sie kommen nur allzu gern. Grotesk wird die Sache nur dann, wenn sich solche Menschen, solche Schwestern, ins Gegenwartsleben stürzen, wenn solche Menschen politisch tätig sind. So als würde Melanchthon Oberstadtschulrat von Berlin. Tragisch wird aber die Lage der Knaben, die solchem Milieu entstammen; so warm und behaglich die heimatliche Wolle, das alte Nest — sie müssen in das Leben hinein, das fast ein halbes Jahrtausend weiter ist. Wie sollten sie nicht grausam zugrunde gehen oder als Träumer im Winkel sitzen?

Zwischen diesen beiden Polen — dem alten Pfarrhause und dem Proletarier der Großstadt — liegen etwa 400 Jahre. Wie viele Menschen, die heute physisch leben, leben auch geistig als Zeitgenossen? Von der Bourgeoisie gewiß nur ganz wenige.

Aber diese Bourgeoisie, die nicht ganz von heute ist, sie pflanzt sich in der öffentlichen Erziehung fort, sie sucht auch als herrschende Schicht die Erziehung des Proletariats zu bestimmen. Der Stoffinhalt der Erziehung, das übermittelte Wissen, ist eigentlich eine Wiederholung des Ablaufs der bisherigen Ideologien oder Ideologismen bis zu dem, unter dem die Gesellschaft steht. Das Hauptbestreben der tonangebenden Kreise ist die Befestigung der herrschenden Ideologismen in den Köpfen der Jugend. Und so ist unser Land gefüllt mit Ideologismen-Schulen; in den Provinzen herrschen die des 16. Jahrhunderts, in den Mittelstädten die des 18. Jahrhunderts und allenfalls in den Großstädten — in den Versuchsschulen Hamburgs, in der Gartenbauschule Neuköllns erreicht man das 20. Jahrhundert. Aber bisher und auch in Zukunft in keiner der „höheren“ Schulen. Sie sind als Produkte der alten kapitalistischen Klassenschichtung alle zum Absterben verurteilt, keine von ihnen kann neu sprießen aus der Gegenwart heraus.

Aber auch die Volksschule, die Schule des Proletariats, wurde und wird von der Bourgeoisie bestimmt: eine große Zahl von Religionsstunden (besser Stunden kirchlicher Ideologismen aus dem

16. Jahrhundert) soll dafür sorgen, daß die bestehenden Zustände den Kindern als Gott-gewollt erscheinen. Sorgfältig aufgebaute Hindernisse halten die Volksschule abgesperrt, verbauen den Zugang zu den höheren Schulen, die den Proletariern, von denen viele ja nur Bourgeois mit negativem Vorzeichen sind, ach so begehrenswert erscheinen. Das alles wäre an sich aus dem Selbsterhaltungstrieb der bestehenden Gesellschaft zu begreifen. Schwerer zu durchschauen ist die Tatsache, daß auch die Lehrerschaft der Volksschulen, obgleich sie vielfach dem Proletariat entstammt, sich vor ihm abschließt. Wir sprachen schon oben von dem Standestick der Volksschullehrer und der Oberlehrer; gewiß wird das Bestreben der herrschenden Klasse, mit den Mitteln des „Standesbewußtseins" und der „Berufseitelkeit" eine künstliche Scheidewand da zu errichten, wo am wenigsten eine sein sollte: zwischen Volkslehrer und Volk — durch gewisse Umstände erleichtert. Weite Kreise der Volksschullehrer stammen aus ländlichen, ja geradezu bäuerischen Verhältnissen. Mit vollem Bewußtsein legte die Bourgeoisie die Volksschullehrerseminare in kleine und kleinste Städtchen, gab den Heranwachsenden ein Milieu, das jedesfalls nicht vorwärtstrieb, gab ihnen in der Regel Lehrer, die durch Einheirat, Wissenschaft (Theologie!) und approbierte Gesinnung genehm waren. Besonders deutlich aber war und ist die Lage der Lehrerinnen. Sie entstammen vielfach dem klein- und mittelstädtischen Patriziat, sind selber Teilhaber der Bourgeoisie und werden durch das Zölibat vor Berührung mit anderen Volksschichten bewahrt und als das konserviert, was sie sind: lebende, aber geschlechtslose Ideologismen. Diese Lehrerinnen sind in einem derartigen Grade fähig, sich in die religiösen, berufsethischen, patriarchalischen oder politischen Ideologismen der Bourgeoisie zu verwandeln, daß sie wie die Nonnen mit dem Heiland oder einem Heiligen in innigster Gemeinschaft leben und nur Gefäß für fremde Inhalte sind. Man sehe sich aber an, welchen Prozentsatz allein die Beamtentöchter (von Pfarrern, Lehrern, Juristen, Offizieren usw. usw.) unter den Lehrerinnen bilden — und man begreift, daß die Lehrerin dem Volke so fern steht. Es soll nicht verkannt werden, daß der mütterliche Instinkt bei vielen Lehrerinnen das alte Ideengemäuer mit Abendsonnenschein überflutet, so daß Empfindungen romantischer Art von

Traulichkeit und Behaglichkeit entstehen. Das kann aber an der allgemeinen geistigen Struktur nichts ändern. Für die Lehrerin an höheren Schulen, für die Oberlehrerin liegt die Sache im wesentlichen ähnlich, ja es wird durchs Studium in der Regel ein stärkeres Herausarbeiten der Ecken und Kanten erreicht, während die Volksschullehrerin durchs häusliche Leben, durch fraulich-wirtschaftliche Aufgaben doch etwas abgeschliffen und gerundet wird. Zur Erklärung dieser weiblichen Psyche muß aber doch folgendes mit herangezogen werden: seit ungefähr 100 Jahren befindet sich die Frauenwelt in dem analogen Differenzierungsprozeß, wie ihn die Männer vor Jahrtausenden, am Ende der jüngeren Steinzeit und zu Beginn der Metallzeit durchgemacht haben, womit die eigentliche Epoche der Zivilisation begann. Schon dieser Hinweis wird die ungeheure Bedeutung solcher Entwicklung deutlich machen; die Unaufhaltsamkeit und Größe dieser Frage beleuchtet die eine Tatsache, daß 1907 bereits von 31 ¼ Mill. weiblicher Einwohner Deutschlands fast 9 ½ Mill. berufstätige Frauen waren, davon beinahe die Hälfte verheiratet[1]. Und diese Entwicklung geht im rasenden Tempo weiter. Mit diesem Differenzierungsprozeß hat die Frau zweifellos eine ungeheure Leistung und Verausgabung an Kraft eingesetzt, denn hier wurden die Grundlagen der gesamten früheren Einschätzung der Frau gewandelt. Und in diesem Auseinandersetzungsprozeß untereinander, mit der Männerwelt, mit den wirtschaftlichen Problemen hat die Frau fraglos ihre gesamte Kraft verbraucht, so daß sie die auf der Gesellschaft lastenden Ideologismen unbesehen hinnahm, zu erschöpft von den innersten Wirrungen, von dem Kampf Frau gegen Frau, von den Forderungen und Bürden der Männerwelt, von dem Zermürbungsprozeß der Berufsarbeit — als daß sie diese Ideologismen noch als solche hätte erkennen, geschweige denn zerschlagen können. Und so sind denn alle diese Formulierungen der soziologischen Hintergründe unseres Erziehungslebens scharf zugespitzte Feststellungen, aber keinerlei Wertungen.

Ganz besonders stark aber wirkt das akademische Studium auf die Männer, deren Herkunft aus bürgerlichen Schichten gewiß nicht belanglos ist, die aber gemäß dem stärker ausgeprägten Intellekt zu Opfern der sogenannten absoluten Wissenschaft werden.

[1] Müller-Lyer, „Phasen der Liebe“, S. 162.

Auf der Reichsschulkonferenz war vielleicht das der markanteste Punkt, als ein Jugendlicher auftrat (daß Jugendliche überhaupt eingeladen waren!) und die ganze alte Schule mit dürren Worten ablehnte. Es ist keine Brücke mehr zwischen beiden Teilen. Bei diesem Auftritt zeigte sich die seelische Struktur der Versammlung ganz eindeutig auf: ein Teil rief: „jetzt noch ein Säugling!“ und amüsierte sich köstlich, ein Teil lächelte nachsichtig-überlegen, nur wenige waren ernst und begriffen die Tragik der Stunde.

Hochfamiliale, spätfamiliale und frühpersonale Einstellung, um die Terminologie Müller-Lyers wieder zu gebrauchen. Man kann auch sagen: humanistische, realistische, zukunftsgläubige Einstellung, oder konservative, liberale, sozialistische, oder Gymnasium, Oberrealschule und Lebens- oder Einheitsschule.

Die Altphilologen leben in der Welt des 16. und 17. Jahrhunderts. In der Welt des humanistischen Beredtsamkeitkultes, in der Welt des lutherischen Wortkultes. Die Autorität der Bücher. Die Autorität überhaupt.

„Das Latein wurde nach den Lehrplänen eines Ebrard von Béthune und Alexander gelernt, Grammatikern des 12. und 13. Jahrhunderts, deren Methode freilich teilweis sogar noch der Zumptschen Grammatik des 19. Jahrhunderts zugrunde gelegen hat.“ .... „Wichtiger ist es, den Geist des Unterrichts kennen zu lernen. Und da ging man nun durchaus auf das Formale; nicht der Inhalt —, die Eleganz des Ausdrucks, die Eloquenz der Sprache vielmehr waren Hauptsache; so wie es der humanistischen Wissenschaft nicht auf Erweiterung des Wissens oder gar der Erkenntnis ankam — für sie lag die Fülle der Erkenntnis ein für allemal bei den Alten beschlossen —, sondern nur auf eine möglichst klare Fassung und einen möglichst eleganten Vortrag der Überlieferung.“[1] Aus diesem Geiste blühte seit Melanchthons Ausspruch: „carere monumentis Aristotelis non possumus“ die protestantische Scholastik, aus diesem Geist der Autoritätsgebundenheit die jesuitische Pädagogik mit ihrem Lohn- und Strafsystem, aus diesem Geiste blühte die italienische, französische, niederländische Philologie mit ihren sorgfältigen Textdrucken und Emendationen. Und es ist eine Ironie der

[1] Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, S. 152 f.

Geschichte: doppelt autoritätssüchtig wurde das Luthertum, das ehedem so revolutionäre, in dem Bedürfnis, sich als Usurpator nachträglich zu legitimieren mit der Autorität der Heiligen Schrift. Ähnlich haben noch alle Neulinge sich zu kanonisieren und legitimieren gesucht: ein Napoleon heiratete eine Marie Luise, ließ sich vom Papste salben. Das Luthertum heiratete die Landeshoheit und ließ sich von der Bibel salben. Deren Text aber war in hebräischer, griechischer, lateinischer Sprache. So war die Philologie Dienerin der Theologie, so mußte das Luthertum gerade so erstarren und zu einer toten Sache werden wie die lateinische Sprache, die — jetzt an die Ausdrucksweise der „Klassiker" gebunden — damit zu einer toten Sprache werden mußte, einer schön geschmückten Leiche. Genau so vollzog sich die Versteinerung des Rechtes, auf die Autorität des corpus iuris gegründet. Demgegenüber bewahrte die katholische Kirche weit regeres Leben, sie erkannte die Tradition an, sie entwickelte das Kirchenlatein weiter, sie gestaltete das Kirchenrecht aus. In dieser Autoritätswut des Luthertums steckt psychologisch die Angst seiner Schwäche, die Angst vor der Konsequenz der Gewissensfreiheit, das Zittern vor den Bauern von 1525. Mit dem Sieg des Landesfürstentums als der stärksten großagrarischen Gewalt gegenüber dem Chaos der revolutionierenden Masse, mit der Proklamierung der Landeskirche als des letzten Haltes der hemmungslos dahinbrausenden Reformation — wurden Bibel und Fürst, Buchstabe und Gott, Philologie und Theologie gleich ehrwürdig; in diesem kunstvollen Gebäude durfte kein Stein gelockert werden, sollte die ganze Halle, auf die Autoritätssäule gegründet, nicht zusammenbrechen. So ideologisiert sich das System des Großjunkertums, des territorialen Absolutismus. Es pflanzt sich fort in den Lateinschulen, in den Landes- und Fürstenschulen, in den Gymnasien. Es lebt im Betrieb der Philologie auf unseren Hochschulen, es lebt in den Herzen unserer Altphilologen. So beweist es nur den richtigen soziologischen Instinkt, wenn der Direktor jenes Gymnasiums in der anfangs erwähnten Mittelstadt, unterstützt von den Pastoren der Gegend, den Eltern klarzumachen sucht: das Gymnasium sei der Hort der alten Zucht und Sitte, sei die Stätte wahrer Autorität. So ist das Gymnasium Symbol konservativen Geistes.

Daß diese soziologische Analyse des Gymnasiums zutreffend ist, wird ganz deutlich, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, wie wenig von dem Geist der Antike wirklich in unsere Gymnasien eingedrungen ist. Wo ist die Kraft des Eros und die Freude am Nackten aus dem griechischen Gymnasion, wo ist die schöpferische Kraft der athenischen Demokratie, die Kraft zur künstlerischen Gestaltung und zum künstlerischen Erleben — wo ist sie in den Köpfen und Herzen unserer Altphilologen, wo ist sie im heutigen Gymnasium? Selbst die neuhumanistische Bewegung vom 18. zum 19. Jahrhundert, die in Wilhelm von Humboldt zeitweise sogar in Preußen amtlich wurde, hat an der soziologischen Struktur der Gymnasien nichts zu ändern vermocht, das Wortprinzip war stärker als das Geistprinzip. Es ist auch kein Zufall, daß manch ausgezeichneter Kenner des Altertums mit seinem Herzen auf der Linken in der Antike, auf der Rechten in der Neuzeit steht: ein soziologisches Produkt unseres altphilologischen Betriebes. Vergeblich sucht man Direktoren von der Richtung der Freunde des humanistischen Gymnasiums, die den Welfen altpreußische Ordnung und Tüchtigkeit beweisen sollen und gewiß in ihrer Art Männer eines Gusses sind, vergeblich sucht man ihnen Verständnis für die heutige Zeit zu vermitteln, indem man sie an die Reformen des Kleisthenes erinnert: wie er dem attischen Geiste die Flügel löste — sie würdigen solche Heiligtumsschänder keiner Antwort. Gewiß ist solch ein Hinweis kein Beweis für die Leistungen der jungen deutschen Republik, aber die Analogie könnte doch dafür ein Verstehen ermöglichen, daß Demokratie, um es bescheiden zu sagen, nicht gerade Teufelswerk zu sein braucht. Aber nein, diese Herren wollen nicht, weil sie nicht können; sie sind Neanderschüler aus Ilfeld und sehen mit dem Doppelblick der Melanchthonianer: mit einem fröhlichen Auge auf die Antike, mit einem nassen Auge auf die Landeshoheit. Und die Landeshoheit, der Geist der von Gott gegebenen Ordnung, entscheidet. De rebus civilibus docent, quod legitimae ordinationes civiles sint bona opera dei (Melanchthon 1530).

Und aus dem Lager dieser Altphilologen kam das Gelächter auf der Reichsschulkonferenz.

Dementsprechend muß man auch von einer Stoffideologie des Gymnasiums sprechen. Die Jahrhunderte nach der Aufrichtung der

reinen Lehre und der reinen Philologie zählen ja eigentlich nicht mit; noch immer wirkt der humanistische Gedanke nach, daß im Altertum alle Weisheit beschlossen sei. So sind neue Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaft nur widerwillig geduldet, so spielen die Vertreter dieser Fächer auf den Konferenzen eines Gymnasiums eine undankbare Rolle. Nur widerstrebend läßt man sie leben, Latein und Griechisch aber sind doch die Hauptsache. Schlimmer aber noch als gar keine Fakultas in diesen Fächern zu haben ist eine für die Mittelklassen, das ist Sakrileg. So gibt man solchen Herren wohl Unterricht ohne Fakultas in Religion und Geographie, aber mit Nebenfach im Lateinischen läßt man sie überhaupt nicht an die Jungen. Statt des Gebrauches unserer zum Teil wundervollen neudeutschen Nachdichtungen griechischer und römischer Werke stümpert man lieber an dem originalen Satzbau: heiliger Buchstabe, heilige homerische Partikel! Wie wird auch im Geschichtsunterricht des Gymnasiums die Gegenwart verleugnet. Es ist noch nicht so lange her, da hatte man auf der Oberstufe zwei Jahre für alte Geschichte und zwei Jahre bis zur heiligen Allianz. Nur mühsam eroberte sich die Geschichte der erschütterten Autorität, des Konstitutionalismus, ein wenig Raum — bis zum Jahre 1870. Und als dann die neue Zeit mächtig die Fortführung bis zur Gegenwart verlangte, da gaben die amtlichen Erlasse zwar nach; die Geschichtsprofessoren aber auf den Gymnasien — meistens Altphilologen — fanden aus Unkenntnis (ihre Kolleghefte gingen nicht so weit), aus Dünkel und aus Begeisterung für die absolute Monarchie Friedrichs des Großen und Bismarcks nicht den Weg zur Gegenwart. Stoffideologismus der Gymnasien.

In jener Mittelstadt fordert die Kaufmannschaft, taktisch unterstützt von der Arbeiterschaft, die Oberrealschule. Auch da zeigt sich der richtige soziologische Instinkt.

An der Oberrealschule wirken Naturwissenschaftler und Neuphilologen. An der Oberrealschule will man für weltmännische Gewandtheit, für die Praxis des Lebens erziehen.

Der aus England und Holland sich entwickelnde Großkapitalismus findet seinen pädagogischen Ideologen in Locke[1]. Das Kind muß sich

[1] 1693 Some thoughts concerning education.

gewöhnen, seine Wünsche dem Willen des Erziehers unterzuordnen. Man erreicht das durch Weckung des Ehrgefühls, durch Lob und Tadel. Die Kenntnisse sind nicht so wichtig, können spielend erworben werden. Französisch ist die Sprache, die zuerst gelernt wird. Auch Latein wird gelernt, aber Übersetzung in die Muttersprache ist wichtiger als lateinische Stilübungen. Kenntnisse in Geschichte, Geographie, Arithmetik, Geometrie, Astronomie kommen dazu, Übung in Handarbeiten jeder Art. Der Wert des Reisens wird betont — nur nicht zu früh. In dem ganzen System ist alles auf das Nützliche und Brauchbare gerichtet.

Typisch für diese Art von Bildung ist folgender Entwicklungsgang eines Elbinger Patriziers nach der Leichenpredigt vom Jahre 1754.

„Unsere berühmte Schule, die so manchen großen Mann dem Vaterlande geliefert hat, ist auch dem Wohlseligen eine Stuffe zu seiner Größe gewesen. Der fromme Rektor Koitsch, die fleißige gelahrte Männer, Seyler, Woyt und Hempel, haben seine Gemüths-Gaben mit aller Treue bearbeitet. Er war 21 Jahr alt, als Er im Jahr 1725, im Monat May, sein Vaterland verließ, und die berühmte hohe Schule, Halle in Magdeburg, bezog. Ich darf diesen Ort nur nennen, und dessen in der ganzen Welt berühmte Lehrer der Rechte, einen Thomasius, einen Böhmer, einen Knorren, einen Gundling, so wird man gleich schlüssen können, wie viel Gelegenheit Er gehabt, sich zu einem nützlichen und ansehnlichen Mann in der Vaterstadt zu machen. Doch, was in der Welt soll leuchten, muß auch die große Welt gesehen haben und sie wohl kennen. Die glückselige Umstände seiner vornehmen Eltern waren hinlänglich zu diesem Zweck, den sonst wenig erreichen. Im Jahre 1728 begab Er sich in diesen allgemeinen Welt-Schauplatz. Er besuchte Jena, Weimar, Gotha, Erfurt, und gieng über Leipzig nach unsers Monarchen fürtreflichen Residence, Dresden. Er wandte sich von dannen nach Norden, und ließ das große Hamburg, welches Handel und Gelehrsamkeit zugleich berühmt machet, nicht unbesuchet. Hannover und Osnabrück eröfneten ihm den Weg nach dem freyen und merkwürdigsten Holland. Utrecht, Amsterdam, Leyden, der Herren Haag, Delft, Rotterdam sättigten seine Neubegierde. Das Meer konte Ihn nicht abhalten, nach der freyen und glückseligen Insul Groß-Brittanien überzuschiffen. London, die unstreitig gröste

Stadt in unserem Welttheile Europa, war Ihm ein großer Schauplatz für seine Bemerkungen. Wie Er solchen verlassen, musten Brabant und Flandern seine Augen weiden, und Ihm den Weg nach Frankreich eröfnen. Die kleine Welt, das große Paris, der Sitz des Monarchens und der Macht des Landes, hielt Ihn 3 Monate auf. Doch das liebe teutsche Land zog Ihn wieder zu sich, wohin Er über Strasburg eilete, und nebst der Reichs-Stadt Ulm, andere Reichsstädte begrüßete, bis er in die Kayserl. Residenz-Stadt Wien gelangete. Doch wie Er wohl wuste, daß wir unter dem glorwürdigen polnischen Scepter stehen, also hat Er auch zuletzt und fürnehmlich, ja am längsten, das Reich besuchet, von dessen Majestät Polen und Preußen regieret wird. Im Jahre 1729 langete er in dessen Königl. Residence, Warschau, an." Nach dem Besuch des Reichstags von Grodno, nach einem einjährigen Studium in Krakau kehrt er 1730 wieder nach Elbing zurück, um sofort in die Ämterlaufbahn der Stadt einzutreten.

Dieser Elbingische Großkaufmann ist ganz im Sinne Lockes erzogen, im Sinne der herrschenden frühkapitalistischen Gesellschaft, die für Handel und Industrie Beweglichkeit, praktischen Blick, moderne Sprachen und geographische Kenntnisse braucht. In diesem Geiste entstehen im 18. Jahrhundert die ersten Realschulen: getragen von dem manchesterlichen Geist des Freihandels hat sich dann dieser Sinn für die Realien mächtig Bahn gebrochen. Diese Entwicklung des freien Spiels der Kräfte hat auch erzieherisch in gewissem Grade gewirkt: die Individualität der großkapitalistischen Jugend wird in jeder Hinsicht gepflegt, rücksichtsloser Nützlichkeitsgeist schafft brauchbare Schulen, Realgymnasien als erste Etappe, Oberrealschulen als zweite und letzte.

Von dieser weltmännisch-liberalen Art hat der Typ des Neuphilologen, häufig auch der des Germanisten, der des Mathematikers und Naturwissenschaftlers etwas mitbekommen. Man macht dem Zeitgeist Konzessionen. Man wetteifert gesellschaftlich mit Juristen und Offizieren ('s ist nützlich), man ist konstitutionell (vom Geist der Westmächte angeweht). Und dennoch ist die Konkurrenz mit dem Gymnasium nicht ganz erfolgreich. Die gute Gesellschaft (der alte Adel; die ihm formal nacheifernde Geldaristokratie) bevorzugt das zuverlässige Gymnasium. Mit Hauslehrern und Bonnen

hilft man der weltmännischen Politur privatim nach. So stark ist die Tradition der autoritativen Monarchie.

Herren aus dieser „realpolitischen“ Welt, die sich in Deutschland nicht ganz klar umrissen darstellt, Herren dieser weltmännisch-liberalen Einstellung lächelten nachsichtig-überlegen über den jungen Studenten auf der Reichsschulkonferenz.

Und die wenigen, die diesen Menschen sehr, sehr ernst nahmen, diese haben noch keine Stätte, sie sind erst im Begriff, aus ihrer sozialistischen Einstellung heraus die Lebensschule, die Arbeits- und Gemeinschaftsschule, die Produktionsschule zu bauen.

Noch reiner und unmittelbarer stellen die Hochschulen ein Spiegelbild der besitz- und machtführenden Gesellschaft dar. Auch sie tragen die Erbschaft ihrer Gründung: Zweckinstitute zur Züchtung zunächst von Juristen und Theologen für die herrschende Gesellschaft der hochfamilialen Epoche. Die Hochschulen, anfangs mehr universaler Art als Horte der einen gebundenen mittelalterlichen Weltanschauung, wurden im 15. Jahrhundert immer mehr territorialen Interessen dienstbar, wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Deutschland vom Humanismus erobert, um dann unter der Wärme der Reformation sich umzuformen und neue Schößlinge zu treiben. Diese erste große Epoche der reinen Geisteswissenschaften: der Theologie, Jurisprudenz und Philologie, diente in der Wirklichkeit so unbedingt der Herausbildung der Zeitideologien, daß die damals erkannten rein „wissenschaftlichen“ Wahrheiten noch heute ideologistisch einen verhängnisvollen Druck ausüben.

Langsam eroberten sich auch die Mathematik, die Naturwissenschaften und die Medizin ihre Stellung im Zeitalter der praktischen und nützlichen Einstellung, und in der hochkapitalistischen Phase trat die Technik ihren Siegeszug an.

In welchem Maße die sogenannte absolute Wissenschaft Produkt ihrer Zeit, ihrer ökonomischen Voraussetzungen ist, kann man besonders deutlich an der Geschichtswissenschaft erkennen. Angeblich sucht der Historiker objektiv, wie es gewesen, will die Vergangenheit darstellen, will sie verständlich machen[1]. Im Grunde ist es gerade umgekehrt: der Historiker projiziert seine Zeitgedanken in die Ver-

[1] Nähere Ausführung im Kapitel „Kunst und Wissenschaft“ II. Teil, 3. Kap.

gangenheit, formt sich die Vergangenheit. Jede Zeit macht sich ihre Vergangenheit.

Die Geschichtswissenschaft ist also der Stammbaum-Fabrikant, der den neuen Kräften in der Gesellschaft zu einer Ahnentafel, zu einer Legitimierung verhilft[1]. Aus welchem „objektiven" Grund hat man bis zur Revolution jeden auch nur des Sozialismus verdächtigen Forscher aus dem Tempel der „voraussetzungslosen" Wissenschaft getrieben, aus welchem „objektiven" Grund schweigen 99 % der Historiker die Ergebnisse der materialistischen Geschichtsauffassung tot? Warum werden in den meisten religionsgeschichtlichen Werken Kautskys Ausführungen über die Münsterischen Unruhen nicht zitiert? Alle diese Arbeiten von Kautsky, Mehring, Bernstein sind systematisch in Literatur und Kolleg totgeschwiegen worden. Es ist die unausgesprochene Verabredung, es ist der Ring der „bürgerlichen" Gelehrten, die angeblich der voraussetzungslosen Wissenschaft dienen und die hier nicht einmal subjektiv schuldlos sind. Es muß das ganz deutlich immer und immer wieder gesagt werden, bis es den Professoren in die Ohren gellt: ihr dient gar nicht der reinen Wissenschaft, ihr geht von bestimmten Voraussetzungen aus, ihr wollt bestimmte Ergebnisse haben. Dem ökonomisch denkenden, dem soziologisch geschulten Forscher sind das keine Wunder, er weiß, daß sie in gewissem Grade so handeln müssen. Die Professoren sind ja nicht an Instituten, die isoliert vom Tageslärm reiner Forschung dienen, sie sind an Instituten, die dem Staat (d. h. der herrschenden Gesellschaft) so und so beschaffene Beamte liefern sollen. Der Staat übt in der Praxis der Verhältnisse den ungeheuerlichsten Druck aus (er muß es tun, um seiner Selbsterhaltung willen), daß nur solche Männer lehren und prüfen, die ihm genehm sind, die staatlich (gesellschaftlich) gebilligte Weisheit liefern. Denn die herrschende Gesellschaft schickt ihre Jugend auf die Hochschulen. Dem Proletariat ist sie verschlossen, gegen eine Intellektualisierung des Proletariats wehrt sie sich verzweifelt. Und die Gesellschaft hat wieder für et-

[1] Das ist an sich kein Vorwurf, das ist nur Feststellung. Man muß sich aber dieser Lage *bewußt* sein und darf nicht von Voraussetzungslosigkeit sprechen. Die Ahnungslosigkeit der bürgerlichen Gelehrten über ihre eigene Lage ist aber gerade bezeichnend für den Druck der Ideologismen: subjektiv ehrlich glauben sie zu schieben und sind doch allzu sehr die Geschobenen.

waige Schwierigkeiten, für Söhne des Beamtenstandes usw., den Begriff des akademischen Standes, einer eigenen akademischen Sittlichkeit erfunden, hat diese Begriffe in den studentischen Korporationen übersteigert und findet doch immer wieder Nachwuchs — der alles in Kauf nimmt, der noch ganz andere Joche durchkröche als nur den studentischen Komment und den studentischen Ehrenkodex — weil ihm die Machtstellungen der Zukunft reserviert sind. Die Gesellschaft pflanzt sich in der Erziehung fort.

Hinter all diesen Erziehungsgewalten steht der Staat mit seiner Autorität. Vergeblich hat sich die bürgerliche Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts abgemüht, das Rätsel dieser verschleierten Statue zu lüften. In den wunderlichsten Widersprüchen bewegt sich eine Anthologie solcher Meinungen, bedingt durch rechtliche, theologische und sonstige Ideologismen, je nachdem, von welcher Tradition die Verfasser gerade herkamen [1].

In einem aber herrscht Gemeinsamkeit: sie gehen alle von „idealen Momenten" aus. Selbst Dr. Adolf Menzel gibt dies im „Handbuch der Politik" zu: „Zunächst ereignet es sich nicht selten, daß in die Definition des Staatsbegriffes ein Merkmal Aufnahme findet, welches, wenn auch vielleicht unbewußt, ein ideales Moment enthält." („Daß auch der organischen und der juristischen Staatstheorie ein ideales Moment zugrunde liegt, wird unten gezeigt werden. Die soziologische Staatslehre enthält gewissermaßen ein negatives Ideal; sie malt den Staat der Vergangenheit und der Gegenwart in den düstersten Farben." ??) Die energetische Theorie setzt eine unzulängliche Beschreibung des Staates als seine Definition. Auf die soziologische Theorie ist Dr. Adolf Menzel, wie schon die in der Klammer zitierte Anmerkung zeigt, besonders schlecht zu sprechen. Dennoch ist sie die einzige, die Licht in diese Wirrnis bringt: „Es gibt zwei grundsätzlich entgegengesetzte Mittel, mit denen der überall durch den gleichen Trieb der Lebensfürsorge in Bewegung gesetzte Mensch die nötigen Befriedigungsmittel erlangen kann: Arbeit und Raub, eigene Arbeit und gewaltsame Aneignung fremder Arbeit" (das „ökonomische Mittel" und das „politische Mittel") [2],

[1] Man vergleiche die hübsche Zusammenstellung bei Franz Oppenheimer „Der Staat" (6.—10. Tausend) 1919, Seite 8 und 9.
[2] vgl. Oppenheimer a. a. O., S. 16.

„Volkstum und Staat, Recht und höhere Wirtschaft, mit allen Entwicklungen und Verzweigungen, die sie schon getrieben haben und noch treiben werden, entstanden gemeinsam in jenem Moment unvergleichlicher weltgeschichtlicher Bedeutung, in dem zuerst der Sieger den Besiegten schonte, um ihn dauernd zu bewirtschaften." Als drittes Mittel, um zu Reichtum zu gelangen, fügt Müller-Lyer das geneonomische hinzu, die Erbfolge.[1] Dies geneonomische Mittel kann wohl als die Methode bezeichnet werden, mit der die durchs politische Mittel zur Herrschaft gelangte Klasse ihre Herrschaft aufrecht erhält, solange es sich um Landbesitz handelt, und wodurch sie sich in gewissem Grade ökonomisiert. Durch die von der Gewerbstadt aus entfaltete neue ökonomische Kraft der Geldwirtschaft, die sich später zum Kapitalismus auswächst, langsam eingeengt, später mit ihr verschmolzen, politisiert sich diese vorwiegend ökonomisch bestimmte Doppelmacht in gewissem Grade dann umgekehrt wieder durch das geneonomische Mittel. In restloser Auswirkung führt dies Prinzip zum Verfall und Niedergang der Völker[2].

Nur wenn es gelingt, aus diesem bisher unentrinnbar gewesenen Geschick oder Gesetz der Völker herauszukommen, nur dann kann auf eine neue Zukunft gehofft werden. Bisher war der Staat der organisierte Schutz der schrankenlosen privatrechtlichen Vererbung, die teils „ökonomische", teils „politische" Wirkungen auslöste. Wenn wir diese „Geneonomie" zerbrechen — und andere Wege zu einer besseren Zukunft gibt es nicht, dann muß also eine Entstaatlichung eintreten. Jedesfalls muß sich der alte Staatsbegriff auflösen, und Oppenheimer schlägt für gewisse Neubildungen (Neu-Seeland) und im Sinne seiner Zukunftshoffnungen den Begriff der „Freibürgerschaft" vor.

Diese aus Oppenheimer und Müller-Lyer erwachsene Theorie vom Wesen des Staates, wie er bisher in Erscheinung getreten, bezieht sich eigentlich nur auf die gesamte familiale Epoche, und bei näherer Prüfung würde sich das überraschende Resultat ergeben, daß der Staat in der familialen Epoche Werkzeug der Familie, bei der Macht und Besitz unbegrenzt zu vererben war, gewesen ist, daß der Staat eine notwendige Begleiterscheinung

---

[1] vgl. Müller-Lyer, „Die Familie", S. 265. [2] a. a. O. S. 246 ff.

der sich differenzierenden Männerwelt ist (bei welcher Annahme sich starke Berührungen mit Blühers Theorie vom Männerbunde finden). Mit dem Zerfall der Familie, mit der einsetzenden Differenzierung der Frauen muß auch der alte Staat sich zersetzen. Müller-Lyer deutet diesen Zusammenhang in jener treffenden Formel an:

„Schwache Gesellschaft: starke Familie, schwache Frau;
Starke Gesellschaft: schwache Familie, starke Frau“ [1].

Aus dieser Erkenntnis vom Wesen des Staates ergibt sich auch der Zusammenhang zwischen Staat und Erziehungsmächten. Luther und Paulus, beide von der hochfamilialen Phase her belastet, beide aus dem Beginn spätfamilialer Phasen stammend, können sich nicht genug tun in der religiösen Verherrlichung der Familie und des Familieneigentums. Es liegt in dieser starken Betonung der Göttlichkeit der Familie und ihres Erbrechtes doch schon die Angst vor anderen Möglichkeiten. Man schaue in den lutherischen Katechismus und seine Erklärungen, man schaue in die Paulinischen Sprüche, die sie stützen, und wird auf Schritt und Tritt Belege für diese Einstellung finden. Die Eltern sind Gottes Stellvertreter auf Erden, so werden die Kinder unterwiesen, die Lehrer wieder sind deren Stellvertreter, also gleichsam auch gottähnlich. Die vaterrechtliche Auffassung beherrscht das Denken. Eigentlich hat er Gewalt über Leben und Tod. Und über allen Vätern steht der Landesvater, der Fürst, der unmittelbar von Gott erleuchtet wird [2]. „Es ziemt dem Untertanen, seinem König und Landesherren schuldigen Gehorsam zu leisten, und sich bei Befolgung der von ihm ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt, und es ziemt ihm nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen.“ (Minister von Rochow auf eine Elbinger Adresse in Sache der Göttinger Sieben). „Goethes Schwiegertochter traf das rechte Wort, indem sie ein poetisches Märchen von dem „Herrscherwahnsinn“ eines chinesischen Kaisers erzählte. Größenwahn, der an Gotteslästerung

---

[1] „Phasen der Liebe“, S. 184, vgl. auch „Die Familie“, S. 342.
[2] Ludwig XIV. vom Fürsten: „Tenant pour ainsi dire la place de Dieu, il semble être participant de sa connaisance“. Œuvres 2,283 (Lamprecht XI,1, S. 43.)

streifte! Das war der Dämon, der allen diesen Fürsten zur Seite saß. Genährt von Schmeichlern, riß er gelegentlich auch die bescheideneren Naturen auf den Thronen zu Handlungen und Erklärungen fort, die nichts waren als Frevel und bei den kleinen Verhältnissen ihrer Macht, sowie bei ihren menschlichen Schwächen und Bedürftigkeiten sie und mit ihnen das monarchische Prinzip dem Spott und der Verhöhnung preisgaben."[1]

Friedrich Wilhelm IV. rüffelte höchstpersönlich die Professoren in Königsberg i. Pr.: „Die Universität soll ein Herd des Lichts sein, ihre Losung sei: Vorwärts! Aber sie folge ihr nimmermehr auf der Irrbahn des Kometen oder auf dem Wege der Feuersbrunst, die von Dunkel umhüllt vorschreitet. Die Früchte ihres Strebens seien Gottesfurcht — aller Weisheit Anfang, echte Treue, die da weiß, daß man dem Fürsten nicht dient, wenn man seine hohen Diener herabzieht." (1844.) Also nicht nur der Fürst ist tabu, auch seine hohen Diener, und die Wissenschaft hat in Gottesfurcht diesen Zustand zu verherrlichen.

Aber so fern liegen diese Dinge gar nicht: Wilhelm II. schreibt am 25. X. 1895 an Nikolaus II.: „Was ist nun die Folge zu Hause in unseren verschiedenen Ländern, wo die Republikaner Revolutionäre de natura sind und — mit Recht — behandelt werden als Leute, die erschossen oder gehängt werden müssen? .... Vergiß nicht: Faure sitzt — ohne persönliches Verschulden — auf dem Throne des französischen Königspaares „von Gottes Gnaden", dessen Häupter französische Republikaner abgeschlagen haben. Das Blut der Majestäten liegt noch auf diesem Lande! Sieh es an, ist es seitdem wieder glücklich oder ruhig gewesen? .... Nicky, nimm mein Wort darauf, der Fluch Gottes hat dieses Volk für immer getroffen. Uns christlichen Königen und Kaisern ist die eine heilige Pflicht vom Himmel auferlegt, den Grundsatz „von Gottes Gnaden" aufrechtzuerhalten." Und am 28. XI. 1905: „Meine Vertreter im Ausland treiben nur eine Politik, und das ist die meine."

Angewandt auf die Erziehung gestaltete sich das Bild folgendermaßen[2]: „Auch die Pädagogik — im weitesten Sinne dieses

[1] Georg Kaufmann, „Polit. Gesch. Deutschlands im 19. Jahrh.," S. 259.
[2] Nach Lamprecht, „Deutsche Geschichte," 2. Ergänzungsband, 1. Hälfte, S. 423.

Wortes — mußte, bei dem konsequenten Denken des Kaisers, einbezogen werden in das System der Beförderung nationaler und politischer Zwecke durch die höchsten Mächte der Kultur“ (lies: in das System des Schutzes des familialen Erbrechts zugunsten der besitzenden Klasse auf Kosten des Proletariats. Der Verf.). „Kann in diesem Zusammenhang etwas noch charakteristischer sein als der Anfang der persönlichen Schulpolitik Wilhelms II. mit dem Erlaß vom 1. Mai 1889, betreffend die Aufgabe der Schulen bei Bekämpfung der Sozialdemokratie? Da wurde den Gymnasien vorgezeichnet: „In dem Geschichtsunterricht ist die Entwicklung unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse insbesondere vom Beginn dieses Jahrhunderts bis zur gegenwärtigen sozialpolitischen Gesetzgebung darzustellen. ... Die Belehrung über die Verderblichkeit der Sozialdemokratie hat hierbei, ohne in eine nähere Erörterung der sozialistischen Theorien einzutreten, an der Hand des gesunden Menschenverstandes zu erfolgen. Die Unmöglichkeit der sozialistischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen.“

So wurde die Pädagogik — hier direkt ausgesprochen — sonst indirekt durch den Druck der Behörden, vom Staate mißbraucht, um die bestehende „Ordnung“ zu erhalten. Und völlig analog den staatlichen Machtverhältnissen vollzog sich der Absolutismus an den Schulen. Althoff, ein Bismarck in Hochschulfragen, mißhandelte die preußischen Professoren nach allen Regeln der Kunst, ließ sie sich gegenseitig unterbieten; verstand es dann allerdings, den Universitäten gegen ihren Willen bedeutende Gelehrte aufzuzwingen. Er durchschaute das Zunft- und Cliquenwesen der Fakultäten — gibt es doch ganze Hochschullehrerdynastien, die mit Freundschaft, Schülerschaft und Verwandtschaft die Universitäten beherrschen (vgl. die germanistische Wissenschaft). Die zünftige Verfassung der Universitäten, getreue Entsprechung ihres mittelalterlichen Geistes, hat es ja dahin gebracht, daß allgemein die Rede geht, der sicherste Weg zur Professur sei die Einheirat — wie bei mittelalterlichen Handwerksmeistern, deren Zahl festgelegt war und in deren Reihen man bei Vakanzen nur als Sohn oder Schwiegersohn einzudringen Aussicht hatte.

Der Absolutismus im Bildungswesen setzt sich entsprechend nach

unten fort: die Direktoren der höheren Schulen sind Autokraten mit guten Manieren und ohne solche. Sie repräsentieren die Autorität. Ein Schuldirektor hat recht, ein für allemal, gerade wie beim alten (und heutigen?) Militär der Vorgesetzte. Wie darf man sich auch an den hohen Dienern der Fürsten versündigen! Am eindeutigsten und ungefährlichsten sind die ehrlichen Tyrannen, die mit ihrem sic volo, sic jubeo jeden Zweifel ob ihrer Einstellung zur Selbstverantwortung von Lehrer und Schüler abschneiden. Oft sehr tüchtige Beamtennaturen, mit denen man bei aller Gegensätzlichkeit der Weltanschauung doch ehrlich und gut auskommen kann. Viel schwieriger sind die konstitutionellen Direktoren — stammt die erste Klasse von Schultyrannen gewöhnlich gerader Linie aus der autoritären Altphilologie, so ist die zweite vom liberal-manchesterlichen Geiste angehaucht, gebärdet sich modern, um mit Hilfe der gut geölten Konferenzmaschine unter dem Schein der Sachlichkeit stets ihre Wünsche durchzudrücken. Sie wissen sich sogar hinter Voten der Elternbeiräte, hinter Beschlüssen der Schulgemeinde zu verstecken, und es gehört ein geübtes Auge dazu, hinter der scheinbar makellos glatten Leinewand, auf die die Köpfe des Kollegiums, der Eltern, der Kinder projiziert werden, die Konturen des Direktors zu entdecken.

Nur wenige verhalten sich in diesen Fragen einfach sachlich und korrekt, ohne den Versuch, die Entscheidung der „Untergebenen“ zu beeinflussen.

Ganz genau so liegen die Dinge bei den Volksschulen, nur daß hier die Tyrannis sich in der Regel noch ungehemmter austobt und oft nicht einmal darauf Wert legt, den guten Schein zu wahren.

Und weiter strahlt der Glanz der Autorität vom Direktor auf die Lehrer. Doch es muß um der Gerechtigkeit willen gesagt werden: es handelt sich hier nicht um besondere Untertanengesinnung der Lehrer, verglichen mit anderen Beamtenkategorien; der ganze Staat mit seinen Beamtenheeren in Post, Eisenbahn, Militär, Gericht usw. usw. pflegt diesen Geist; er ist dem Wesen des Staates familialer Art eben innewohnend, nimmt natürlich in agrarischem Milieu unverfälscht ursprünglichere Formen an als in industrieller Umgebung.

Und die Rechtspflege sucht diesen Zustand zu schützen. Typisch dafür ist folgender Vorfall[1]:

Schülerkontrolle. Die nur von Jugendlichen geschriebene und herausgegebene Zeitschrift „Der neue Anfang", welche sich besonders mit Schulfragen befaßt, enthielt in einer Rubrik, in der an kleinen tatsächlichen Vorkommnissen der Erziehungsbetrieb unserer höheren Schulen beleuchtet wird, folgende Notiz:

> „Im Leibniz-Gymnasium Charlottenburg hat man zwei identische französische Übersetzungen (abgeschrieben) abgeliefert, und der Herr Professor Brassat gab (ohne den Schwindel zu merken) dem guten Schüler eine II, dem schlechten eine IV."

Deswegen verklagte der Professor den Herausgeber der Zeitschrift wegen Beleidigung und übler Nachrede. Das Schöffengericht Berlin-Mitte stellte fest, daß der dem Angeklagten obliegende Wahrheitsbeweis erbracht worden sei; insbesondere daß der Professor selbst zugegeben habe, er pflege die Arbeiten guter Schüler nur oberflächlich zu korrigieren; daß ferner die ohne jeden Kommentar erschienene Notiz auch in ihrer Form rein sachlich sei. Dennoch verurteilte es den Angeklagten zu 30 M. Geldstrafe, weil diese erwiesen wahre Tatsache in einer Schülerzeitschrift erschienen sei. Dieser stehe das Recht der Tages- und Fachzeitschriften nicht zu, auf Mißstände hinzuweisen und zu deren Abstellung mitzuwirken; denn die Jugend müsse „vor zersetzendem Einfluß bewahrt werden". Gegen dieses Urteil legte — wie uns mitgeteilt wird — der Angeklagte mit Erfolg Berufung ein. Es würde, wie der Verteidiger ausführte, die Wahrheitsliebe der Jugend nicht gerade stärken, wenn man ihr wahre Tatsachen des Schullebens durchaus verheimlichen müsse; ein Recht der Lehrer auf Immunität gäbe es nicht, mag man den Autoritätsgedanken noch so sehr überspannen. Außerdem übersieht das erste Urteil völlig, daß heute der Einfluß der Jugend — und damit ihrer Zeitschriften — auf Erziehungsfragen nicht unerheblich geworden ist, wie sich z. B. aus der Beiziehung Jugendlicher zur Reichsschulkonferenz und zu den Prüfungsausschüssen des Lichtspielgesetzes ergibt. Der Verteidiger überreichte nicht weniger als 10 Jugendzeitschriften der verschieden-

---

[1] „Welt am Montag," am 15. November 1920.

sten Richtungen, die sich alle mit Schul- und Selbsterziehungsfragen beschäftigen. Das Landgericht kam daher, da es auch den Wahrheitsbeweis für erbracht ansah und jenen Vertuschungsstandpunkt gegenüber der Jugend für unberechtigt hielt, zu einem Freispruch des Angeklagten und legte dem Professor die Kosten des Verfahrens auf.

Das erste Urteil des Schöffengerichts Berlin-Mitte wird ewig ein Denkmal dafür bleiben, bis zu welchem Grade unser Volk zusammen mit den Fachrichtern noch autoritätsgebunden geblieben ist in einer Zeit, wo wir uns der freiesten Verfassung der Welt rühmen. Soziologisch sehen wir hier aber ganz deutlich, wie sich die väterliche Autorität mit der professoralen identisch fühlt und mit erhobenem Finger erklärt: „Liebes Kind, du hast ja leider recht, aber du bist doch sehr unbescheiden, und deswegen muß ich dich rügen!"

Dieser gesamte Autoritätskult des familialen Staates ist ideologisch verbrämt mit den Begriffen der Mannentreue gegen den Fürsten, mit vaterländisch-nationaler Gesinnung. Für Menschen dieser Denkungsart gibt es ja gar keine Möglichkeit, vaterländisch zu sehen, als durch diesen Ritz an der familialen landesväterlichen Tür: als sähe ein Knabe durchs Schlüsselloch und sähe ständig den Uniformrock seines Vaters, der an der Innenseite hängt, und glaubte, der Vater sei dauernd drinnen und versperre ihm die Aussicht; so wird diesen Leuten jeglicher Ausblick in Volk und Menschheit durch den Fürstenrock verhängt, mag der Fürst selber auch fortgegangen sein. Dazu kommt noch, daß sich die Begriffe „Fürst" und „Held" für Menschen dieser Psyche identifiziert haben: so wie den Kindern ihr Vater der stärkste Mann ist — nach den Erfahrungen, die sie „von seiner Hand" gemacht haben — so ist den großen politischen Kindern der Fürst als Vater des Vaterlandes der stärkste Mann der Welt. Das kann hochpoetische Formen annehmen, wie z. B. bei Walter Flex:

„Wir sind dem König von Preußen verschworen
mit Leib und Seele, wie wir geboren.
Wer auf die preußische Fahne schwört,
hat nichts mehr, was ihm selber gehört.
Weh dem, der des Königs Wege stört!
Der König von Preußen kann ruhig gehen,
wohin 's ihm gefällt.

Soweit seine seidenen Fahnen wehen,
ist sein die Welt."

Das ist mit großer Reimfertigkeit in tausend Zungen der Kriegslyrik verkündet worden — überall die gleiche Mentalität: das Volk klammerte sich — eigenen Denkens und Urteilens entwöhnt — in der Stunde der Gefahr an die väterliche Autorität des Landesherrn.

Und wenn wir die Auswirkung dieser familialen Einstellung bis in die letzten Geistesspiegelungen verfolgen, so kommen wir auf die Fragen der gesamten Weltanschauung religiöser und philosophischer Art. Die religiösen Spiegelungen der familialen Gesellschaftsordnung sind ohne weiteres verständlich, Gott ist eben der pater familias für die gesamte Schöpfung, ist das im Großen, was der Fürst im Kleinen ist. Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist das der „lieben Kinder" zum „lieben Vater". Jedes Volk dieser Epoche glaubt der Joseph oder Benjamin von Gott-Jakob zu sein. Die Ideologie des „auserwählten Volkes" spielt ja in England eine ganz besondere Rolle. Aber auch der Deutsche pflegt diese sentimentale Gedankenreihe mit Inbrunst; man denke an den fürchterlichen Unfug mit dem Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen solle. Man denke an die Worte Fichtes:

„So seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechtes auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. ... Es ist daher kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung" (1808 im Druck). Gewiß ist es richtig, einem in Lethargie Versinkenden zu sagen: wenn du dich nicht aufraffst, ists vorbei; da kann dir keiner helfen als du selber, von deiner Willensentscheidung hängt alles ab. Es bedeutet aber eine gewaltige, nur aus der übersteigerten Seelenerregung zu entschuldigende, nur aus der soziologischen religiösen Erbschaft objektiv zu begreifende Lästerung der Menschheit, sich selber die Erlöserrolle der Menschheit zuzusprechen. Aber unsere Tage haben wieder ganz ähnliche früh- und hochfamiliale Rückfälle gesehen, so

wie man bei den Kriegsandachten ein unwillkürliches Zurückgreifen vom spätfamilialen Neuen Testament auf das früh- und hochfamiliale Alte Testament erlebte.

Vom Standpunkt moderner Ideologie aus hat Paul Göhre in seinem wundervollen Buch „Der unbekannte Gott“ mit den christlichen Ideologismen abgerechnet. Er sagt[1]: „Selbst alle die großen, reinen und unvergänglichen Verdienste, die das Christentum in der Vergangenheit um die Menschheit sich erwarb, helfen diesem nun nichts mehr: der moderne Mensch erkennt sie alle freudig, dankbar und rückhaltlos an und wendet sich dennoch mitleidlos von ihm ab. Er steht immer still vor der Größe, Innerlichkeit und Einfalt aller ehrlich frommen Christen, deren es auch in unseren Tagen natürlich noch manchen gibt —, und schreitet doch alsbald unergriffen weiter, an ihm vorüber, über ihn hinweg, der ganz neuen Herrlichkeit entgegen, die seiner Seele Ziel und Erwartung ist. Auch auf Kompromisse läßt er sich nicht mehr mit ihm ein. Wo sie versucht wurden, scheiterten sie doch. Das Schicksal des Christentums ist besiegelt; keine Macht des Himmels und der Erde wird es mehr wenden. Seine Kraft ist erschöpft; das ewige Naturgesetz erfüllt sich auch an ihm.“

So deutlich die naive lutherische Form des Christentums sich als Ergebnis der familialen Denkweise darstellt, und so deutlich dieses Luthertum heute als Ideologismus erscheint, genau so wie die anderen Formen des Christentums, so schwierig ist diese Beobachtung beim philosophischen Denken.

Nehmen wir den Vater der neueren Philosophie, Descartes (1596—1650, lebte vorwiegend im freien und blühenden Holland). Um zwei Pole kreist sein Denken: um die Gottheit und um das Ich. „Mit der Realität der Gottesidee ist aber für Descartes nun in der Tat das eigentliche Prinzip und „Fundament“ auch der Objektsgewißheit gewonnen, wie ihm die Gottheit selbst das gewissseste Objekt der Erkenntnis ist. Die Gottheit aber garantiert nun auch die Gewißheit der übrigen Objekte. Denn vom vollkommensten Wesen ist alle Täuschung ausgeschlossen; nicht so zwar, daß es nicht in der Macht und dem Können Gottes stünde, uns zu täuschen; sondern so,

[1] a. a. O. S. 81.

daß sein vollkommener Wille uns nicht täuschen wolle. Täuschen können könnte uns der vollkommen mächtige Gott gewiß; aber sein vollkommener Wille kann uns nicht täuschen wollen“[1].

Das Ich wird aus dem Denken als seiend erkannt (sum cogitans).

Das Ich wird als dem All, dem Makrokosmos, entsprechender Mikrokosmos empfunden.

Lamprecht hat auch hier, wie so oft, das richtige Gefühl in der Beurteilung der geistigen Beziehungen, ohne zur vollen Konsequenz der Zusammenhänge zu kommen; er sagt: „Für ihre (die Philosophie des individualistischen Zeitalters) Entwicklung machte sich vielmehr ein Zug geltend ähnlich dem, der in der Staatslehre zur Gegenüberstellung von souveränem Individuum und souveränem Staat geführt hatte, und dieser bedingte die Deduktion“ [2]. Hier haben wir in nuce die ganze gesellschaftliche Lage der Zeit: der familiale Staatsbegriff übersteigert sich im Absolutismus, in der polaren Gegenwirkung wächst das Selbstbewußtsein des Individuums, Entwicklungsreihen, die zur Zersetzung und Auflösung der familialen Weltanschauung führen mußten. Man denke daran, daß zu der Zeit, als Descartes seine epochemachenden Versuche veröffentlichte, Ludwig XIV. den Thron bestieg.

Ganz eindeutig ist die Situation bei Hobbes (1588—1679), der mit einem Wort als Philosoph der absolutistischen Stuarts bezeichnet werden kann, dessen Philosophie unmittelbar durch politische Probleme beeinflußt wurde. Kein Philosoph hat dem Absolutismus ein so überschwängliches Loblied gesungen. Selbsterhaltungstrieb ist das oberste Gesetz. Zur Regelung der an sich gegeneinander strebenden Selbsterhaltungstriebe dient der Staat, der seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn der einzelne auf alle Eigengewalt verzichtet, wenn der Staat omnipotent ist.

Wenn man sich der Selbstzerfleischung des englischen Adels erinnert, dann hat man die gegeneinander strebenden Selbsterhaltungstriebe (in schrankenloser Geneonomie), und der Absolutismus, der daraus erwachsen, vereinigt die Reste um sich zu gemeinsamer Wehr gegen das von der Gewerbstadt ausgehende ökonomische

[1] Bruno Bauch. [2] Deutsche Geschichte, Band 6, S. 188.

Prinzip, gegen das kapitalistisch erstarkende Bürgertum, bis sie sich in Erkenntnis gemeinsamer geneonomischer Interessen konstitutionell verbrüdern — und der Philosoph dieser Gesellschaftslage nach der glorreichen Revolution von 1688 ist John Locke († 1704).

So könnte man die Dinge weiter verfolgen. Die Emanzipation des deutschen ökonomischen Bürgertums vertritt Kant, aber auch ihn belastet noch die Tradition der familialen Phase, die praktische Vernunft.

Ganz besonders lockend wird das Problem, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt, die zwischen zwei Menschheitsepochen stehen und Züge zweier Welten tragen: Goethe ist ein Kind der familialen Epoche und auch schon ein Vater der personalen. Groteske Gegensätze zwingt der titanische Wille eines Nietzsche: hochfamiliale Ethik vergangenster Tage und hochpersonale Ethik künftigster Tage biegt er mit trotziger Seele zueinander wie jener junge Riese die Wipfel der Bäume, um seine Opfer zu zerreißen — ihn selber zerriß die auseinanderdrängende Kraft dieser unvereinbaren Mächte.

Eine solche Analyse bis ins einzelne durchzuführen, ginge über den Rahmen dieser Untersuchung hinaus, so reizvoll es wäre.

Diese Andeutungen müssen genügen, um als bewiesen gelten zu lassen, was vorhin behauptet wurde: auch die philosophischen Systeme sind Geburten aus der Gesellschaft, sind der Reflex der ökonomischen Lage der Zeiten. Auch sie werden zu Ideologismen, wenn sie erstarren und weiterhin auf der Gesellschaft lasten, sobald in den Gründen der Ökonomie das Zeitgebäude wankt und erschüttert ist.

Die Philosophen, die von dem Geist der werdenden Gesellschaft künden und nicht nur Sprachrohr der herrschenden Gesellschaft sind, werden von den Zeitgenossen infamiert und gebannt: die „voraussetzungslose" Wissenschaft sperrt ihnen die Tore. Das Martyrium eines Giordano Bruno, eines Spinoza, eines Schopenhauer, eines Nietzsche zeigt das Verständnis der herrschenden Gesellschaft für solche Künder des Werdenden.

Zur Charakteristik ein Bericht über das Leben Spinozas (1632 bis 1677) (nach Bruno Bauch): „Die Konflikte mit der jüdischen Synagogengemeinde konnten nicht ausbleiben. Ihr Resultat war, da ihn keine Anlockung zur Unterwerfung verführen konnte, die Ausstoßung aus der Gemeinde. Völlig vereinsamt und auf sich ge-

stellt, dabei krank und schwächlich, aller Hilfsmittel entblößt, lebte er dennoch ein ganz der Erkenntnis der Wahrheit gewidmetes Leben, wie es reiner und lauterer nicht gelebt werden kann. Um völlig unabhängig zu sein, lehnte er auch die Unterstützung einiger wissenschaftlicher Freunde, die ihm noch geblieben waren, ab und erwarb sich den Unterhalt seines Lebens, das keine anderen Bedürfnisse als die Selbstbelehrung hatte, durch Schleifen optischer Gläser. Die Verfolgungen ruhten nicht. Wie Descartes, so mußte auch Spinoza öfter seinen Aufenthalt wechseln, bis er im Haag zunächst seine Ruhe fand. Als aber seine ersten Schriften erschienen, begann der Lärm in allen theologischen Lagern. Auch die christliche Theologie, nicht bloß die jüdische, ward nun gegen ihn rege. Seine Freunde selbst wurden ängstlich. Vereinsamter denn je stand er in der Welt, als er sein Hauptwerk vollendet. Schon das Gerücht, daß es erscheinen sollte, verursachte einen Aufruhr gegen ihn. Er konnte eine Wirkung dieses Werkes erst von der Zeit nach seinem Tode erhoffen, der ihn dann auch im Jahre 1677 von seinem körperlichen Leiden und seinen Verfolgungen erlöste." ...

Das ist der elementare, durch nichts gebändigte und gehemmte Haß der herrschenden Gesellschaft, die mit allen Mitteln der Gewalt öffentlicher und heimlicher Art, der Lüge und des Schmutzes den zu vernichten sucht, der sich in den Dienst der kommenden Generationen stellt.

Die Universitäten und Schulen weisen solche Männer und Frauen aus ihren Hallen, dort darf nur staatlich konzessionierte Lebensweisheit verabfolgt werden.

Diese lautet in bezug auf die Erkennbarkeit Gottes:

„Ist Gott erkennbar? Kant († 1804), Schleiermacher († 1834) und andere haben diese Frage verneint. Dagegen hat der Pantheist Spinoza († 1677) behauptet, das Wesen Gottes so genau durchschauen zu können wie die geometrischen Verhältnisse eines Dreiecks. Beide Anschauungen sind falsch. Gott ist für uns erkennbar; denn er hat sich uns geoffenbart (siehe S. 40ff.). In der Natur, im Gewissen, in der Geschichte können wir sein Walten beobachten; am meisten erschließt uns die Heilige Schrift das Verständnis für unsern himmlischen Vater. Doch auch die gläubigste Forschung reicht nicht hinein bis in das innerste Wesen Gottes; denn er wohnt ja in

einem Lichte, da niemand zukommen kann[1]. Unsere Gotteserkenntnis wird zunächst durch unsere eigene beschränkte menschliche Natur beeinträchtigt, sie ist also anthropomorphistisch, und außerdem hängt sie von dem Maße ab, in dem wir uns Gott hingeben."

Der Abschnitt stammt aus dem Buche: „Die evangelische Religionsfakultas. Hilfsbuch zur Erlangung der Lehrbefähigung für evangelische Religion, vornehmlich in den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten", es ist 1906 zuerst erschienen und heute noch das Paukbuch zum Examen und enthält die amtlich erwünschte Überzeugung für gute Untertanen und Oberlehrer.

Von seiten der katholischen Kirche sind derartige „Gebundenheiten" nicht weiter erstaunlich, und dennoch ist es von hohem Interesse zu sehen, wie rein sich hier hochfamiliale Einstellung erhalten hat:

„Primo igitur ad studia quod attinet, volumus probeque mandamus ut philosophia scholastica studiorum sacrorum fundamentum ponatur ... Quod rei caput est, philosophiam scholasticam cum sequendam praescribimus, eam praecipue intelligimus, quae a Thoma Aquinate est tradita.

His omnibus praeceptionibus tum nostris tum decessoris nostri oculos adiici oportet, cum de seminariorum vel universitatum catholicarum moderatoribus et magistris eligendis agendum erit. Quicumque modo quopiam modernismo imbuti fuerint, ii, nullo habito rei cuiusvis respectu, tum a regundi tum a docendi munere arceantur; eo si iam funguntur, removeantur[2]."

Die scholastische Philosophie, vor allem die des Thomas von Aquino, ist also die Grundlage eines guten Katholiken, wer des Modernismus irgendwie verdächtig ist, soll rücksichtslos von Leitung und Lehre an Seminaren und Universitäten ferngehalten, wenn schon im Amte, entfernt werden.

Die bescheidenen Versuche aber, die bisher gemacht worden sind, philosophische Grundbegriffe und Systeme an höheren Schulen zu erörtern, gipfeln in Kant und dessen „praktischer Vernunft", gerade

[1] 1. Timoth. 6, 16. Vgl. auch Joh. 1, 18: Niemand hat Gott je gesehen usw.
[2] Enzyklika „Pascendi dominici gregis", 8. September 1907.

also in dem, wo Kant von Vergangenheit am stärksten belastet ist. Der kleine Leitfaden von Debo[1] schließt:

„Deshalb glauben wir an an ein allgerechtes und allmächtiges Wesen, das in einer jenseitigen Welt den Ausgleich zwischen der Würdigkeit zum Glück und dem tatsächlichen Glück herstellt.

‚Dann wägt, die Wagschal' in der gehobenen Hand,
Gott Glück und Tugend gegeneinander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.'

Die Existenz eines solchen, ganz aus der Kette der Erscheinungen gelösten Wesens, Gottes, läßt sich in keiner Art beweisen, so wenig als ihre Unmöglichkeit. Aber sie ist ein Postulat, eine Folgerung, die sich aus unserer sittlichen Natur ergibt, d. h. dann ergibt, wenn wir in der Welt einen Sinn und eine Vernunft anerkennen. Da aber, wie wir fanden, auf dem Entschluß zu dieser Anerkennung zuletzt auch das Zutrauen zu unserer theoretischen Vernunft beruht, so darf er auch der praktischen als Grundlage dienen.“ [2]

Dem gegenüber vergleiche man Paul Göhre:

„Gott ist allmächtig,“ spricht der Christ. „„Höre, Christ, nicht allmächtiger als ich; und keiner von euch vermag das Gegenteil zu beweisen,““ antwortet er. „Aber er tut Wunder!“ „„Taste jedes Wunder an, und es zerfließt zwischen deinen Fingern.““ „Gott ist allwissend.“ „„Das verkünden Christen, die von sich selbst gestehen, daß wir nichts wissen können — und wissen und sagen doch, daß er allwissend sei!““ „Gott ist ewig.“ „„Was ist ewig? Sag' mir, Christ, was ist Ewigkeit? Du schweigst? So schweige auch vom ewigen Sein Gottes, denn sonst weißt du nicht, was du redest.““

Hier klingt die Stimme der werdenden Menschheit; in den amtlichen Lehrplänen für die Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten in Preußen von 1908 heißt es:

„Unterstützt von der Gesamttätigkeit der Schule verfolgt der evangelische Religionsunterricht das Ziel, die Schülerinnen durch Einführung in die Heilige Schrift und in das Bekenntnis der Gemeinde zu einem ihrer Reife entsprechenden Verständnis und zu

[1] Leipzig 1913.
[2] Man vergleiche zu diesem Schluß die früher erwähnte Deduktion von Descartes.

lebendiger, religiös-sittlicher Aneignung des evangelischen Christentums zu erziehen" usw.

Die Gesellschaft pflanzt sich in der Erziehung fort; die alte Gesellschaft übermittelt die ihr heiligen Ideologismen, die werdende Gesellschaft ringt um ihre Ideologie. Die alte Gesellschaft wirft der Jugend ihre Ideologismen: Recht, Moral, Stand, Vaterland, Religion und Philosophie zwischen die Füße wie Knüppel, um sie zu Fall zu bringen vorm Götzen des familialen Geistes, die neue Gesellschaft ist werdend und fühlt sich in diesem Werden wesensverwandt mit der Jugend, hat keine Dogmen und festen Wahrheiten, sondern ist suchend und kämpft um die neue Ideologie, um die neue Erziehung. Immer aber handelt es sich um die Zukunft, um den Erben, immer handelt es sich um die Jugend.



2. Kapitel:
Die Struktur der heutigen Jugend.

Die Lage der heutigen Jugend wird natürlich in allererster Linie bedingt durch die ökonomische Lage des Elternhauses, und damit ist die Jugend unter die im vorigen Kapitel geschilderte Herrschaft der Ideologismen gestellt, die nicht nur die bürgerliche Gesellschaft belastet, sondern die bis tief hinein in die proletarischen Elternhäuser wirkt. Entsprechend der schon oben angedeuteten geistigen Haltung weiter Kreise, die früher durchaus zur bürgerlichen Gesellschaft zählten, heute zum Proletariat geworfen sind, aber noch die Ideologismen ihrer Vergangenheit als „kostbarste" Erbschaft mit sich schleppen, entsprechend dieser Haltung ist das Wort vom bourgeois mit negativem Vorzeichen berechtigt.

Diese Bedingtheiten und Lasten werden für den größten Teil der Jugend gerade darum unerträglich, weil sie sowieso in der eigenen Entwicklung den Entwicklungsgang der Menschheit, speziell des eigenen Volkes, kurz wiederholt, und weil sie durch den Druck der rings herrschenden Ideologismen im Wachstum gehemmt wird, so daß eine Überwindung der „Bürgerlichkeit" fast unmöglich wird. Die Jugend wiederholt am eigenen Leibe den Entwicklungsgang der Menschheit, besonders den der familialen Epoche und muß, falls sie gesund und lebendig bleibt, hindurchschreiten bis zur Gegenwart, bis an die Schwelle der personalen Epoche. Die ganze Umwelt ist voll von familialen Ideologismen. Was Wunder, daß die meisten Jugendlichen nicht die Kraft haben, diesen doppelten Kampf im Innern und in der Außenwelt siegreich zu führen, daß die Last der Außenwelt sich so schwer auf die inneren Kräfte legt, daß sie erlahmen. So bleibt ein großer Teil unserer Jugend auf dem Standpunkt der familialen Entwicklungsstufe stehen, wird starr und innerlich tot, und dieser Jugend Nachkommen werden später von neuem den gleichen verzweifelten Kampf kämpfen. Bis doch hier und da eine Familie nach der anderen vom neuen Geiste erobert wird und dann die Kinder solcher Häuser in anderer Lebensluft aufwachsen, die ihre Entwicklung nicht hemmt, sondern fördert.

Dieses *biogenetische* Gesetz ist von außerordentlicher Bedeutung schon allein wegen des ungeheuer starken Lebensprozesses,

den junge Menschen im Vergleich zu älteren dabei erleben. Man denke sich: Jahrtausende der Menschheitsentwicklung werden etwa bis zum 21. Lebensjahr im Sturmschritt durcheilt! Und wie kriecht nachher die Entwicklung weiter, wie unendlich langsam. Wie mühsam wird nur ein Fußbreit des Zukunftslandes erobert! Was macht nicht schon im ersten Lebensjahr das Kind für eine gewaltige Entwicklung durch: vom ganz Animalischen bis zum Erwachen der Geistigkeit, bis zu den entzückenden Spiegelungen zarten Seelenlebens auf dem weichen Gesichtchen. Was ist, verglichen mit dem Sprechenlernen, alles, was der Mensch im späteren Leben leistet! Aber in all diesen Aufgaben unterstützt ihn allerdings die Solidarität der gesamten Gemeinschaft, während er bei weiterer Entwicklung immer mehr aus dem großen Haufen herauskommt, um, falls er lebendig bleibt, schließlich unter die Spitzen-Patrouillen der Menschheit zu geraten, wo er endlich ganz auf sich selber gestellt ist und in unendlicher Vereinsamung in unbekanntes Land dringt.

Natürlich erhält dies biogenetische Gesetz seine besondere Färbung zunächst durch die nationale Spielart der Menschheit, innerhalb deren der Jugendliche erwächst und endlich durch die familiäre weitere Nuancierung. In den meisten Familien ist ja nur eine außerordentlich schwache bewußte Familientradition vorhanden; über die Großeltern hinaus reicht das Gedächtnis der Familien äußerst selten. Und doch würde eine genaue genealogische Forschung hier wichtigste Aufschlüsse geben können. Natürlich darf sie sich nicht auf den namentragenden Mannesstamm beschränken. Sonst kommen wir zu so unzulänglichen Resultaten wie bei der Habsburger Unterlippe, die sich trotz starker Inzucht nur bei 18 von 139 Mitgliedern finden soll.[1] Nach der Chromosomentheorie ergibt sich für die befruchtete Eizelle nach den Berechnungen v. Gruber's und Rüdins die Möglichkeit von 16,7 Millionen Kombinationen.

Von einem Elternpaare könnten also, rein mathematisch gesprochen, über 16 Millionen verschiedenartige Kinder abstammen[2]. Man vergegenwärtige sich dazu, daß jeder Mensch, bereits in der 17. Generation, von ihm aus rückwärts gezählt, also etwa im

[1] Nach Heinrich Bayer, „Vererbung und Rassenhygiene“, zitiert bei Müller-Lyer, „Die Zähmung der Nornen, 1. Teil, S. 67—68. [2] Müller-Lyer, ebendort S. 69.

14. Jahrhundert, rund 80000 Ahnen hat, natürlich unter der rein theoretischen Voraussetzung, daß nirgends Verwandten-Ehen vorliegen, die in Wirklichkeit außerordentlich häufig sind.

Eine Bedeutung für langsame Beeinflussung des Spermas oder des Eichens kann wohl nur dann in Frage kommen, wenn in diesen Familien bei starker Inzucht ganz bestimmte Beschäftigungen dauernd betrieben werden, nicht nur durch 2 oder 3 Generationen. Vielleicht aber ist folgender Einzelfall doch von symptomatischer Bedeutung. Aus der Familie, von der wir oben den Bildungsgang des 1754 verstorbenen Mitgliedes und Elbinger Patriziers zitierten, liegen genauere Angaben über die Ahnen vor. Da ergibt sich, daß für 9 Generationen (von c. 1600— c. 1900) unter 35 männlichen beruflich bekannten Ahnen 15 Geistliche, Lehrer und Organisten sind. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ziffer sich noch bedeutend erhöhen würde, falls genaueres Material da wäre. Bei einzelnen Strängen dieser Ahnentafel liegt ein durch 5—6 Generationen nachweisbares akademisches Studium vor, und dieses Studium ist in einer Reihe von Fällen durch 3 bis 4 Generationen stark theologisch bestimmt. Gewinnt es dann nicht eine eigentümliche Beleuchtung, wenn ein 12½jähriger Sprößling dieser Familie, Untertertianer, in einem Briefe um das Jahr 1900 schreibt (aktenmäßig nach Stil, Rechtschreibung usw.):

Meine liebe alte Herzensmutter!!!

Jetzt, nachdem Karl endlich angefangen hat, Dir sein Herz auszuschütten, fühle ich auch das dringende Bedürfnis, dasselbe zu thun. Ich wollte es schon lange mündlich thun, aber es kam mir immer so komisch vor, wenn ich Dich rufen sollte abends im Bett, um Dir mein Herz auszuschütten, weil ich immer dachte, was soll ich sagen, wenn Mutter frägt, was ich will? Und wenn ich Sonntags in Deine gute Stube dazu kommen wollte, war es mir so, als ob meine Kehle zugeschnürt wäre. Es ist eigentlich komisch, daß wir, obgleich Du noch garkeine Antwort gegeben hast, und obgleich wir garnicht wissen, wie Du es aufnehmen wirst, Dir unsre Herzen ausschütten. Aber ich habe den Heiland gefragt und da habe ich die völlige Gewißheit, Du wirst mir verzeihen, daß ich bis jetzt noch nicht angefangen habe, und wirst mich ganz verstehen. Jetzt lerne ich auch erst kennen, wozu man seine Mutter hat, früher dachte ich,

T. Lina wäre doch eigentlich ebenso nett wie Du, und manchmal schenkt sie mir auch noch Geld, wozu hat man da noch ne Mutter? Man kann ja ebenso gut so auskommen! Aber jetzt merke ich erst, was wir an unserer Mutter haben! Durch die Geschichte, die Dir Karl schon erzählt hat kam es auch, daß ich nicht wagte mich Dir anzuvertrauen, was für Dich (glaube ich) besonders hervortrat als wir (Deiner Ansicht nach und wie Du es nanntest) „Geheimniskrämerei" trieben. Hierzu war der Grund folgender: In dem letzten Vierteljahr war ich in der Schule (im Verhältnis zu meinen früheren Leistungen) bedeutend schlechter geworden, so daß eigentlich wenig Hoffnung blieb (für mich) erster zu bleiben. Mir war aber der Gedanke so schrecklich, wenn ich mir ausdachte was die Jungs aus meiner Klasse, Tante Lina und alle Verwandten und Bekannten hauptsächlich aber ihr dazu sagen würden wenn ich runter käme. Du mußt nämlich wissen, daß ich ganz entsetzlich ehrgeizig bin (ich glaube, das wußtest Du noch nicht) und da habe ich die halben Nächte wach gelegen, immer von dem Gedanken verfolgt „Wer wird erster werden, Müller oder ich?" Aber nicht nur in der Nacht, sondern auch am Tage verfolgte es mich wie ein Gespenst, so daß ich mir so viel wiemöglich Zerstreuung suchte, denn bloß dann wich das Gespenst zeitweilich (daher kam es auch, daß ich immer so traurig war, wenn Du mir nicht erlaubtest, mehr denn 50 Seiten[1] zu lesen, und daß ich auch oft dies Gebot übertrat). Aber schließlich gelang es mir durch die Hülfe des Heilands, zwar auch bloß durch Aufgebung der halben Nächte, die Bitte „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden" zu verstehen und mich ihr zu unterwerfen. Zwar kostete daß sehr viele Kämpfe und ganz sie zu verstehen, gelang mir auch erst in der letzten Schulwoche. Um so größer war, wie Du Dir denken kannst, die Freude, als ich doch erster blieb. Zwar war am Zensurentage selbst meine Spannung nicht groß, denn wir hatten ja auf dem Zettel von Herrn N.. unsre Rangordnung schon gesehen. Und daraus kannst Du Dir auch meine große Freude erklären, als es hieß, es ginge nach T., raus aus Schwermütigkeit und Traurigkeit in die frische, freie Luft. Und meine Hoffnung hat sich nicht (Inbetreff T.) getäuscht. Außerdem be-

[1] Aus Karl May! Das ergibt sich aus weiteren erhaltenen Briefen.

wirkte die Geheimniskrämerei einen immer breiter werdenden Riß zwischen Karl und mir. Das kam daher, daß wir beide den Heiland auf verkehrten Wegen suchten. Wir sprachen noch gestern nachmittag zusammen darüber, und Karl sagte, er wäre damals zu sehr Gesetzesmensch (also in der Weltgeschichte [angewandt auf uns] das Mönchtum) gewesen während ich zu sehr freisinnig wurde und es mir auf kleine Sünden nicht mehr ankam, weil ich zu sehr mit großen Kämpfen beschäftigt war. Leider erweiterte sich der Riß auch noch in diesen Ferien, weil keiner von uns von seinem vermeintlich richtigen Weg abweichen wollte, aber Gott sei Dank ist dieser Riß durch das Büchlein „Sage es Jesu" verschüttet. Das war nämlich ganz wunderbar, wodurch ich Sage es Jesu bekommen habe und Gottes Führung und des Heilands Hand war wieder so deutlich zu sehen.

Es wird dann noch berichtet, wie sich diese Führung Gottes vollzog, wie der Bub, nach Lektüre beim Großvater suchend, auf dieses Büchlein stieß.

Wir halten diesen Brief für merkwürdig in mehr als einer Beziehung. Zunächst die typischen Angstzustände, die Hemmungen im Jugendlichen, wenn er sich einem Erwachsenen gegenüber aussprechen soll: die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. Er weiß genau, wenn er mit seinem quellenden, spontanen Leben kommt, schüttet sich sofort die ausgesiebte Logik pulverisierter Ideologismen hinein und verschüttet seine Gründe. Es ist ganz offenbar, daß es hier die Distanz von der Heimat ist, das Entrücktsein, was ihn über diese Hemmungen hinweghebt, was ihm hilft, an die richtige Aufnahme seiner Worte zu glauben. In diesem Abstand wird ihm zum ersten Male klar, was Mutterliebe ist, in der Nähe und Wirklichkeit ist das augenscheinlich nicht so deutlich geworden. Zu dem Druck, der von seiten der Mutter auf dem Tertianer lastet, kommt der Druck der Schule, der ihn, den frühreifen, für die Klasse zu jungen und doch wieder merkwürdig alten Knaben doppelt trifft: ist er doch durch die Erbschaft der Väter mit besonderem Ehrgeiz wissenschaftlicher Leistungen belastet. Und nun die religiöse Seite: der Knabe ist mit seiner Entwicklung offenbar in die hochfamiliale Phase eingetreten: das religiöse Erlebnis ist bei ihm zündend eingeschlagen. In der Frühfamilialen hat er halb heidnisch, halb naiv-

unbewußt gelebt, er nennt es selbst „freisinnig“, es sei ihm auf kleine Sünden nicht so sehr angekommen. Nun sieht er unter dem religiösen Erlebnis die Verhältnisse wie neu, sieht in der Mutter die göttlich gesetzte Ordnung und erkennt sie, spürt das Entwicklungsgesetz bewußt (gewiß angeregt durch den älteren Bruder), beachtet zum ersten Male Unterschiede — differenziert sich. Und ganz gewiß nimmt dies Erleben so starke religiöse Formen an, weil in der Familie ein so ausgesprochener Einschlag religiös-theologischer Art ist. In anderen Familien würde sich dieser Einschnitt vielleicht als neues künstlerisches Sehen und Gestalten dokumentieren, in anderen als Durchbruch technisch-bauender, bastelnder Anlagen.

Ein eigenartiges Zeugnis dieses hochfamilialen religiösen Erlebens in Schülerherzen bietet das Büchlein: „Jesus in unserm Schülerleben“, Bilder aus einer Jugendbewegung von Udo Degenfeld[1]. Einige Stichproben (Chronika pag. prim.):

„Der Kreis ist ungefähr am 15. März 1909 entstanden (Randbemerkung: wie nachträglich festgestellt wurde, ist er am Mittwoch, den 17. März 1909, entstanden). Der Unterprimaner Siegmund König versammelte von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung, Aufgangstraße 9, II, links, Eckzimmer, einige Gymnasiasten, um durch gemeinsame Bibelbesprechungen nähere Beziehungen zu diesen zu bekommen. Als Text wurde das Johannesevangelium gewählt.“ ...

„Unserm ‚Organisator‘, dem mit dem Schnurrbart, sagte mal einer seiner Kameraden: ‚Du, du wirst aber mächtig orthodox.‘ Wir haben nichts davon gemerkt, wenn er in seinem gelben Afrikaneranzug mit der Mandoline bei uns saß und sang. Sein höchster Ton war das Grund-C.“ ...

„Unterm 4. XII. Es wurde nochmals das Judasproblem angeschnitten.“

Unterm 15. und 22. Januar 1910: „Sodann fand unter fünfzehn Leuten eine Diskussion über das Tanzen statt. ... Die Frage konnte jedoch wegen Zeitmangels noch nicht beendet werden und wurde auf die nächste Zusammenkunft vertagt.“ ...

Später (über das Tanzen): „Die Mehrzahl war dagegen, weil sie unser neues Leben bejahte, in morgenfrischer Einseitigkeit. Dies

[1] Furche-Verlag 1917.

aber bejahen hieß für uns damals das Tanzen verneinen. ... Da polterte einer dazwischen ... „Ich tanze sehr gern, tanze auch oft; aber was das Ekelhafte dabei ist, das sind die aufreizenden Toiletten der Mädchen. Sonst, das Tanzen an sich möchte ich nicht missen." ‚Ja,' hielt ihm einer entgegen, ‚dann tanze doch ‚an sich'." — —

Man vergleiche hierzu folgende Ansprache:

„Liebe Kongreganistinnen!

Eins der beliebtesten unter den so gefährlichen Weltvergnügen ist der Tanz. Darum ein paar Worte über die Gefahren des Tanzes für die Tugend der Reinheit.

1. Es läßt sich nicht leugnen, daß es Tänze gibt und geben kann, die erlaubt und gefahrlos sind. Von diesen rede ich nicht, sondern nur von den gefährlichen Tänzen, wie sie heutzutage so oft sind.

2. Immer und überall ist die Gefahr des Tanzes für die Tugend der Reinheit anerkannt worden."

(Folgen „Beweise" aus dem Altertum „nemo saltat nisi ebrius", aus der christlichen Zeit, aus Bibel und Kirchenvätern: „Der weltliche Tanz ist nichts anderes als ein Kreis, dessen Mittelpunkt der Teufel und dessen Umkreis seine Sklaven sind; daher ist selten oder vielmehr nie ein Tanz ohne Sünde" — so der heilige Karl Borromäus, — aus der Natur des Tanzes — sinnlicher Reiz in der Annäherung beider Geschlechter, Ballkleid und Tanzweisen, Nachtzeit und Heimweg, sinnliche Musik, erhitzende Getränke usw.).

„3. Ist der Tanz für dich nächste Gelegenheit, so darfst du nicht tanzen. Ist er das aber nicht, so magst du tanzen. Aber tanze:

a) mit „guter Vorbereitung";
b) tanze wenig, (Beleg)
c) mit guter Nachbetrachtung. Die heilige Adelheid stickte nach dem Tanze an ihrem Leichenkleide."

(4. Beispiel aus dem Leben des hl. Aloysius.)

„Kongreganistin, schau oft in diesen Spiegel der Tugendhaftigkeit!"

Diese Ansprache ist dem „Handbuch für die Leiter der Marianischen Kongregationen und Sodalitäten" entnommen, das Rektor Johannes Dahlmann 1903 in zweiter Auflage mit bischöflicher Approbation erscheinen ließ. Die Anzahl der Kongregationen betrug nach dem Verfasser am 1. Januar 1900: 23718 mit über 7 Millionen Mitgliedern.

Erleben wir in diesen Diskussionen der deutschen Jugend zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht kurz mittelalterliche Problematik? Sind es nicht familiale Hemmungen stärkster Art, die hier von neuem überwunden werden müssen, vor denen so unzählige dieser jungen Menschen dann erschöpft liegen bleiben? Ganz zweifellos wirkt hier das biogenetische Gesetz sich mit doppelter Wucht aus, weil die Familien- und Schultradition der konfessionellen Schulen die allgemeine Entwicklung in ganz bestimmte Bahnen zwingt und festhält. Doch wäre es eigentlich Aufgabe einer biologischen Pädagogik, diesen Vorfragenkomplex der Vererbung und Verstärkung physischer und psychischer Anlagen zu untersuchen.[1] Da wäre die Frage der doppelgeschlechtlichen Struktur jedes Menschen zu erörtern, da wäre der rhythmische Ablauf des Lebens näher darzulegen. Aus der ersten Frage erwachsen die folgenschwersten Tatsachen — nicht nur auf dem Gebiete der sogenannten sexuellen Irrungen, sondern auch auf dem positiven der künstlerischen Beanlagung, der Links- und Rechtsbetontheit des menschlichen Körpers (Linkshänder!); aus der zweiten ergeben sich die wichtigsten Schlüsse auf Gesetzmäßigkeit alles Lebensablaufes. „Was ist erschütternder als die Tatsache, mit der ich Sie ein früheres Mal bekannt gemacht habe," sagt der bekannte Berliner Arzt Wilhelm Fließ in seinem Buch „Vom Leben und vom Tod"[2] — „was ist erschütternder als die Tatsache, daß das Geburtsdatum der Enkel und Urenkel vom Todestage der Groß- und Urgroßmutter zeitlich und ziffernmäßig genau abhängig sind." Und an anderer Stelle[3]: „Das Kind trägt das körperliche Erbgut seiner Eltern, aber damit auch ihre Zeiten. Man verfolge nur an den periodischen Tagen der Mutter das Befinden der Kinder, und man wird den Zusammenhang beider nie vermissen. Wie oft brechen Krankheiten der Kinder an diesen Tagen aus! Infektionskrankheiten nicht ausgenommen. Und der einleitende Schüttelfrost fällt auf die Stunde mit dem Eintritt der mütterlichen Menses zusammen. Es müssen nicht immer so grobe Störungen sein. Aber deutliche Veränderungen der Stimmung, der Auffassungsgabe, der Kräfte zeigen

[1] Literatur zu diesem Problem bei Müller-Lyer, „Die Zähmung der Nornen", 1. Teil, S. 48 ff.
[2] Biologische Vorträge, Diederichs, 3. Aufl. 1916, S. 91. [3] S. 22/23.

dem Kundigen den gleichen Wellenzug. Sind Schulknaben besonders dumm oder ungezogen, so liegt die letzte Ursache vielfach außer ihnen, und ich kenne ein „Ordnungsbuch", wo die Daten der Tadel zugleich die Daten der mütterlichen Periode sind. Was könnten die Lehrer daraus lernen! Und wie anders den Charakter ihrer Schüler erkennen und bilden, wenn sie den Pulsschlag des Lebens verstünden!" Fließ hat versucht, die Zahlen 28 und 23 als die Rhythmuszahlen und — sozusagen — Substanzzahlen des weiblichen und männlichen Geschlechtes zu beweisen. Mag manches in dem, was er und sein Schüler Schlieper[1] bringen, vorläufig noch Hypothese sein, ganz gewiß erschließen sich hier Ahnungen von Gesetzmäßigkeiten, denen alles Leben unterworfen, die geeignet sind, das Wort Goethes zu bekräftigen:

Nach ewigen, ehrnen,
großen Gesetzen
müssen wir alle
unseres Daseins
Kreise vollenden.

Frühpersonale Ahnungen Spinozas und Goethes, der Gewißheit nahegebracht durch die Wissenschaft unserer Tage.

Die Grenze zwischen Biologie und Soziologie ist nicht scharf zu ziehen, aber, wie Müller-Lyer sagt, die Biologie kann uns unmöglich darüber belehren, welche Gesetze im besonderen und einzelnen — und darauf kommt es doch zuerst an — die Entwicklung der Wirtschaft, des Familienlebens, des Rechts, der Religion usf. beherrschen[2]. Es handelt sich hier um Kultur-, nicht um Naturgesetze.

Wir wenden uns also zur eigentlichen Jugend zurück und suchen, ihre Stellung zu den Lebensproblemen zu erfassen, unter dem Gesichtspunkt, wie ihr selber die Dinge erscheinen, wie sie selber sich einstellt. Eine solche Untersuchung wird sich dem Vorwurf der Einseitigkeit nicht leicht entziehen können: die einen werden sagen, das ist ja nur die bürgerliche Jugend, von der wir sprechen; die anderen, das ist ja unter der bürgerlichen nur eine ganz bestimmte Richtung, die „hypermoderne" Jugend, Gott sei

---

[1] „Der Rhythmus der Lebendigen", Diederichs 1908.
[2] „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft": „Die biologischen Soziologen", S. 134 ff.

Dank, daß das nur ein Bruchteil ist. Das Problem liegt aber doch so: die bürgerliche Jugend muß in besonderem Maße Gegenstand der Analyse sein, weil sich hier eindeutig aufzeigen läßt, wie sich die Kräfte der werdenden Gesellschaft gerade bei ihr nachweisen lassen, ohne daß sie darum weiß. Die proletarische Jugend, so weit sie frei von bürgerlicher Beeinflussung ist — und das sind nur ganz kleine Kreise — die proletarische Jugend — (würde man scheinbar mit Recht einwenden) — ist ja so von den „Partei“ideen infiziert, daß es gar kein Wunder ist, wenn sie absonderliche Wünsche hegt. Eine Beweiskraft — und das muß den Skeptikern alten Geistes zugegeben werden — kann nur solchen Beobachtungen zukommen, wo sich trotz bürgerlicher Einstellung der Umwelt, bei dem ganzen fürchterlichen Druck der Ideologismen, unbeeinflußt von sozialistischer Lektüre, die Kraft der neuen Ordnung auswirkt. Und das läßt sich zeigen.

Ein großer Einschnitt ist durch den Krieg gegeben.

In der Zeit vor dem Kriege wurde unsere bürgerliche Jugend hauptsächlich von folgenden Problemen bewegt: der Druck der Familie, die Frage der Religion, die Frage der Kunst, die sexuelle Frage, die Schule, der Beruf. Es fehlte so gut wie völlig die Frage der Politik.

Das Material, das wir bei dieser Erörterung benutzen, ist ein ziemlich umfangreiches an Tagebüchern, Briefen, Gedichten, schließlich auch an bereits publizierten Stücken. Doch sollen in erster Linie persönliche Dokumente fruchtbar gemacht werden, damit nicht der Einwand erhoben werden kann, als handle es sich um literarisch-zurechtgemachte oder besonders pointierte Stücke. Dies Material wird nur unter der Voraussetzung benutzt, daß die Lebensumstände, die Familie, die Entwicklung typischen und normalen Wert haben.

Aus den Briefen eines Studenten von 20 Jahren an seinen jüngeren Bruder aus kleinbürgerlichem, gebildetem Stande mit sogenannter musterhafter Häuslichkeit, nennen wir folgende Stellen (aus den Jahren 1902—6) zur Beurteilung des Familienlebens. Der Student schreibt: „Was Du nun noch über die Briefe an die Eltern schreibst, so ist Dein Gefühl gar nicht irrtümlich gewesen. Es hat mir stets Überwindung gekostet zu schreiben, und ich habe auch

für Euch keine Gedanken gehabt. Aber ich frage dich: wenn ein Weib in die Wochen geht, trennt sie sich da nicht von ihrem Manne? Ich kann nicht heucheln, was ich nicht fühle."

„Diese zwei Tage bei Euch waren sehr nett, da konnte ich mich wirklich wohlfühlen zu Hause. Solch ein kurzer Aufenthalt liegt jenseits von Gut und Böse."

„Ich habe den Eindruck, daß Vater mit seiner Stellung in eine Arbeitssphäre geraten ist, der er nicht völlig gewachsen ist. Er wollte in richtigem Gefühl ja ursprünglich nicht, vielleicht hat ihm doch Mutters „Ehrgeiz" einen Streich gespielt."

„Das ist etwas, was unserer Familie fehlt, dieses gemütliche Zusammensein abends."

„Was will Mutter? Vater, das ist der Ausgangspunkt, von wo Du allein Mutters Willen ganz teilen kannst."

Aus dem Brief eines anderen 20jährigen Studenten aus ähnlichen Verhältnissen an seine Mutter (1906):

„Das läßt sich eben halt bei Dir nicht ändern, wenn Du einen lieb hast, dann ermahnst Du ihn — da gewöhnt man sich dran. Ich weiß ja auch, warum Du um Deinen Sohn so sorgst; Du denkst, er steht religiös nicht richtig — von Deinem Standpunkt aus — und da ist es so viel schwerer, geistig gesund zu bleiben — denn Sünde ist nur Krankheit. Und da magst Du ja auch recht haben. Es mag sich ja noch mancherlei bei mir ändern, aber so weit glaube ich mich zu kennen, daß ich sagen kann, in diesem Punkte werden wir, äußerlich betrachtet, nie übereinstimmen. Aber das ist ja schließlich Nebensache, die Hauptsache bleibt die Liebe, und daß wir uns lieb haben, weiß ich, obgleich die Mutterliebe ein Begriff ist, den wir nur ahnen können. Daß wir äußerlich nicht übereinstimmen, schadet bei dieser Grundlage nichts und ist auch nicht wunderbar. Wenn Du bedenkst, daß ich bis zur Obersekunda, bis zu meinem 15ten Jahre, völlig Kind war, und Dir klarmachst, wie überwältigend bei einer solchen Verzögerung all das Neue wirken muß — so überwältigend, daß ich fast erlag — dann mußt Du mich, meine ich, verstehen. Es ist mir ja immer der Punkt, über den ich schwer hinwegkomme, daß Ihr mich so lange Kind sein ließet, aber das glaube ich doch sagen zu können, so viel auch eingestürzt ist, wovon vieles gut und schön war, die Hauptkrisis ist überwunden, und zwar gerade noch in der Zeit, wo

ich zu Hause war, und mein Wegsein ist nur gewissermaßen ein Exempel und Probe für mich. Du brauchst deswegen nicht zu denken, daß ich mich für fertig halte und die kommenden Nöte unterschätze, aber das weiß ich, ist es soweit gegangen, geht's auch noch weiter. Und hätte ich nicht das von Hause mitgebracht, was mir selbst der ärgste Sturm nicht rauben konnte, die Liebe zum Guten, so nützten tausend Ermahnungen nichts und würden mich nicht um einen Deut besser machen. Liebe, liebe Mutter, stoße Dich bitte nicht an dem, was Dir an mir fremd ist, wenn es auch von Deinem Standpunkt aus die wichtigsten Dinge zu betreffen scheint, die Hauptsache ist, daß wir uns lieb haben und getrost in die Zukunft blicken. Du weißt ja, daß ich kein Musterjunge bin, Du wirst auch nie einen aus mir machen. Ich habe an meiner Musterjungenzeit in der Schule genug zu leiden." . . .

Die Mutter antwortet darauf kühl-nüchtern, sie verstände nicht, daß es ihm leid täte, ein Musterjunge gewesen zu sein.

Aus dem Tagebuch eines 19jährigen Studenten, als er zum ersten Male zu einem „Mädchen" ging:

„Man hat mir immer gesagt, ich solle an Mutter und Schwester denken, dann wäre man gefeit. Und wie ich sie auf den Armen zum Bett trug, mußte ich plötzlich an Mutter und Hertha denken, aber ich schämte mich nicht einmal. Ich weiß nicht — ich bin noch zu wirr — aber ich weiß nicht einmal, ob ich Unrecht tat."

Auch das Schweigen ist beredt. In den Briefen eines 15jährigen Buben, Sohn einer aus einfachen Verhältnissen wohlhabend gewordenen Kaufmannsfamilie, der sich in leidenschaftlichen Ergüssen einem Freunde offenbart, ist kein Wort von Vater und Mutter.

Ein dreizehnjähriger Knabe findet in seinem Tagebuch folgende erste Worte bewußten Lebens:

„Einsam sitz ich und klage,
hadernd die Schickung ich frage:
warum der Freund mir entzogen?
Heiß brausen und stürmen und wogen
die Gedanken mir wild durcheinander.
Könnt' ich geboren nicht werden woanders?"

Und dann schildert er, warum ihm seine „beiden" Freunde so fremd sind, warum ihm der Vater, der so beschäftigt ist, warum ihm

die Mutter so fern ist (von dieser sagt er: „von praktisch-nüchternem, doch eben auch nur Weibsverstand“); und auch die Geschwister sind ihm keine Freunde.

Ein 12½jähriges Mädchen erlebt, so schwächlich sie ist, die erste Menstruation; sie ist am Abend furchtbar aufgeregt, hüpft immerzu herum und stört bei der Schneiderei: man schilt sie sehr. Am Morgen ist ihr Bett voll Blut; sie weint und schreit voller Angst: „Mutter, ich muß sterben.“ Die Mutter lacht und sagt: „Kind, du bleibst heute im Bett, du bist jetzt halt ein Fräulein, das kommt jetzt immer so.“ Seitdem ist jedes Verstehen zwischen Mutter und Tochter unmöglich. (Familie eines Universitätsprofessors, Mutter aus bester Familie.)

Ein Mädchen von 17 Jahren erhält von der Mutter Stubenarrest, man nimmt ihr alles fort. Sie schreibt nachts mit einer Zirkelspitze auf ausgerissene Heftblätter: „Mich hat niemand geliebt, und ich sehnte mich so sehr danach. Das Verhältnis zu meiner Mutter ist natürlich noch schlechter geworden.“ (Familie eines angesehenen Arztes.)

Und so ließen sich die Beispiele häufen. Der Tatbestand ist im allgemeinen der: im Alter von 12—13 Jahren werden die Kinder ihren Eltern fremd, oft plötzlich; meistens ist der Prozeß ein langsamer, der nur hier und da, bei besonderen Anlässen, ins Bewußtsein tritt. Im Laufe der Jahre, gerade am Ende der Jugendzeit, wird ein Modus vivendi gesucht, wird oft gefunden: man läßt das Grundsätzliche beiseite und sucht sich in den peripherischen Dingen das Leben leicht zu machen. Versuche, die immer und immer wieder vorkommen, hindurchzustoßen und irgendwie in den letzten Dingen sich zu finden, mißglücken immer wieder und werden schließlich aufgegeben. Man resigniert. Typisch ist aber, daß sich in der Rückschau später ein Moment als der entscheidende darstellt, wo der Riß sich auftat: die Stunde der ersten Menstruation bei jenem Mädchen; die Stunde bei einem Knaben, der abends die Mutter ans Bett bat, ihr zitternd anvertraute: er wolle Maler werden und von der Schule abgehen — nachdem er Nächte lang diesen Gedanken durchgekämpft; und die Mutter antwortete: „Leg dich aufs Ohr und schlaf, du mußt morgen früh aus dem Bett.“ Solche verpaßten Augenblicke sind unwiederbringlich.

Daß sich zwischen Eltern und Kindern frühzeitig echte Freundschaft entwickelt und dauert, ist außerordentlich selten, mindestens 90 % der Fälle zeigen Entfremdung selbst bei bestem Willen, zeigen Gleichgültigkeit, ja zeigen nicht ganz selten geradezu Haß der Kinder gegen die Eltern, gelegentlich auch umgekehrt.

Über die Stellung der Jugend zur Religion ist schon allerlei Material bei anderer Gelegenheit beigebracht worden. In einer Hinsicht ist es die zentrale Frage.[1] Denn die gesamte Weltanschauung der familialen Epoche liegt in den besonderen religiösen Prägungen beschlossen, die unter dem Sammelnamen des Christentums jedesfalls äußerlich Staaten, Familien und Schulen der europäischen Menschheit beherrschen. Mit diesem Christentum muß sich die Jugend auseinandersetzen, auf diesem Felde schlägt ein großer Teil der bürgerlichen Jugend die Entscheidungsschlacht. Eigentümlich ist es nun, daß die Gesellschaft eine besondere Beschäftigung mit dieser Frage nicht wünscht, als hätte sie Grund, eine genauere Nachprüfung zu scheuen. Die Gesellschaft liebt nämlich das Christentum an sich keineswegs, sie denkt gar nicht daran, mit seinen elementarsten Geboten ernst zu machen. Sie liebt das Christentum nur als Herrschermantel der sonst gar zu klapperdürren Autorität.

Bezeichnend dafür ist folgende Geschichte. In dem schon erwähnten Buch „Jesus in unserm Schülerleben" wird von dem Kreis von Gymnasiasten erzählt, die ein Bibelkränzchen bilden. Also eigentlich doch eine Sache, die der stärksten amtlichen Förderung würdig wäre. Was geschieht aber? Die jungen Leute suchen einen Versammlungsraum: der eine Pastor verlangt jedesmal 3 M. Miete, was die Jungen natürlich nicht zahlen können, der Oberpfarrer hat auch ein Haus. „Aber, da waren lauter neue Möbel." Der dritte Pastor: „ach, er hatte Platz in seinem Gemeindehaus die Fülle. Wir waren einmal da. Da sah zufällig jemand vom Vorstand, daß einer oben auf der Fensterbank von Marmor stand, um das Fenster zu öffnen. Man schrieb uns, wir seien ‚ungebührlich' gewesen. Wir dürften nicht wiederkommen. Aber da flüch-

[1] Vgl. M. Kesselring, „Über die Probleme der Jugendlichen", in der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik", Heft 3—5, März—Mai 1920, S. 94 ff.

teten wir zu einem, da uns all die Pastoren nicht halfen, den sie den Sektierer nannten, zu dem Riesen mit dem blonden Haar und den blitzenden blauen Augen. Wunderbar, er nahm uns gleich auf." Und nun geht das Wetter los: die Pastoren stehen auf „wie ein Mann". Die 4 Direktoren der höheren Knabenschulen bekommen amtliche Briefe. „Sofort erließ der eine Direktor, von dessen Schule die meisten bei uns waren, einen Ukas, in dem der Besuch unserer Zusammenkünfte ohne weiteres verboten wurde." Die Öffentlichkeit erregt sich: „Sektiererwesen unter Schülern", „Kampf gegen die Kirche", „religiös überfüttert". Und so bläst die Gesellschaft diesem Schülerverein das Lebenslicht aus.[1] So geschehen im Jahre 1914.

Denn der Gesellschaft ist es gar nicht um Christentum zu tun, sondern um Kirche, das heißt: Autorität.

Und nun noch einige Zeugnisse von Kindern aus „unchristlichen" Häusern, d. h. solchen, wo kaufmännisch-praktische Tätigkeit diese Probleme völlig zurückschiebt, oder wo andere Tradition, jüdische, freigeistige herrscht.

Aus dem Tagebuch eines 14/15jährigen Kaufmannssohnes (1900):

„. . . Jetzt ist mein Herz gräßlich zerrissen,
blutet von des Zweifels gift'gen Bissen,
schleppt sich elend, elend hin zum Tod."

2 Monate später:

„Durch Kampf eilt ich zum Sieg; und hätt' ich nicht
gekämpft, ich hätte keinen Sieg errungen."

3 Monate später:

„Das Christentum bricht den scharfen, verwundenden Dorn des Hasses, und es bleibt nur noch die schöne Rose des Mitleids."

2 Monate später:

„Ach, ich habe es erkannt, daß Gott Gebete erhört. Als ich in jenen düsteren Stunden, wo ich das heilige Licht des Evangeliums mit der Nacht des Unglaubens vertauschte, als ich immer wieder mich nach Glauben sehnte, da ich fühlte, daß ich in dem Sturm des Lebens, in dem Gifte der irdischen Eitelkeiten, im Grübeln des Zweifels nie auch nur einen Tropfen Glück, wahren, friedensvollen

---

[1] Vgl. die oben zitierte Schrift „Jesus in unserm Schülerleben", S. 113 ff.

Glückes schmecken würde, als ich immer wieder Gott um reinen Glauben anflehte in Gebeten, die auch in Zweifel aufgingen, da hätte ichs selbst nie geglaubt, daß ich noch einst so glücklich werden würde."

Diese Gefühlsseligkeit hält nicht vor, er schreibt 1½ Jahre später an seinen Freund:

„Ich habe mein gutes, sittliches Streben aufgegeben und habe ein selbstsüchtiges, liebloses Herz bekommen. Und nun, als ich so gar nicht mehr mit Dir harmonierte, da habe ich auch die wahre, echte Liebe zu Dir aufgeben müssen, weil mir ein gottloses, ödes Leben lieber war als ein gutes, gotterfülltes Leben mit Deiner Freundschaft. Mit jener schönen Liebe aber sank mein letztes Glück dahin, denn meinen Glauben hatte ich ja schon längst aufgegeben und das Beste, das höchste Glück verloren. Eins habe ich nun einsehen müssen, ohne Gott ist sittliches Streben nichts wert und erfolglos; aber zu Gott gelangen kann ich immer noch nicht. Es treibt mich immer wieder von der Quelle der göttlichen Liebe fort, hinein in das dunkle Leben des Atheisten, den seine Leidenschaft bezwingt, der jede ruhige Stunde meiden muß."

Von der hier erwähnten Freundschaft zwischen diesem jungen Menschen und dem Adressaten, der ein Jahr jünger, konnte festgestellt werden, daß sie sich ganz im geheimen, gegen den Willen der beiderseitigen Eltern entwickelte, daß sie besonders auf Schulgängen (die beiden besuchten verschiedene Schulen, der ältere holte den jüngeren häufig ab) und im Treppenhaus des jüngeren in stundenlangen Gesprächen gepflegt wurde, ängstlich die Berührung mit den Erwachsenen meidend, die den Umgang möglichst erschwerten.

Ein 15jähriges Mädchen, von ihren Freundinnen zunächst religiös bestimmt, erwacht zur Selbständigkeit[1]:

„Es gibt ein Sehnen, das mich oft heiß durchglüht, aber das Ziel jenes Sehnens kenne ich nicht. Ich glaube, daß es nie zu löschen ist. Ob es nach dem Tode auch noch lebt? O, ich möchte nicht sterben, denn wie könnte ich die Welt, die ich liebe, ewig hinter mir lassen?

[1] Vgl. dazu den Aufsatz des Verfassers: „Der Leidensweg und die Erlösung der Jugend", Schöpferische Erziehung, herausgegeben von Paul Oestreich, S. 102 ff.

„Ewig" — ich erschauere, wenn ich seine Bedeutung in kurzen Augenblicken fühle. Der Tod und das Leben oder Nichtleben nachher ist dunkel verhangen ... Ich kann nicht beten, ich weiß nicht, zu wem ich beten könnte, denn wie kann eine Macht ein Gebet erhören. Die Bäume draußen rauschen mächtig. Sie erzählen der Seele Wunderdinge. — Ich habe einmal alle jene Gedanken beiseite geworfen, um nicht zu grübeln. Ich wollte der Welt leben! Ich wollte arbeiten und so eine Antwort auf die große Frage finden. Aber das geht nicht! Sie steigt neu aus dem Dunkel und zerreißt bisweilen meinen Zusammenhang mit der Welt!"

Und dann wieder rafft sie sich und ficht wie Luther mit bösen Dämonen:

„Gestern lief ich durch den Wald, einen Berg hinauf. Zu beiden Seiten war der Wald so dunkel. Die Bäume hatten sich gegenseitig im Kampf ums Licht erstickt. Augen wie brennende Kohlen schauten manchmal heraus. Ich lief, mußte laufen, schwang meinen Stock durch die Luft, daß es sauste und — dann waren sie weg. Ich stand vor einer wunderschönen Landschaft. Aber die Berge in der Ferne wuchsen, türmten sich auf, wollten heran und wurden immer mächtiger — ich mußte die Augen schließen, und dann schaute ich wieder ins stille deutsche Tal. Deutsch wars, und es zirpte und sang um mich her, und die Sonne tauchte alles in ein Meer von Wonne, und ich war glückselig. Es preßte sich alles in mir zusammen, und fast quälte mich das Glück. Endlich, endlich konnte ich fort, rannte den Berg hinunter und machte mich frei durch einen lauten, überlauten Jauchzer!"

Ein Jahr später, erschüttert von den Tatsachen des Weltkrieges:

„Jesus hat doch gerade das Gegenteil erreicht von dem, was er wollte. Könnte er jetzt das sehen, was man gewöhnlich Christentum nennt, d. h. die christliche Kirche, dann müßte sein Herz doch bluten: sein Werk ist tot. Wie sieht ihn die Kirche in den Dogmen gebunden! Wie schnürt sie sich selbst vom Gotteserleben ab und glaubt doch, Gottes ganze Größe zu erfassen und seine Früchte in ihrem Schoß zu sammeln. Kann man nun sagen, daß wirklich eine neue Bewegung einsetzt, die überhaupt Jesu Persönlichkeit ganz erkennt, die das Jesusleben im Innersten nacherlebt? Scheint das nur so den Jungen, oder ist es so, und ergreift diese Umwälzung

5*

die ganze Welt? Oder nur Deutschland? Wenn sie die Welt umfaßt, so ist sie ein Beweis der Menschheitsseele, dann habe ich den Glauben, daß diese Bewegung durchdringt, denn ihr Wille ist fest und unerschütterlich; dann muß es fort und fort gehen, bis die Nationalitäten verschwinden und eine Menschheit lebt, die das Göttliche in sich zur höchsten Kraftentfaltung steigert. Das wäre das Himmelreich der Bibel. Da bekäme es seine Form. Nun denke ich wieder an mein Deutschland. Dieser Zwiespalt ist nicht zu ertragen."

Doch sie ringt sich zur Ruhe durch:

„Manchmal sehe ich alles betrachtend, die Freude, Trauer und — alles. Dann ists, als ob ich alles von innen heraus sähe, und alles flutete in mich zurück, und alles ist Rätsel. Dann will ich Worte suchen und finde keine, um alles in eine andere Seele zu gießen. Ja, es ist, als ob ich es gießen müßte, und nichts dazu sagen, gar nichts. Ich glaube, daß sich zwei Menschen kaum überhaupt einmal ganz kennen lernen können, weil — sie Menschen sind. Das wäre nur möglich, wenn nur Geist wäre. Ich halte immerzu an, und dann schreibe ich wieder. Ich sehe hinaus in die Sonne, — ich sehe sie ganz anders, als sonst immer. Wie Stufen ists. Drei Stufen gibts bei mir, wenn ich gerade die Sonne schaue: erstens das alltägliche Gefühl, zweitens das Gefühl: Du siehst ja die Sonne. Das ist Jauchzen. Es braucht nicht immer ein Jauchzen zu sein, es ist aber immer tief und fühlend. Und drittens das Betrachten, das Außerhalbsein vom alltäglichen Leben; ich glaube, man nennt es „Durchgeistigtsein". Nun ich von dem andern geschrieben habe, ist es an mir haften geblieben. Ich fühle das Höchste noch etwas, aus der Ferne. Jetzt nehme ich wieder mit den Sinnen wahr, vorher waren sie wie ausgeschaltet. Es ist so ruhig, das langsame Gleiten zur Wirklichkeit."

Und am Schluß dieses Briefes schreibt diese Ängstlich-selige, die ihrer Schau sich fast schämt:

„Was ist das Gute? Ich suche es immer noch. Es kreuzt sich so vieles, wüßte ich das Gute! Es ist ein schweres, schlimmes Eingestehen." Und in einer Nachbemerkung heißt es:

„Ich bin froh, daß ichs geschrieben habe, wenns auch schlimm, ich glaube gar, schmachvoll ist, daß ich das Gute nicht kenne — und danach strebe."

Als ob ein solches Lichtkind in seiner Tiefenschau noch „Böse“ und „Gut“ kennen könnte, kennen dürfte! Zergeht nicht all das Gepräge unserer Alltagsmoral, wenn unsere Sinne ausgeschaltet sind, wenn wir mit dem ganzen innern Sein „schauen“?

Das „Gute“ und das „Böse“ aber, um das sie sich quält, das ist das Ergebnis der Religionsstunden, die die Kinder in ihrem sittlichen Urteil nur irre machen.

Von einem andern Mädchen erklingt der folgende Notschrei:

„Und dann die Religionsstunden! Ach, mir ist so, als ob ich auf einem ganz schmalen Steg über einen tiefen, tiefen Abgrund gehe. Mir schwindelt, ich schreie nach Hilfe, aber niemand hört mich, ich strecke die Hände aus, aber niemand greift sie, mich zu führen, weil es keiner kann. O, es ist schrecklich! — Was ist Gott? — Wozu leben wir? — Vollkommener, größer sollen wir werden, das fühle ich, das will ich auch!“

Und dann, nach weiterem Klagen über religiöse Zweifel, bricht sie ab: „Ich kann nicht mehr schreiben, mir wird so bange.“

So — verwirrt von der Problematik jüdischer Kasuistik — werden die jungen Menschen reif, sich auf Gnade und Ungnade der kirchlichen Autorität, d. h. der bürgerlichen, herrschenden Gesellschaftsordnung zu ergeben.

Ein ähnlicher Konflikt liegt auf dem Gebiete des künstlerischen Erlebens vor. Unzählige deutsche, griechische, lateinische Stunden wissen davon zu erzählen, französische und englische kommen dazu, zahllose Aufsätze verraten diesen inneren Konflikt. Die Aufsicht der Eltern über die Lektüre, das geheime „Dennoch“ der Jugend, die sich ihre geistige Kost nimmt, die sie braucht; das Aufeinanderplatzen der Urteile beim Besuch einer Kunstausstellung: die Mutter, die alles schön sauber und geleckt in der Malerei haben will, gut erkennbar auf Nähe und Entfernung, verständlich und vernünftig dem Inhalt nach — die Jugend, die Gestaltung inneren Erlebens sucht, die sich gern in expressionistischen Träumen ihres „Anders-seins“ bewußt wird.

Folgender Brief, in einer deutschen Unterrichtsstunde von einem Primaner geschrieben, beleuchtet die Lage:

„Der Deutschlehrer erkundigt sich nach der Lektüre: (die Schüler der Reihe nach) „Heinrich III.“ ... „Ernst, Herzog von Schwaben“ ... „von Uhland“ ... „Dostojewski: der Idiot.“

L.: „Wie kommen Sie denn gerade darauf?“ (Hält es wohl für einen Schundroman.)

„Der Ring des Nibelungen — oder ich weiß nicht gleich, wie es heißt, von Hebbel ist es aber.“ „Wilde, Bildnis des Dorian Gray.“

L.: „Na, von einem Deutschen!“

„Dostojews.. Ach so, Werfel, Gedichte.“

L.: „Und Sie?“

„Rilke, Das Buch der Bilder, Stefan George —“

L.: „Wie heißt der?“

„Ge—or—ge“—Der Siebente Ring, und eine Novelle von Werfel.“

L.: „Na, Werfel ist ja nicht gerade so bedeutend.“

Freilich, dann kam eine Empfehlung — beinahe Reklame für Lessing.“

Oder ein anderes Bild: ein Primaner trägt in der Hand Rilkes Studie über Rodin, trifft seinen Deutschlehrer. Unterhaltung. Der Deutschlehrer nimmt ihm das Buch aus der Hand, buchstabiert:

„Au—gust—e—Ro—din — wer ist denn das?“

Und Eltern und Schule klagen, daß so moderne Jdeen in die Kinder hineingetragen würden — als ob nicht in der Homer-Jnterpretation (Digamma-Beobachtung) und Schiller-Auslegung Verdurstende nach einem Trunk frischen Wassers schrien, nach einem Wort aus ihrer Not für ihre Not. Aber der Aufsatz lautet: „Jnwiefern hat Schiller ....“

Die sexuelle Frage bedarf kaum mehr der Belege. Einige Proben zur Liebe zwischen Freunden.

Der eine, im Alter von 14 Jahren, schreibt an seinen Freund Heinrich: „Wie göttlich war es, daß Deine Lebensbahnen die meinen kreuzten, und so mit dem Gifte gleich ein Gegengift emporwuchs. Heinrich, ich glaube, hätte mir Gott Dich, meinen Rettungsanker, nicht gesandt, ich wäre in jenem Sturm an der Klippe der Verzweiflung zerschellt. Heinrich, Du weißt nicht, was Du mir in jenen Zeiten warst. Und bist Du mir nicht mehr so viel? O doch, hat auch die Glut, ja die verzehrende und doch wieder segenspendende Glut der Liebe zu Dir sich abgeschwächt, so ist doch eine Liebe, die eben so innig, wie jene leidenschaftlich war, an ihre Stelle getreten. Heinrich, ich liebe Dich noch mehr, als alles auf der Welt, mehr als in jenen traurigen Zeiten.“

Der dreizehnjährige Freund antwortet:

„Geliebter Hans!

Ich habe Dir etwas zu sagen, aber bitte, lies den Brief erst zu Ende, ehe Du urteilst. Ich kann Dir nicht alles, was ich denke, leide und fühle, so anvertrauen, wie Du mir. Ich habe mich früher, wo ich allein war, wo ich Dich noch nicht gefunden hatte, daran gewöhnt, alles mit meinem Heiland und mit mir allein abzumachen. Wieviel Tränen, wieviel Seufzer, wieviel Schweiß es mir gekostet, das ahnst Du nicht. Niemand versteht einen, und doch möchte man es so gern sagen! Da hab ich mich nun daran gewöhnt, alles mit mir allein abzumachen, und es ist mir eine köstliche Frucht geworden, so ganz unabhängig zu sein."

Noch ist der 13jährige in der Sicherheit seiner geschlossenen, asexuellen Harmonie, während der ältere seine Nöte religiös umschmilzt. Oder ein anderer Ruf aus der Angst der neuen Gefühle:

„Ich habe einen Freund, den ich mehr liebe als irgend etwas anderes. ... Man muß froh werden, wenn man mit ihm zusammen ist. Und ich habe ihn deshalb geliebt, schön und ehrfurchtsvoll; so wie er mich.

Aber jetzt ist etwas Fremdes zwischen uns getreten — das Sinnliche. Ich will nicht sagen, ob es etwas Rohes oder etwas Besseres ist; ich könnte es nicht sagen. Doch das fürchte ich: dieses Sinnliche — nein, leider muß ich etwas anderes dafür schreiben —, dieses sexuelle Gefühl würde unsere jetzige, so schöne Freundschaft wandeln — wozu, darüber kann ich mir nicht klar werden, weil ich nicht weiß, ob dieses Gefühl erlaubt (bitte, bitte, nicht falsch verstehen; ich finde keinen anderen Ausdruck) ist oder nicht."

Gut, wenn solche Ängste Worte finden. Schlimmer sind die stillen, die geheimen Qualen, die sich nie ans Licht wagen, die höchstens verschlossenen Tagebüchern anvertraut werden: Da wird ein Knabe um seine innere Ruhe gebracht, weil er beim Einsteigen einer Brautjungfer in die Kutsche den Ansatz ihrer Büste gesehen, und nun verfolgt ihn das Gefühl von etwas Rundem, Zartem, Schwellendem, und seine Tagebücher erzählen seine brennende Pein, wenn er halbe Nächte am Fenster seines Schlafzimmers steht und auslugt, ob in der großen Fensterreihe drüben nicht etwas zu erspähen sei: ein Dienstmädchen beim Entkleiden oder ähnlich.

Und in einem andern Fall spinnt sich fein und unendlich schüchtern Liebe zwischen zwei Knaben, und der Freund bittet den Geliebten, sich ihm nackt zu zeigen, jener tut's, und der ehrfürchtig Betrachtende betet ein Vaterunser. Oder ein Alleinsein eines vierzehnjährigen Knaben in der Wohnung. Die Erwartung von etwas Außerordentlichem würgt ihn in der Kehle, sein Blut pocht, und die Hände sind ihm eiskalt; er entkleidet sich und wandelt durch den Salon und probiert die Sessel und weiß sich nicht zu lassen.

Eine bezeichnende Situation für die Stellung der Schule entnehmen wir wieder dem Büchlein „Jesus in unserm Schülerleben", weil wohl niemand wagen wird, die Vollwertigkeit dieser Zeugnisse zu bezweifeln (S. 26 f.).

„Einmal war der alte Schulrat böse auf uns, ernstlich erzürnt. Da hatten wir in den Schulen Zettel verteilt, wir Jungens, hatten keinen Älteren gefragt. Darauf stand: „Öffentlicher Vortrag: Die sexuelle Frage im Schülerleben von stud. theol. Hellmund Blondel. Nur für Prima und Sekunda." Ein alter Professor rief mich, war unwillig. „Wie konnten Sie das tun? Viele Jungen wissen ja noch gar nichts von diesen Dingen. Da kann man viel mehr schaden als nützen. Und dann solch junger Mann. Ja, wenn das noch ein Älterer getan hätte; und dann vorsichtiger, nicht so mit der Tür ins Haus gefallen. Aber so ...?" ...."

„Wer hat schon Buben in Tertia und Sekunda weinen sehen? Ich meine so richtige Buben, nicht die Muttersöhnchen. Aber sie tun es, in dieser bitteren Not, sie weinen bitterlich, die starken, trotzigen Jungen. Verzweiflung kann man ihnen oft aus dem Gesicht lesen. O, des Jammers! Warum sagten sie uns nichts vom Schönsten im Menschenleben, von der in uns keimenden Frühlingskraft? Warum ließen sie zu, daß sie, in uns entfesselt, Verderben schuf, warum ließen sie zu, daß ‚Reif in der Frühlingsnacht' fiel? Nie ein offenes Wort. Vom Ehebruch hörten wir beim 6. Gebot. Was ging das die Obertertianer an. Die hatten andere Not, wohl derselben Art, auch oft unbewußt und ohne Schuld. Hier wußten unsere Lehrer, denen wir alle, wenn sie uns nur etwas persönlich würdigten, warme Liebe entgegengebracht hätten, nichts mit uns anzufangen. Sie ‚sahen mit an des Knaben Sterben'. Oder sahen sie's nicht?"

Wir glauben, daß diese zornigen, aus tiefster Erfahrung gequollenen Worte, aus dem Munde innig-christlich denkender Jünglinge, aus dem Milieu einer Mittelstadt, mehr bedeuten als viele Deklamationen solcher, die in dieser Frage einen wohlfeilen Agitationsstoff sehen. Wir verweisen auf Blühers Untersuchungen, vor allem auf den sogenannten dritten Teil seiner Geschichte des Wandervogels: „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen", wo sich auch wertvolles Einzelmaterial findet.[1] Ferner muß das erste Beiheft zur Freideutschen Jugend genannt werden: „Die Geschlechterfrage der Jugend" (1919) herausgegeben von Alfred Kurella, und desselben Verfassers Aufsatz in Heft 7 der Freideutschen Jugend (Juli 1918) „Körperseele"[2], ein Aufsatz, der ja die Frage, die im Kriege fast verschüttete, plötzlich hinstellte in ihrer ganzen Leibhaftigkeit und Größe. Max Tepp hat diese Frage in seiner feinen Art gestaltet in dem Büchlein „Vom Sinn des Körpers" (Adolf Saal). Vom Standpunkte der Frau aus liegen wichtige Ergänzungen dazu vor in dem Heft von Elisabeth Busse-Wilson „Die Frau und die Jugendbewegung" (Adolf Saal), in den medizinischen Untersuchungen von Mathilde von Kemnitz (Ernst Reinhardt), und in den pädagogischen Erörterungen Alma de l'Aigles (Adolf Saal). Und schließlich sei der feinsinnigen, allzu vorsichtig tastenden Worte der Marie Luise Enckendorff (der Frau des Philosophen und Ästhetikers Simmel) gedacht, die schon 1910 unter dem Titel „Realität und Gesetzlichkeit im Geschlechtsleben"[3] sich tief in diese Probleme hineingefühlt hat. Wir müssen gestehen, daß wir kein Werk kennen, das sich mit dieser Frage so tief, ehrlich und großzügig beschäftigte, daß es als erschöpfende Darstellung dieses ungeheuer schwierigen Stoffes bezeichnet werden könnte. Es sind zunächst alles nur Vorarbeiten. Unendlich viel Mühe muß erst darauf verwandt werden, um einigermaßen zuverlässiges Material zu gewinnen. Bis in die geheimsten Zwiegespräche einer einsamen Seele mit ihrem Sein schleicht das Gift der Entstellung, der

[1] Auch Blühers systematisches Werk mit reichen Belegen und Anregungen „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft" (Eugen Diederichs) muß bei diesen Fragen stets herangezogen werden.
[2] Abgedruckt im Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung „Die Erhebung", herausgegeben von A. Wolfenstein (S. Fischer 1919), S. 304 ff.
[3] Bei Duncker & Humblot.

Lüge. Auch hier kann nach Lage der Dinge gar nicht der Versuch gemacht werden, die Tiefen dieses Problems zu ergründen, es kommt hier nur auf eine einzige Seite des Problems an, und zwar die gesellschaftliche im gegenwärtigen Augenblick. Es sei verstattet, diese Frage zunächst ideologisch zu behandeln. Wir sehen die Ursachen für die ungeheure Verwirrung der heutigen Zeit in der Zerstörung der Erotik, in der Übersteigerung der Sexualität. Wir sehen in dem Sexuellen nur eine — sozusagen geographische Provinz des Erotischen.[1]

Die Pubertätszeit ist die Zeit solcher geographischen Entdeckungen, ist geographische Wißbegier — jedesfalls zum guten Teil. Heute ist das Reich der Erotik eine Wüste, die sexuelle Provinz ein Sumpf, und könnten doch die gleichen Kräfte in anderer Verteilung, und könnten doch dieselben Wasserfluten in besserer Regulierung aus der Wüste und aus dem Sumpf einen gleichmäßig fruchtbaren und blühenden Garten schaffen.

Die praktische Gleichsetzung von Sexualität und Erotik hat beide verdorben; die Erziehung unterdrückte alle erotischen Spannungen der gesamten Menschlichkeit, und so schlugen sie sich auf den Unterleib. Jedes Kind, das heranreift, macht die ungeheure Not innerer Erregtheit, der das Ziel fehlt, durch, die Not absoluter Gespanntheit, dauernder Explosionsgefahr — eine Not, die bei dem alleingelassenen Kind bis zur inneren Zerstörung, zu den wunderlichsten Ausbrüchen führen kann und meistens beim Sexus endet, bei Masturbation oder Onanie. Und dieser Not kann nur gesteuert werden durch Zielsetzung, Entladung, Verteilung. Eine liebkosende Hand, die über den Scheitel gleitet, ein Streicheln zur rechten Zeit, ein Kuß, eine Umarmung — ein antwortendes, bejahendes Strömen, das beruhigt, befreit, gleicht aus.

Die wundervolle Kraft des Eros, die wie berauschend in den Adern steigt, die wie Frühlingssaft die Knospen treibt, die muß den ganzen Menschen durchfluten, durchzittern: aus Hand und Haar, aus jedem Glied und jeder Bewegung ströme diese Flut der Lebenserfüllung.

Was aber hat die Erziehung getan? Sie hat das hellrote Blut der Freude aus Leib und Gliedern verbannt, bis es sich konzentrierte

[1] Die folgenden Ausführungen des Verfassers sind bereits in einem Aufsatz in der „Neuen Erziehung“ 1920, Heft 8/9, veröffentlicht worden.

zum dunkeltrüben, blauroten Gift im Sexus. Kalt und unbeseelt sind Glieder, Leib und Kopf, nur im Sexus zuckt es krampfhaft-gierig.

Systematisch hat die alte Schule in dieser Weise gearbeitet. Die kastrierten Schulausgaben unserer Klassiker, die selbst vor dem „Tell“ nicht Halt machten und auch dort etwas auszulassen fanden, die Methode des Unterrichts, die noch in der Prima die Stelle im Homer überschlug, wo Hera den alten Zeus verliebt macht und mit ihm ein Schäferstündchen hält, damit derweil die Trojaner besiegt werden können — das planmäßige Schweigen und Ausweichen vor allen Fragen der Geschlechtlichkeit — das hat die kaltschweißigen Knabenhände und die trüben Augen und das scheu-täppische Wesen unserer Jungmannschaft werden lassen, während sie federnd vor innerer Elastizität und Lebenskraft im Sturmschritt dahinjauchzen müßte.

Und so wurde ein Geschlecht von übertriebener Sexualität und von mangelnder Erotik. Das betrifft besonders die Männerwelt, nicht ganz so die weibliche Art. Unsere Männer sind von erschreckender Unerzogenheit und Ungepflegtheit im Punkte des Eros, sie erledigen die Bedürfnisse des Sexus wie ein Geschäft und sind kaltölige Maschinen. Anders bei der Frau: aber auch die Frau droht zu verderben in der Nothitze des Sexus. Und wem noch nicht deutlich ist, woran wir kranken, der vergleiche italienische Novellen mit deutschen, der vergleiche Mozartsche Musik mit Wagnerscher und Straußscher, der denke an Stefan George und dann an Dehmel, der prüfe Jung-Goethesche Lebenshaltung und Jung-Schillersche Art — überall: hie Erotik, da Sexualität. Und für den Erzieher ist das eine ganz besondere Aufgabe und Verantwortung. Erzieher ohne gepflegte Erotik verkümmern selber und machen verkümmern. Man prüfe einmal ernsthaft: für welche Lehrerin schwärmen die Mädchen? Für die erotisch-lebendige, für das wirkliche Weib. Und welche Lehrerin läßt die Mädchen kalt, ja reizt sie zu Hohn und Spott? Die mit ertöteter Erotik, die mit asketisch-gebändigter Sexualität, die mit negativer Sexualität.

Und ähnlich liegt es bei den Knaben. Sie wollen den Mann, den männlich-strömenden. Und sie spüren oft noch im schlechten Witz, ja in der Zote das Männliche als Kraft, zumal sie Besseres meistens

nicht kennen. Aber der sexuelle Lehrer, das Schwein mit dem Augurnlächeln und dem kalten, zynischen Witz — der ist ihnen mit Recht ein Ekel. Selten ist der erotisch-schwingende, stark-liebende, kraftströmende Lehrer — ihm sind sie treu bis in den Tod. Aber wie oft müssen die gesunden Instinkte der Jungen verkümmern, weil keiner da ist, an dem sie gesund bleiben können, weil der kalte, sich selbst verhöhnende Geist die warmen Gefühle des Blutes in den Unterleib hinabironisiert.

Besonders ernst und schön ist die Aufgabe des Lehrers an der Mädchenschule, der Lehrerin an der Knabenschule. Die neue Zeit wird auch den zweiten Fall aus einer Kriegsausnahme zu einer ständigen, innerlich notwendigen Einrichtung machen, die sich einfach als eine menschliche Polaritätsforderung erweist. In gesteigertem Maße gilt hier das Wort von dem Fluch des sexuellen, von dem Segen des erotischen Lehrers. Nur der erotisch lebendige Lehrer wird die Kräfte wecken können, die zu menschlichen Höchstleistungen in Selbstzucht und Selbstbildung befähigen. Und entsprechend wird nur die Lehrerin, die Weib ist, menschlich und männlich weckend sein. Immer aber gilt die erotische Forderung besonders für den Mann; denn noch steht die Frau anders-verwachsen mit den Wallungen des Eros als der Mann, noch ist die Frau auf diesem Gebiet kultivierter und gepflegter — zum Trotz jenen Vogelscheuchen altjüngferlicher Prüderie, wie sie als Gegenstück des sexuellen Mannes herumlaufen, beide zum gleichen Fluch für die Jugend.

Und wenn die Instinktverwirrung, die Unsicherheit der Triebe, die gerade bei weggequälter Erotik zu finden ist, auch bereits zahllose Frauen und Lehrerinnen ergriffen hat — und bei den Lehrerinnen liegt im Zölibat eine gewisse Entschuldigung — so ist es höchste Zeit, mit voller Klarheit der Tragweite zu fordern: bejaht eure Erotik, pflegt und bildet sie, nur dann werdet ihr lebendige Erzieher, die selber Leben wecken.

Langsam wird von einzelnen hie und da, langsam wird von kleinen Gemeinschaften in neuer Erprobung des Willens, in Liebe zur Reinheit und in erstarkender Instinktsicherheit dieser Weg gegangen:

„Gültige Wegzeichen sind aufgerichtet und schon Formen gefunden für die Vorstufen der Bildung der Einzelnen: Alle, die ohne große Kunstfertigkeiten den drängenden Bewegungen des Körpers

freien, leicht nur geformten Lauf lassen in Tanz, Spiel und Scherz, die sich mit all ihrer Leiblichkeit dem großen Wirken des Geistes hingeben in der Musik und in dieser Hingabe über den ersten Kanon hinweg zur freien Beherrschung körperlicher Ausdrucksformen sich emportragen lassen, die der Kraft der Schönheit und dem Ebenmaß ihrer Glieder alle Pflege zuwenden und nun wieder die ganze Fülle ihrer Zweiheit Körper-Geist ahnen, die endlich, sie vor allem, die den Leib von innen zu bauen, Geist ihm zu bannen suchen auf dem Wege der alten Lehren von der Kraft der Sammlung in Atem, Speise, Samen — sie alle formen das neue Gefühl und allen wird eine Ahnung, stärker oder schwächer, vom Wesen der Erfüllung."[1] Zur Wiedergewinnung einer edlen Unbefangenheit gegenüber dem nackten Leibe bemerkt Wyneken[2]:

„Schon jetzt darf gesagt werden, daß diese Entwicklung (zur Gewöhnung an die Nacktheit) unseres Geschmackes und unseres Urteils nicht Halt machen wird bei der Badehose, die nicht nur ästhetisch abscheulich ist, sondern außerdem in ganz unnötiger Weise den Blick gerade auf das Sexuelle konzentriert, also den (bisherigen) sexuellen Charakter der Nacktheit betont und immer noch die Nacktheit als etwas Negatives (das Fehlen der Bekleidung) kennzeichnet, statt daß Nacktheit endlich einmal als etwas Positives, d. h. Natürliches und Selbstverständliches, gewertet und empfunden werden sollte.

In der Jugendbewegung, in den Freien Schulen (Landerziehungsheimen, Freier Schulgemeinde) und vielleicht auch noch an anderen Stellen hat man diesen Schritt getan. Man bekennt sich wieder zur Nacktheit als einem natürlichen und sittlichen Zustand, der an sich keinerlei sexuelle Betonung hat und darum weder unter der Hemmung einer falschen Scham steht noch einen irgendwie aufreizenden Charakter trägt. Äußeres Symbol ist das Verschmähen der Badehose (wenigstens solange jedes Geschlecht unter sich ist). In diesen Kreisen wirkt dann die Badehose geradezu unsittlich, und das ist ein großer Fortschritt.

Die Wickersdorfer Jugend mitsamt ihren langjährigen Führern hat von jeher so empfunden. Beim Brausebad, bei der Gymnastik

---

[1] Alfred Kurella, „Körperseele".

[2] Aus dem Rundschreiben Wynekens „An die Eltern der Wickersdorfer Schülerschaft", 1920.

sahen sie sich (allerdings nach Geschlechtern getrennt) täglich nackt, auch die verschiedenen Lebensalter. Und dem erfahrenen Psychologen und Erzieher braucht nicht erst gesagt zu werden, wie außerordentlich günstig diese Selbstverständlichkeit in sexualpädagogischer Hinsicht gewirkt hat; wie Neugierde, Lüsternheit, Schwüle, die bekannten Folgen der Verhüllung, weitgehend beseitigt werden. Darüber hinaus aber wird auch ein neuer Sinn für körperliche Werte geweckt. Man kennt den Körper besser, vergleicht unwillkürlich, fühlt sich selbst für den eigenen Körper mehr verantwortlich und hat mehr Freude am Körper und an seiner Ausbildung zu Kraft und Schönheit. Und je mehr sich in dieser Richtung das Interesse am Körper entwickelt, um so mehr wird die leider noch so übliche einseitige Wertung des Körpers als wesentlich Sexualobjekts überwunden.

Diese größere Unbefangenheit der Nacktheit gegenüber habe ich mir seit vielen Jahren zu eigen gemacht und halte sie für ein wichtiges Erfordernis für einen Führer der jungen Generation. Ich habe auch geradezu gefunden, daß man einen jungen Menschen sozusagen nur halb kennt, wenn man seinen Körper nicht kennt. Ich bin überzeugt, eine kommende Zeit wird darüber noch unbefangener und radikaler denken. Ich habe darum immer, direkt und indirekt, betont, daß Nacktheit keine „Ausgezogenheit", nichts Abnormes ist, sondern etwas Einfaches, Natürliches, Selbstverständliches. Und ich halte es für richtig, daß ein Erzieher auch in diesem Sinne erziehlich wirkt, seine Einstellung der Jugend übermittelt und ihr auch hierin, wenn nötig, vorangeht. Gelegentlich auch nackten Körpers zusammen zu sein, sollte für den Führer und seine Jugend eine Selbstverständlichkeit und ein beiderseitiges Bedürfnis sein. (Ich rede, meinen Erfahrungen gemäß, hier allerdings zunächst von der männlichen Jugend.)"

Und schließlich sind noch folgende Ausführungen Wynekens von grundlegender Bedeutung:

„Wenn man ein solches Verhältnis, wie das in der Literatur der Jugendbewegung üblich ist, als „erotisches" bezeichnet, so setzt man sich damit starken Mißverständnissen aus, die ihren Grund in der erotischen Unkultiviertheit und Verwilderung der heutigen Menschheit haben. Unter einem „erotischen" Verhältnis pflegt man sich

ein sexuelles vorzustellen, d. h. eins, dessen Ziel und Zweck körperlicher Besitz und Genuß ist.

Nun wird man vielleicht sagen: Aber handelte es sich nicht auch hier um nächste körperliche Berührung? Und ist solche in dem geschilderten Verhältnis wirklich nötig und natürlich? Warum muß das sein?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, warum; ich weiß nur, daß es so ist, daß es immer so war und daß es also wohl natürlich ist: nämlich daß innige Zuneigung und Liebe immer einmal das Bedürfnis nach Umarmung und Kuß hervorgerufen haben; daß andere Zeiten oder Kulturen in dieser Beziehung unbefangener waren; daß wir, besonders durch den Einfluß des mittelalterlichen asketischen Ideals, gegen jede Regung unserer Sinne mißtrauisch geworden sind; vielleicht auch, weil wir das Gefühl haben, daß bei uns oft genug die körperliche Regung nicht verbunden ist mit seelischem Bedürfnis und seelischem Adel. Zu solchem Mißtrauen hat die neue Jugend, habe ich keinen Grund. Und dann können Umarmung und Kuß unbefangen und ungebrochen, natürlich und wahr sein. Und wir dürfen auch das wohl aussprechen: daß überhaupt in der jungen Generation ein neues Körpergefühl erwacht ist. Man empfindet den Menschen wieder als eine Einheit von Körper und Geist. Die alte intellektualistische Trennung und die einseitige Wertung des Geistigen wird mehr und mehr überwunden durch eine neue Freude am Körper, durch ein neues Sichidentifizieren mit seinem Körper. Man glaubt einfach nicht mehr an eine Geistigkeit der Beziehungen ohne jede Körperlichkeit. Und ich glaube, daß darin nicht nur ein Fortschritt zu höherer Ehrlichkeit und Wahrheit, sondern auch zu höherer Schönheit und Sittlichkeit zu erkennen ist."

Wir sehen uns genötigt, diese Dinge so ausführlich zu behandeln, weil es sich um die ungeheuer wichtige Frage dreht: läßt sich aus diesen Tatsachen ein Schluß in dem anfangs geäußerten Sinne ziehen? Läßt sich aus objektiv feststellbaren Erscheinungen, gerade dort, wo kein Bewußtsein der gesellschaftlichen Lage vorhanden ist, zwingend das Ergebnis formulieren: hier wirken sich Kräfte einer neuen Gesellschaft aus? Wir stellen fest: die heutige Jugend lebt in einer neuen Erotik. Das kann keiner bezweifeln, der die heutige Jugend kennt. Diese Erotik steht in schärfstem Widerspruch zur

alten Sexualität. Zwischen beiden Zuständen ist keine Brücke gegeben: denn Wüste und Sumpf lassen sich nicht mehr organisch verbinden. Nur die frisch sprudelnden Quellen der heutigen Jugend lassen sich leiten, nur hier kann gearbeitet werden, daß der Garten der Erotik bleibt, daß nicht jene Trennung wie bei den Alten stattfindet. Seit etwa 100 Jahren führt die Jugend diesen Kampf, seit der Burschenschaft und Schlegels „Lucinde" (diesem Roman der aufsteigenden Welt der sich differenzierenden Frauen, den der Haß der Hausfrauen, der Haß der „bürgerlichen" Gesellschaft noch heute verfolgt) [1]. Immer wieder ist die Jugend in dem Sumpf der Sexualität schließlich dennoch versunken. Seit einigen zwanzig Jahren hat der Kampf mit der größten Erbitterung von neuem begonnen: nicht als ob die Erotiker die Sexuellen haßten, sie können nur inniges Mitleid mit dieser Entartung wahren Menschentums haben, — aber unter dem leidenschaftlichsten Haß der Sexuellen gegen die Erotiker, die stündlich durch jene daran erinnert werden, daß sie aus dem Paradiese ausgewiesen wurden, durch eigene Schuld. Aber die Worte „Erotiker" und „Sexueller" sind doch letzten Endes wieder Einkleidungen für wirtschaftliche, für soziologische Tatsachen: der sexuelle Mensch ist der kapitalistisch denkende, der spätfamiliale Mensch, der erotische ist der sozial denkende, personale Mensch.

Und unter diesen Gesichtspunkt fällt auch ein gutes Stück jener Hemmungen, die in den Familien unter religiöser, ästhetischer Verkleidung aufzutreten pflegen. Auch hier liegt oft allein jener Gegensatz vor, den wir eben zwischen dem Sexuellen und Erotiker beobachteten; oft kommt er verstärkend zu sonstigen Reibungen hinzu. In der guten, wohlgeordneten bürgerlichen, besonders kleinbürgerlichen Familie wirkt sich der familiale Geist rücksichtslos aus — und unsere Beispiele gaben völlig unpointierte Fälle, scheinbar unvermeidliche Verstimmungen, die vorüberzugehen pflegen, die ganz aus dem Geiste der Liebe behandelt werden —, unsere Beispiele zeigten aber gerade in diesen Fällen für den, dem es einmal wie Schuppen von den Augen gefallen ist, den Sieg des familialen Geistes.

---

[1] R. M. Meyer zu Gutzkows „Wally": In der Absichtlichkeit der „Immoralität" wie in der Ungeschicklichkeit der Erzählung ein leider nicht unwürdiges Gegenstück zu Fr. Schlegels „Lucinde" (I, S. 199).

Wir erinnern an den Typ der kleinbürgerlichen Hausfrau, die ganz im Manne aufgeht, die den Kindern nicht gerecht werden kann, die nicht die rührende Offenherzigkeit des zwanzigjährigen Studenten mit seiner Beichte in Ehrfurcht und Scham aufnimmt, sondern die stets gleichmäßig tüchtig, brav, tugendhaft und ahnungslos ob allen Abgründen bleibt. So sind die Kinder solcher Familien gerade der Mutter weltenfern, ja es kommt vor, daß Kinder keine Erinnerung wesentlicher Art an ihre Mutter haben, mit der sie täglich zusammen waren. Jene Mütter sprechen natürlich auch nicht mit ihren Kindern über geschlechtliche Fragen, sie schweigen darüber und überlassen diese Frage dem lieben Gott, dem Dienstmädchen oder der Schule. Und so wird der Zwiespalt zwischen Mutter und Kind doppelt tief: gerade die Mutter sollte mit ihrer Erotik die steigende Sexualität der Kinder regeln und verteilen; indem sie versagt, wird das Kind aufs brutalste in seinen feinsten physischen und psychischen Organen geschädigt, und hinter zahllosen Konflikten zwischen Mutter und Kind in religiösem, ethischem, ästhetischem Gewande blutet letzten Endes diese unstillbare Wunde. Aber zurück zu unserer Behauptung: der sexuelle Mensch ist der kapitalistische, der spätfamiliale Mensch.

Wir erinnern uns an die Definition des Staates als des organisierten Schutzes der familialen Geneonomie. Der Hort der Geneonomie ist aber die streng monogam geführte Ehe, mit Einschränkung der Erbfolge auf den Ältesten, mit Abstoßung der jüngeren Söhne, mit Versorgung der Töchter. In einer derart organisierten Familie ist allein die Vererbung des Reichtums und der Macht garantiert. Die religiöse Umkleidung, die kirchliche Unterstützung gab das mittelalterliche Christentum. Bischofssitze versorgten die jüngeren Söhne, Klöster nahmen die unverheirateten Töchter auf. Durch Heiratspolitik mehrte man Reichtum und Macht (Habsburg). Je verhüllter und abgesonderter, je unberührter und „reiner" — desto höher stieg der Reiz der Jungfrau, desto leichter war der Schwiegersohn zu ködern. Verkümmerung der Erotik beim Manne, Konzentration der Kräfte im Sexus, dessen Ausschweifungen und Ausbrüche an niedriger stehender Gesellschaftsschicht nachsichtig geduldet wurden. Und der verheirateten Frau sah man gleichfalls manches nach, hier erst kamen individuelle Wünsche der Ritter

zum Ausdruck (Minnedienst). Der Standpunkt wird immer vom Recht des herrschenden Mannes aus genommen. Gegenüber der ungezügelten Wollust der Männer predigt die Kirche die Keuschheit, mit dem Hintergedanken, ganz keusche Männer selber zu beerben.

„Im Mittelalter ging der Haß und die Verfolgung gegen die Frau noch weiter; während die alten Germanen in der Frau „etwas Weihevolles und Heiliges“ gesehen hatten“ (diese Germanen liebten die Nacktheit, lebten innerlich keusch und erotisch, kannten den eigentlichen Staat und die familiale Geneonomie nicht) „wie Tacitus sagt, wurde ihren mittelalterlichen Nachkommen der Wahn beigebracht, daß sie der Sitz des Teuflischen sei“; (Verkörperung der Sexualität als solcher) „und Tausende von „Hexen“ mußten diese Verirrung durch den Tod auf dem Scheiterhaufen büßen.“ Erst seit guten 100 Jahren, mit dem Erwachen der neuen Erotik, ist der Hexenwahn erloschen: „so wurde 1750 in Quedlinburg eine Frau wegen Hexerei erwürgt und dann verbrannt, 1776 zu Suffolk in England ein Tierarzt zur Wasserprobe gezwungen, und im Jahre 1783 im protestantischen Glarus eine Magd als Hexe hingerichtet. Zu Delden in Holland wurde endlich noch im Jahre 1823 an einem alten Weibe die Hexenprobe versucht“ [1] — erst seit kurzer Zeit ist die Menschheit in diesem Gesundungsprozeß und sucht das Gift der Sexualität auszustoßen, ein Gift, das die Menschheit im Stadium der verwandtschaftlichen Epoche nicht kannte, das dementsprechend auch unsere Kinder nicht kennen. Und in den Jahren der Pubertät, wo sie, der Menschheit nachahmend, es einzusaugen drohen, da heißt es für die Eltern neuen Geistes um die Seelen der Kinder zu ringen, daß sie erotisch und rein bleiben.

„So hatte die mittelalterliche Kirche die europäischen Völker in Verirrungen getrieben, die ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht haben.“ Müller-Lyer, dem wir diese Sätze entnehmen [2], bringt als Belege für die Stellung der Frau in der hochfamilialen Phase Zitate aus Shakespeares „Zähmung einer Widerspenstigen“ (V, 2), aus Goethes „Hermann und Dorothea“ (VII, 114f.).

[1] Gesch. des Heeksenproc. door Scheltema, Haarlem 1828. Aus dem bekannten Werk „von drei Freunden der Wahrheit“: „Geschichtslügen“, 3. Aufl., 1885, S. 191. [2] Phasen der Liebe, S. 60 f.

Besonders charakteristisch ist eine Stelle aus der Kaiserchronik (V, 4517ff.): „Spät in der Nacht kehrt der Gatte der Lukretia mit einem Gaste heim. Freudig springt sie aus dem Bett und sorgt für ihre Erquickung durch Speise und Trank. Und als ihr Mann, um sie auf die Probe zu stellen, ihr den Wein ins Gesicht schüttet, geht sie ohne ein Wort des Unwillens oder der Klage in ihre Kammer, kleidet sich schöner als zuvor und bedient liebevoll ihre Gäste weiter.“[1] Wir glauben beobachtet zu haben, daß diese Moral des 12. Jahrhunderts noch heute in kleinbürgerlichen Familien lebendig ist und daß sich dort ebenso unbegrenzte Hausherrnautorität und unbegrenzte Hausfrauendemut (ist uns doch ein Fall vorgekommen, wo die Frau eines Gymnasialprofessors täglich die Kohlen abwiegen mußte, die sie in den Ofen legen wollte — der Herr Gemahl wünschte es), ebenso peinlichste Ehrbarkeit nach außen und Sexualexzesse der Phantasie und Bordellbesuche auf Geschäftsreisen miteinander vereinen lassen wie einst, und daß diese Luft der Gifthauch für jeden Garten der Erotik ist.

Dieser Zustand hat aber im Zeitalter des Kapitalismus in jeder Beziehung eine Zuspitzung und Verschärfung erfahren. Bis weit hinein in Mittel- und Kleinbürgertum ist die Ehe eine schlechthin ökonomische Sache, das sexuelle Bedürfnis wird bei den Dirnen erledigt, die Erotik verkommt, ja wird systematisch ausgerottet. Denn dem kühl berechnenden Kopf des kapitalistischen Ausbeuters[2] kann die schöpferisch-menschliche Unmittelbarkeit eines erotischen Zustandes nur als eine lächerliche Verirrung, als ein Aufenthalt, als jugendliche Schwärmerei und Torheit erscheinen. Unsere gesamte Romanliteratur ist voll von diesem Problem, der Künstler nimmt sich immer wieder der Erotik an, und immer wieder muß er in der Wirklichkeit ihr Unterliegen und den Sieg der Sexualität feststellen.

Auch von der anderen Not unserer Zeit, von der Schulnot, kündigen viele Dichtungen, wir nennen nur Hermann Hesses „Demian“ und Hasenclevers „Sohn“. Die Äußerungen zahlloser füh-

[1] Vgl. auch die Griseldis-Geschichte.
[2] Man vergleiche unter zahllosen Schöpfungen Georg Herrmanns Roman: „Jettchen Geberts Geschichte“ und Thomas Manns „Buddenbrooks“, man denke an die unendliche Reihe der dramatisierten Liebes- und Ehetragödien.

render Zeitgenossen über das Schulelend brauchen wir nicht zu zitieren, es genügt, auf eine Arbeit zu verweisen, die den bestehenden Zustand an reichem Material und unter größter Sachlichkeit belegt; das ist die Veröffentlichung von Ernst Hierl, „Lehrer und Gemeinschaft" — Eine Schule der Verantwortung[1]. Viel wichtiger aber als alles, was Erwachsene nachträglich zu diesem Zustand zu sagen haben, sind die unmittelbaren Zeugnisse der Jugend, wie sie in dem vielgeschmähten „Anfang" 1913/14, im „Neuen Anfang" und mannigfachen ähnlichen Organen, die in letzter Zeit entstanden sind, vorliegen. Die objektiv vorhandene Tatsache, daß Jugend selbstdenkend und kritisch zur Erziehung Stellung nimmt, beweist, daß die Jugend nicht mehr bloßes Objekt der Eziehung ist, sondern bewußt Subjekt zu sein beginnt. Und wieder wird der tiefer schürfende Geist hier die Tatsache einer neuen Bewegung, die Tatsache eines neuen Bewußtseins feststellen, wird einen gewaltigen Kampf zwischen Lern- und Lebensschule, zwischen kapitalistischer „Klassen-" und sozialistischer „Volksschule" beobachten. Die Klassenschule, die in der Jugend nur den Durchgang zum Beruf sieht, die in allem Kindergartenland nur asphaltierte Heerstraßen zur Großstadt der Erwachsenen anlegen will, die alle Erziehung zweckbestimmt sein läßt von der zu erwartenden Aufgabe im künftigen Klassenstaat: als Kaufmann und Unternehmer, als Beamter, Offizier, als Geistlicher, Lehrer — die wahre Volks- und Einheitsschule, der Jugend Eigenwert und Selbstzweck ist, die das Kinderland in seinem unerschöpflichen Reichtum bebaut, die jeden Menschen für „begabt" hält, denn jeder hat sein Charisma; die jedem Jugendlichen den Weg zu sich selber nach eigenen Gesetzen finden hilft. Wird dieser Konflikt in den Schuljahren in wachsendem Maße als unerträglicher Druck empfunden, aber meist im Unterbewußtsein — so tritt er ins helle Licht peinigender Deutlichkeit bei der Berufswahl.[2]

Wir geben für diesen Zustand einen charakteristischen Beleg; der Fall gewinnt durch die Einkleidung in das religiöse Problem — es handelt sich um Gewissenskonflikte eines werdenden Geistlichen, der im ersten Examen steht — eine besonders starke Bedeutung,

---

[1] Verlag „Der Neue Merkur", München 1919.

[2] Vgl. den Sonderabdruck aus der „Hochschule" 1918, Heft 1: Franz Sachs, „Der Beruf; Willi Wolfradt, „Wider den Beruf"; Alfred Kurella, „Der Versuch"

denn es verbindet sich unter dieser Frage alles, was im alten Geiste lebt: Familie, Versorgung, Möglichkeit der Heirat — die sexuelle Frage also — Untertanengeist, Tradition und Autorität — gegen das klar bewußte und gefühlte Prinzip persönlichen Wertes, persönlicher Unabhängigkeit. Aber die alten Mächte siegen, die Frage der ökonomischen Existenz ist entscheidend. Es folgen die entscheidenden Briefe des 23jährigen Kandidaten:

27. Januar 1906.

„Doch damit komme ich zu meinen Examensarbeiten. Die dogmatische Arbeit: „Warum bedarf die christliche Frömmigkeit des historischen Christus, und warum genügt ihr das nicht?“ habe ich zuerst in Angriff genommen. Da die Fragestellung schon schief ist, hatte ich große Schwierigkeiten, bis ich mich entschloß, die Arbeit ganz von meinem Standpunkt aus zu behandeln. Nachdem ich den Entwurf fertig hatte, stiegen mir aber große Bedenken auf, ob ich überhaupt damit zugelassen werden würde. Ich schickte deshalb Freitag vor 8 Tagen die Arbeit an Onkel ... (einen bekannten Theologieprofessor — Der Verf.), habe aber bis heute keine Antwort. Dies wird ja vor allem durch Onkels Krankheit zu erklären sein.“ ... (Er skizziert dann den Inhalt seiner Arbeit, wir geben den Schluß des Entwurfs:)

„Den Augenblick, wo die Entscheidung für den Gesamtwillen eintritt, nennt man Bekehrung. Es ist also die prinzipielle Scheidung von der Sünde in der Bejahung des Gesamtwillens, damit also noch keine Sündlosigkeit, sondern der Anfang des Vernichtungskampfes gegen den Egoismus, der natürlich nur so weit erfolgreich ist, wie die Ausübung des Gesamtwillens vorwärts geht. Die prinzipielle Bejahung des Gesamtwillens äußert sich natürlich auch im Gefühl, wie jede Bejahung und Verneinung eines Willens, und zwar hier als Bejahung des Willens, des Gesamtwillens, der das Wesen des Menschen ausmacht, als das tiefste und edelste Gefühl, genannt: Friede mit Gott, ewige Seligkeit.

Dieser Zusammenschluß mit dem Gesamtwillen ist das, was man Glauben nennt.

Die relative Bedeutung des historischen Christus wird aus diesem Zusammenhang klar: als ein Mensch, in dem der Gesamtwille, Gott, in der relativ reinsten Form sich einen Ausdruck verschafft hat.

Also ist der christlichen Frömmigkeit wesentlich das Bekenntnis zur Gottheit Christi, denn das ist eben die ganze Bedeutung Christi, daß in ihm der Gesamtwille, Gott, geschaut wird. Er ist die Offenbarung Gottes."

12. Februar 1906:

„Die Antwort von Onkel ließ zwei Wochen auf sich warten, mitverursacht durch seine Krankheit; ihr Inhalt etwa der: ‚Auf deine Arbeit nimmt dich keine theologische Fakultät der Welt an, ich habe dich doch sonst als einen bescheidenen Menschen gekannt; kannst Du Deine Philosophie nicht bei Seite lassen, rate ich Dir erst einmal wieder in ein christliches Pfarrhaus als Hauslehrer zu gehen, um die Anfangsgründe einfacher christlicher Frömmigkeit zu lernen.' Also hier jede Tür des Verständnisses verrammelt.

Ich bringe gleich das Ergebnis: Ich habe mich entschlossen, die Arbeit ganz in den alten Formen zu machen. Der Wert dieser Episode ist der, daß ich mich zunächst noch keinem Menschen verständlich machen kann, ich kann nicht jetzt zum Examen meine Lebensarbeit vorwegnehmen, um mich verständlich zu machen. Damit ist die Sache bis zum Pfarramt erledigt, ich bleibe bis zur schriftstellerischen Vertretung meiner Ansicht ganz in den alten Formen, die ich ja innerlich völlig wahr vertrete. Nun noch einiges Nähere.

In den zwei Wochen Wartezeit merkten die Eltern, daß was nicht in Ordnung war, ich bereitete sie durch Andeutungen vor, daß für mich die Existenz auf dem Spiel steht. Mit Onkels Brief kam die Sache zum Klappen: ich las ihn vor, zugleich meine Antwort: Ich gehe meinen Weg, Examen gebe ich auf, Hauslehrer, bis ich anderweits mir Boden verschafft habe. Vater riet zum Oberlehrer, Mutter unglücklich, schlaflose Nächte, Herzkrämpfe.

Ich dachte jeden Tag die ganze Sache von vorn bis hinten durch, eine aufreibende Sache! Gespräche mit Tante A. (viel Verständnis!) und G. halfen dem eigenen Denken. Schön war anders. Ich konnte es nicht verwinden, daß es mir eine Unwahrheit erschien, in Formen wissenschaftlich mich zu bewegen, die ich nicht mehr teile. Auf der einen Seite stand: diese Unwahrheit, die eigene Existenz, die Praxis als die Grundbedingung für die Bewährung meiner Formen, die einzige Möglichkeit, für andere leben zu können, in der

Weise, daß ich lernen konnte, um ihretwillen, nicht um meinetwillen meine Formen zu haben usw. Auf der anderen Seite: Mißtrauen und stärkste Unsicherheit im Verhalten der Menschen zu mir, innerste Untergrabung des Gemeinschaftsverhältnisses (für mich Existenzbedingung), wenig Aussicht, in meiner Sache vorwärts zu kommen, da das Hauslehrertum fast meine ganze Kraft beanspruchen würde, die Eltern unglücklich und ganz verzagt, eine gesunde Existenz vielleicht ganz vernichtet, Isolierung und abgeschnitten von allem, wovon ich wachsen könnte, kurz gegen alles und gegen alle. — Da glaubte ich einen Weg gefunden zu haben, mit Wahrung meiner Formen auf andere Art diese Arbeit zu machen, man atmete auf. Das erwies sich aber als Dunst, mir blieben nur die alten Formen übrig. — Ich bin sehr froh jetzt über die Entscheidung und habe nicht das leiseste Bedenken einer Unredlichkeit mehr. War es richtig? Objektiv vermag ich nicht zu urteilen. Die eigene Existenz kommt dabei in Frage. Aber ich habe die Empfindung, mit diesem Schritt auf meinem Wege positiv vorwärts gekommen zu sein."

Unverschleiert liegt hier die Tragödie eines tapferen einsamen Menschen vor uns, der in dem verzweifelten Kampf gegen die Übermacht der Gesellschaft kapituliert und sich einfügt, der durch die Philosophie vom Gesamtwillen und der Notwendigkeit der Unterordnung sich ideologisch die ökonomische Abhängigkeit seiner Stellung objektiviert und dann im Nachgeben seinen Frieden findet. Er weiß nicht (es liegt ihm nur im Gefühl), daß in seinem scheinbar vereinzelten Kampf ein Vorpostengefecht der aufsteigenden neuen Gesellschaft geführt wird, zu der er der Erkenntnis nach gehört, der er in Wirklichkeit anzugehören nicht die Kraft findet. Noch im Juli 1905 schrieb er: „Mit mir steht die Sache so, daß ich bei meiner ablehnenden Stellung gegen Ordination, Taufe und Abendmahl nicht ans Pfarramt denken kann trotz Deiner Gegenrede. Ein unwahres Verhältnis kann nie fördern, das fällt auf mich zurück. ... Also geometrische Aufgabe: einen Futterplatz zu suchen, welcher folgende Bedingungen erfüllen soll: a) freie Arbeitszeit für die Kritik der evangelischen und katholischen Dogmatik, b) eine Möglichkeit, Erziehung zu lernen und zu studieren. Frau und Kinder werde ich hoffentlich entbehren können." Damals lebte er noch im

reinen Studium, die Fesseln der ökonomischen Abhängigkeit kaum verspürend; nun drängen die Verhältnisse zur Entscheidung, er fällt dem alternden Vater zur Last, die Unklarheit der sexuellen Lage meint er in einer Ehe beseitigen zu können; er ergibt sich der herrschenden Gesellschaft in der stillen Hoffnung, sie werde ihm dann ein Privatgärtchen für Eigenphilosophie gestatten.

Uns sind eine ganze Reihe solcher Fälle aus jenen Jahren bekannt, nur bei einem siegte der neue Wille, er verbrannte seine Lizentiatenarbeit und schlug sich mit großer Energie — ein Vagabund des Lebens — durch die Welt, um schließlich als Hauslehrer und Mitarbeiter in einer Künstlerfamilie durch übertriebene Fasten- und Hungerkur zur Reinigung des Leibes, zur Steigerung der seelischen Kraft einen frühzeitigen Tod zu finden. Vorkämpfer einer neuen Welt, gefallen auf dem wahren Felde der Ehre!

Die neue Gesellschaft wird diese Frage des Berufs vom Menschen aus lösen müssen, statt wie bisher vom Bedarf der kapitalistischen Gesellschaftsordnung: so und soviel Ingenieure werden gebraucht, so viel Juristen, Oberlehrer, Theologen usw. — und dementsprechend preßte sich die Jugend in „freiwilliger" Verstümmelung in die gewünschten Formen (freiwillig! unter welchen inneren Tragödien!); künftig wird es heißen: hier sind so und so beschaffene Menschen, gebt Raum, daß sie der Gemeinschaft fruchtbar werden.

Es würde einer sehr umfangreichen Materialsammlung bedürfen, um auch dem Zweifler beweisen zu können, was dem, der die Dinge übersieht, bekannt ist: daß noch niemals die Frage der Berufswahl von der Jugend so peinlich und brennend empfunden wurde wie heute, daß noch niemals die Problematik des Berufes so tief gefühlt wurde: in den alten Berufsständen, in der organisierten Berufsfolge, entsprechend der Erbfolge der kapitalistischen Ordnung, kam das der Jugend früher längst nicht in dieser Weise quälend zum Bewußtsein. Und so weist sich auch in diesem Erleben der Jugend das Werden einer neuen Gesellschaft auf.

Das sind alles objektive Merkmale für den beobachtenden Soziologen, im Bewußtsein der Jugend lebte vor 1918 nichts von dieser Tatsache, Kämpfer für eine neue Gesellschaftsordnung zu sein — höchstens in der Verkleidung der Alkoholfrage und ähnlicher peri-

pherischer Probleme, seit 1918 ist das politische Problem hinzugekommen.

Es ist von eigenartigem Reiz, zu beobachten, wie die vorigen Probleme die Jugend nicht in ein Zukunftsland gewiesen haben, sondern in ein Land der Vergangenheit. Ähnlich wie die Klassiker im Griechentum, rückwärts gewandt, im Grunde doch ein Ideal der Zukunft gesehen haben, so sah die Jugend unter den geschichtlichen Formen vergangener Jahrhunderte, ja Jahrtausende, ein Zukunftsbild. Das Fortdrängen von der familialen Beengtheit der Familie, von der Unwahrhaftigkeit des heutigen Kirchentums, von der widerwärtigen sexuellen Verrohung unserer Tage trieb sie rückwärts, führte sie zu Idealen der verwandtschaftlichen, mindestens der frühfamilialen Epoche; die Liebe zur mittelalterlichen Religiosität, das „völkische" Bewußtsein, das Zurückgreifen auf die Erotik der verwandtschaftlich lebenden alten Germanen, die Sehnsucht nach ländlicher Primivität, nach Selbstversorgertum und Eigenbedarfsdeckung — alles das ließ Zustände der Vergangenheit als Ideale kommender Tage auftauchen. In allem lebte die entschlossene Abkehr von der hochfamilialen und spätfamilialen Phase, von Kapitalismus, Familientyrannei, Drillschule, Autoritätskirche, Begriffskunst, verkäuflicher Geschlechtsbefriedigung, Berufstretmühle — und da nahm sich die Jugend ihre Ideale dort, wo sie anderes Leben zu finden meinte, aus der Epoche vor diesen Zeiten. Diese Zusammenhänge hat Alexander Rüstow in einer meisterhaften Studie aufgedeckt: „Zur Geschichte, Soziologie und Ethik der Jugendbewegung"[1]. Er sagt: „Es gab eine unbürgerliche Kultur vor dem Kapitalismus, wie es nach ihm wieder eine geben wird. Jene, im hohen Mittelalter gipfelnd, hat sich als Gesinnung in Resten einer freilich immer dünner und matter werdenden Überlieferung bis heute erhalten. Sie zu pflegen, zu reinigen und zu stärken, die Besinnung auf ihre alten gesunden und kräftigen Wurzeln wieder zu beleben, ist die Aufgabe des völkischen Flügels der Freideutschen Jugend, der es nicht zu verschmähen braucht, sich in diesem besten Sinn auch konservativ zu nennen. Die, deren Sinn mehr auf die künftige nachkapitalistische Geistigkeit gerichtet ist, bilden den linken

[1] Sozialismus-Heft der Freideutschen Jugend, Mai/Juni 1920.

sozialistischen, kommunistischen Flügel. Das gemeinsame Band, das, mehr empfunden als gewußt, sie zu eigenem Erstaunen immer wieder lebendig verband, ist hier aufgezeigt worden: die Brücke, die, den trüben Strom kapitalistischer Bürgerlichkeit in sehnsuchtsvollem Bogen überspannend, die besseren Ufer vorkapitalistischer Vergangenheit und nachkapitalistischer Zukunft miteinander verbindet."

Auch aus diesen Beobachtungen Rüstows ergibt sich die objektive Feststellung einer neuen seelischen Einstellung zum Kapitalismus bei der Jugend, die sich aber der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht bewußt wird. Wie sollte es auch möglich sein bei dem früher geschilderten Druck, den die alte Gesellschaft ausübt? Wer sprach denn früher überhaupt von Politik? In der Jugend gewiß keiner. Erst an dem Punkt, wo es sich um den Übertritt ins eigentliche Berufsleben handelt, erst da bemerken wir hier und da einen Versuch, sich zu orientieren.

Nur gelegentlich sehen wir junge Menschen an der Schwelle des Berufes eifrig bemüht, sich über allerlei zu unterrichten, über die politischen Parteien, über Marx und Engels, was das eigentlich für Leute wären usw. Auf den Hochschulen gibt es kaum eine Berührung mit dem Sozialismus, wir erwähnten ja schon, wie systematisch die bürgerliche Wissenschaft alles geächtet hat, was nicht von der Zunft ist.

Das ist nun seit der Revolution anders geworden. Und kleine Teile der Studentenschaft beginnen die Lage zu begreifen. Im ganzen ist aber geradezu eine ideologistische Orgie nationalistischer Verhetzung wie ein Fieber ausgebrochen. Die bürgerliche Gesellschaft nutzt die rückwärts gewandte Idealistik der Jugend, um sie politisch zur Aufrechterhaltung der gottgewollten kapitalistischen Herrschaft zu mißbrauchen. Bismarcks Gestalt, als die eines altgermanischen Heerführers empfunden, fordert Treue und Gefolgschaft. Und so treibt die Jugend zwar „entschiedene Schulreform", aber marschiert Hand in Hand mit dem deutsch-nationalen Jugendbund, nicht spürend, welche innere Unmöglichkeit in dieser Konstellation liegt.[1] Hier, auf dem Gebiet der Erkenntnis, ist fast noch alles zu

[1] Vgl. den Aufsatz des Verf. „Klarheit im Denken" in Heft 22 der „Jungen Menschen" (von Ende November 1920) und den Protest des D. N. J. im Heft 1 des Jahrganges 1921.

leisten, aber die Arbeit wird leicht sein, weil das Gefühl für die Abwehr des Kapitalismus vorhanden ist, weil die objektiven Kräfte in diese Richtung drängen.

Am deutlichsten wird die objektive Tatsache, daß in der Jugend die neue Zeit gestaltend wirkt, in der Jugendbewegung selber. Zur Orientierung verweisen wir auf die Zeitschrift „Freideutsche Jugend“, auf die Broschüren „Die freideutsche Jugendbewegung (1913—1919) von A. Messer[1] — mehr historisch referierend —, auf die gleichnamige Arbeit von Grabowsky und W. Koch[2] — mehr prinzipiell-problematisch. Blühers Geschichte des Wandervogels war bereits genannt, statistisch wertvolles Material bieten die Hefte von Normann Körber[3] — eine ausgezeichnete Übersicht mit reichem Literaturverzeichnis, von Joseph Kipper[4] und von Max Peters[5]. Auf Wyneken als Vorkämpfer der Jugendbewegung und alles, was in den Landerziehungsheimen, in Wickersdorf und sonst praktisch erarbeitet ist und sich theoretisch dann kristallisiert hat, muß endlich hingewiesen werden. Denn die ganze Schulreformbewegung ist eigentlich ein Produkt der Jugendbewegung.[6] Man denke an die Meißnerformel von 1913, mit der die freideutsche Bewegung ins Leben trat: „Die freideutsche Jugend will aus eigner Bestimmung vor eigner Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten“ — oder man lese in Wynekens Aufruf zum ersten Jugendtag: „Die Jugend, bisher nur ein Anhängsel der alten Generation, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, angewiesen auf eine passive Rolle des Lernens, auf eine spielerisch-nichtige Geselligkeit, beginnt sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht, sich selbst ihr Leben zu gestalten, unabhängig von den trägen Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer häßlichen Konvention. Sie strebt nach einer Lebensführung, die jugendlichem Wesen entspricht, die es ihr aber zugleich ermög-

[1] In Friedrich Manns Pädagogischem Magazin Nr. 597. [2] Bei Perthes, Gotha.
[3] Die deutsche Jugendbewegung, im Zentralverlag 1920.
[4] Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland, Volksvereinsverlag, München-Gladbach 1913 — vom Zentrumsstandpunkt aus.
[5] Die weibliche Jugend und ihre Organisation, Verlag „Arbeitende Jugend“ 1908
[6] Vergleiche zum Folgenden den Aufsatz des Verf. in der „Schöpferischen Erziehung“ S. 78 ff.

licht, sich selbst und ihr Tun ernst zu nehmen und sich als einen besonderen Faktor in die allgemeine Kulturarbeit einzugliedern." Oder mit anderen Worten: Die Jugend ist ein Eigenwert mit eignem Recht, ihr Wert beruht nicht in dem Streben nach dem Erwachsenentum, ihr Recht nicht auf dem Gesetz der Erwachsenen für Erwachsene oder für solche, die es werden wollen.

Wir erfassen damit die ganze Jugendbewegung als Symptom der Zeit, als Zeichen einer ungeheuren Umwälzung der Gesellschaftsordnung.

Da ist die proletarische und die bürgerliche Jugendbewegung. Die bürgerliche stammt aus den Kreisen, die im Wandervogel, in den Freischaren und ähnlichen Bünden ihres Eigenseins bewußt geworden sind.

Wie steht es mit der proletarischen Jugendbewegung? Will sie die Jugend um ihrer selbst willen, als Selbstzweck? Kann sie sie als solche wollen?

Man macht es der proletarischen Jugend zum Vorwurf, daß sie unjugendlich sei, daß sie die jungen Menschen — vom 14. bis 20. Lebensjahr etwa — nicht zur Erfüllung mit Jugendkultur vereine, sondern zur Erziehung zum Parteimenschen. Sie sei also um nichts besser als die Art der alten höheren Schule, die dort den künftigen Beamten und Techniker, den künftigen Kaufmann und Offizier bildete, nur daß die proletarische Jugendbewegung den künftigen Funktionär im Auge habe. Ein Körnchen Wahrheit steckt in diesem Vorwurf; ein Körnchen Wahrheit, das bei Licht besehen eine bittere Not und Notwendigkeit ist. Denn der proletarische Jugendliche ist kein freier Mensch mehr, der von Vaters Tasche lebt und lernen und studieren kann ohne Rücksicht auf Erwerb und Lebensnot, er ist ja insofern unjugendlich und muß es sein, weil er schon eingereiht ist in den großen Kampf ums Dasein. Er, der täglich mit Werkzeug und Maschine, mit Produktion und Kapitalismus zu tun hat, er wird, ob er will oder nicht, hineingestoßen in den brutalen Existenzkampf. Und da ist es einfach der Trieb der Selbsterhaltung, daß er sich nach seinesgleichen umsieht, daß er in der Partei seinen wahren Freund sucht und sich ihr zur Verfügung stellt.

Dadurch bekommt der jugendliche Proletarier etwas Unjugendliches, etwas Weltsicheres und Fertiges, etwas vom Erwachsenen. Er ist dem bürgerlichen Freideutschen weit überlegen in der Sicher-

heit seiner Entscheidungen und Formulierungen, in der Entschiedenheit seines Auftretens. Er kennt nicht die Relativität und Problematik im Leben des bürgerlichen Jugendlichen, er würde seine Kraft dabei verschwenden und sich untüchtig machen für den eigentlichen wirtschaftlichen Kampf.

Aber selbstverständlich ist das ein Übelstand. Und wir erwarten, daß die wahre Einheitsschule den heutigen Bürgerlichen befreit von der intellektuellen und ästhetischen Spielerei der Gedanken und Empfindungen durch dauernde Fühlung mit dem Werk, und wir erwarten, daß sie den heutigen Proletarier befreit von dem frühreifen und altklugen Wesen, indem sie ihm die Sorge um die Lebensnot abnimmt, ihm und den Eltern. So wird und muß sich der Unterschied zwischen den bürgerlichen und proletarischen Jugendlichen verwischen, je mehr sich die soziale Einheitsschule verwirklicht. Es muß dann auch dahin kommen, daß es nicht verschiedene Jugendorganisationen der sozialistischen Parteien gibt, sondern daß die gesammte Jugend mit dem Sozialismus als Lebensanschauung sich auseinandersetzt.

Was aber jenseits dieser eben gekennzeichneten bürgerlichen und proletarischen Jugend steht, die im Jungdeutschlandbund, in den Pfadfindern und ähnlichen Bünden organisierten Jungbejahrten, die können wir nicht als Jugendliche ansprechen, sie sind Nachahmer der Erwachsenen, ihnen ist das ganze Leben in den ersten 20 Jahren eine Vorschule zum Feldwebel oder Beamten, sie sind die geborenen Untertanen, die Denkträgen und Unfruchtbaren, auf die der Name Jugend überhaupt nicht paßt, denn sie sind alt, ohne jung gewesen zu sein. Sie sind das willkommene Menschenmaterial zum Heizen des kapitalistischen Brutofens. Sie interessieren sich für nichts, sie interessieren auch keinen lebendigen Menschen, sie sind sich allein selber interessant.

Und so bleibt uns als ein besonderes Phänomen auch hier das Problem der bürgerlichen Jugend, die sich von den Anschauungen und Zielsetzungen der Erwachsenen emanzipiert hat, deren geistig bewußtester Teil die freideutsche Jugend ist.

Um es nun einmal deutlich allen denen zu sagen, die immer noch nicht wissen, was für ein Ding das eigentlich sei „Freideutsche Jugend", denen sei wenigstens das Äußerliche gesagt: Sie ist eine Fortsetzung der Wandervogelbewegung, aber bewußter, vergeistigter, sie ist kein Verein, in den man eintreten kann, sondern eine Be-

wegung, eine besondere Einstellung zum Leben; sie existiert erst seit 1913 und ist durch den Krieg in ihrer Arbeit fast lahmgelegt gewesen; zu ihr gehören auch wohl Männer wie Wyneken und Blüher, aber auch Lic. Paul Tillich, Natorp u. a. Um es politisch zu sagen: vom Kommunisten bis zum Deutschnationalen sind hier Menschen vereint; vielleicht ist es die einzige Gemeinschaft in Deutschland, die heute einen solchen Zustand zu ertragen vermag.

Wir begreifen diese Jugendbewegung als eine soziologische Erscheinung, als ein Symptom der „spätfamilialen Phase", als ein Zeichen des sich zersetzenden Kapitalismus.

Wyneken protestiert zwar in seiner temperamentvollen Art dagegen und sagt: sie gehöre nicht zu den sozialen Emanzipationskämpfen, die alle noch dem Zeitalter des wissenschaftlichen Geistes angehören und in seinen Kategorien denken. Es gehe nicht so mechanisch-quantitativ weiter: Emanzipation erst des dritten, dann des vierten Standes, dann vielleicht des fünften, dann der Frauen, dann der Jugend, dann der Kinder und zuletzt der Haustiere. — Er sieht das Prinzip der Jugendbewegung in einem neuen Körpergefühl. „Es ist der Kampf des Lebens wider den Begriff, es ist der Freiheitskampf des Leibes." Ich glaube, ich könnte mich mit Wyneken rasch verständigen. Gewiß geht es nicht so mechanisch-quantitativ die Stufenleiter abwärts bis zur Emanzipation der Stubenfliege, dennoch aber ist die Befreiung der Arbeiterschaft, des Weibes, der Jugend, ja des Leibes eine notwendige und gleichzeitige Erscheinung des sich selbst zersetzenden Kapitalismus. Denn es liegt im Wesen dieses Vampyrs, alles menschliche Sein blutsaugend auszupressen, um es innerlich durch den Umlauf des Warenprozesses in Mehrgewinn umzuwandeln und als Kapitalanhäufung auszuscheiden. Diesem Moloch ist bisher alles geopfert worden: die Leiber unseres Volkes, unserer Kinder und unserer Frauen, unserer Arbeiter und unserer Angestellten.

In dem Augenblick, wo die Kraft dieses Ungeheuers erlahmt, in demselben Augenblick werden wir uns unserer Leiber neu bewußt, erwacht die Frau zur Selbständigkeit, werden die Kinder ihrer Jugend inne, wird der Arbeiter Mitbestimmer usw. Unter einer Last seufzten wir alle gebunden.

Und somit bringt der Kampf der Klassen, der Sturm des vierten

Standes allen Befreiung: den Jugendlichen, den Frauen, den Arbeitern. Und somit handelt die proletarische Jugend durchaus instinktsicher, wenn sie ihre Jugend nur durch den Klassenkampf sich erobern zu können glaubt.

Denn der Kapitalismus erkennt nichts an außer sich selber, er wurde sich selber zum Götzen, zum Inbegriff alles Seins. Was galt Jugend und jugendliche Art — er sprach vom Standpunkt der Nützlichkeit aus sein Wort von der Spielerei bei der Jugend, die ernsthafter Arbeit weichen müsse; was galt ihm die Entwicklung aller Fähigkeiten im Jugendlichen, die Heranreifung zum Vollmenschen — das konnte er gar nicht gebrauchen, im lag nur an der entwickelten Spezialität zur Nutzbarmachung in irgend einem Betriebe: hier die Gehirnspezialität des höheren Schülers zum künftigen Fabrikleiter oder Kaufmann, zum ordnunghaltenden Beamten und Soldaten, zum kinderaufzüchtenden Lehrer; dort die Handspezialität gepaart mit einigem Menschenverstand zur sicheren Beherrschung des Körpers, um als Arbeiter gut verwandt werden zu können. Was scherte es ihn, wenn Kinder in den Betrieben verdarben, wenn Leiber verkümmerten, Frauen siechten und unfruchtbar wurden, Männer früh alterten und im Elend untergingen? Hier in der Welt des Kapitalismus hatte ja nichts seinen Eigenwert — der schöne Ausblick in die Landschaft war gut, um dort ein Vergnügungslokal anzulegen, der Gebirgsbach war brauchbar, um damit eine Maschine zu treiben, um billig Elektrizität zu erzeugen. Ob Natur, ob Tier, ob Mensch — überall nur die eine Frage: Wie nütze ich's am besten, wie verwandle ich alles in Kapital? In diesen Strudel wurden alle Werte, letzte und höchste Dinge gezogen: Wissenschaft, Kunst, Religion. Wie konnte, wie sollte da die Jugend einen Eigenwert behalten?

Und so ist die Jugendbewegung, die sich ihrer selber als Jugend bewußt wird, ein Zeichen des zerfallenden Kapitalismus, des sieghaft aufleuchtenden Sozialismus.

Man darf nicht dagegen einwenden, das treffe nicht zu, weil weite Kreise der bürgerlichen Jugendlichen dem Sozialismus wenn nicht feindlich, so doch ablehnend gegenüberstehen. Es handelt sich mit der Feststellung, die wir hinsichtlich des langsam vordringenden und siegreichen Sozialismus gemacht haben, um einen objektiven Befund, dessen Gültigkeit durch das subjektive Empfinden nicht beein-

trächtigt wird. Lange noch fühlt einer den Rand des ins Gesicht gedrückten Hutes, auch wenn er abgenommen ist, bis eine Hand glättend und streichend die Druckempfindung verwischt. Die objektive Änderung eines Zustandes und das subjektive Erlebnis dieser Tatsache fallen häufig zeitlich stark auseinander. Aus dieser Disharmonie ergibt sich bei der bürgerlichen Jugend eine merkwürdige Unsicherheit, so jugendlich sie sich äußerlich zum Teil gebärdet, zum Teil auch wirklich ist, so unjugendlich, so instinktlos und spintisierend ist sie größtenteils innerlich. Umgekehrt beim proletarischen Jugendlichen: äußerlich wie ein Erwachsener, meist durchaus unjugendlich in Rede und Art, innerlich oft jugendlicher als der bürgerliche Kamerad, weil ungebrochen in seinem Instinkt.

Die Witterung der neuen Zeit fand innerhalb der bürgerlichen Jugend zuerst die männliche, die 1896 den Wandervogel schuf. Bekannt ist Blühers Theorie von der Macht des Eros, der diesen Bund stiftete, von den Männerbünden überhaupt und ihrer staatlich und geistig schöpferischen Kraft. Wir glauben, es liegt in dieser genialen Hypothese ein großes Stück Wahrheit; sie hat ihre Gültigkeit für die ganze Menschheitsepoche, die unter der Signatur des nach Berufen differenzierten Mannes steht. Uns scheint, als müsse der Eros als einendes Band gerade dann zum Bewußtsein kommen, wenn die Differenzierung die Menschheit zu atomisieren droht. Er ist die polare Ergänzung der rationalen Berufsteilung. Bekanntlich entwickeln sich soziologisch die sogenannten sekundären Liebesgefühle wie Eifersucht, Scham, Keuschheit gerade *infolge* der Differenzierung der Männer und infolge der damit verbundenen ökonomischen Neuordnung. Es besteht also ein inniger Zusammenhang zwischen diesen beiden Tatsachen. Nun erlebt der junge Mann die Geschichte seines Geschlechts in Kürze von neuem in seiner eigenen Entwicklung, ihn berührt das Problem der Differenzierung schon mit 10 bis 12 Jahren, er erlebt diese Umwälzung des männlichen Liebeslebens mit der Ausbildung der sekundären Triebe im Anschluß daran, diese Dinge fallen mit den Zeiten der Pubertät zusammen, und so gewinnt seine geschlechtliche Entwicklung den ungeheuer revolutionären Charakter. Sein, des Mannes, Menschheitsgefühl ist also um eine gewaltige Epoche früher entwickelt und differenziert, als das der Frau — und das spiegelt sich in der Entwicklung des In-

dividuums wieder. So nahm die männliche Jugend die Morgenröte einer neuen Zeit eher wahr als die weibliche. Ja, sie glaubte infolgedessen vielfach ein besonderes Recht auf die neue Zeit zu haben, zum Teil ahnt sie auch, daß eine spezifisch männliche Epoche der Menschheitsgeschichte sich ihrem Ende zuneigt. Denn das Entscheidende in der Jugendbewegung ist nicht der männliche Bund, sondern die Mädchenbewegung. Gewiß, sie kam erst später als das Knabenerwachen, sie kam später, die Mädchenbewegung, sie kam langsam, sie kam fast schläfrig und ist beinahe jetzt noch verträumt mit jener gehemmten Bewegung des Erwachens wie auf dem bekannten Hodlerschen Bilde. Und dennoch liegt in ihr die Entscheidung.

Uns alle umweht wie Windeshauch der Atemzug der neuen Zeit. Einer neuen Zeit, die gesellschaftlich die Differenzierung der Frau nach Berufen bedeutet, die im Anschluß daran eine ungeheure Umbildung des Liebeslebens bringt und die als polare Ergänzung den weib-weiblichen Eros, den Frauenbund als Gegenstück zum Männerbund erzeugt. Und nun werden die Frauen schöpferisch, nun gewinnen sie ihre eigene Geistigkeit, nun gestalten sie mit das öffentliche Leben. Was sich seit hundert Jahren etwa vor unseren Augen abspielt, ist eine so ungeheure Revolution der ganzen Gesellschaft, wie sie seit Jahrtausenden nicht gewesen. Wir aber stehen mitten drin. In der Romantik erwachte scheu und bang, unsicher und tastend der Eros der Frau, schöpferische Kräfte blühen in ungeahnter Weise auf — die gesamte Weltgeschichte hat nicht so viel schöpferisch bedeutsame Frauengestalten aufzuweisen, wie die letzten hundert Jahre sie gebracht haben: Caroline, Annette von Droste, Luise von Francois; unter uns: Käte Kollwitz, Ricarda Huch, Lulu von Strauß und Torney; und so wären noch viele im In- und Auslande namhaft zu machen.

Und so stehen wir mitten in der Atomisierung der Frauenwelt; der allgemeine, bis dahin so wenig differenzierte Typ des Weibes beginnt sich in tausend Nuancen zu individualisieren, und jede Frau ficht heute in sich ein Stück der Leidensgeschichte der Menschheit durch, und jeder Sieg, jeder vollendete Charakter eines Weibes ist ein Schritt voran auf der großen Straße der Menschheit. Beginnt für den Mann heute nur eine neue Seite des Menschheitsbuches, so beginnt für die Frau ein neues Kapitel. Ein ganzes Kapitel

lang mit vielen Abschnitten, eine ganze Epoche lang mit mancherlei Phasen, hat das Weib den Hintergrund gebildet, die Kulisse, vor der sich der Mann in tausend Künsten tummelte, nun will auch sie mitspielen, ihre Rolle auf sich nehmen; der Mann muß sich bescheiden lernen, und der Hintergrund ist nicht mehr vom Leid der Frau verstellt, sondern eröffnet wie das Dionysostheater in Athen den Blick aufs Meer, den Ausblick aufs Unendliche. Und darum liegt der entscheidende Faktor der Jugendbewegung heute bei den heranwachsenden Mädchen. Und sie erleben das Problem der Differenzierung, die neue Erotik, die Umbildung der sogenannten sekundären Liebesgefühle, ja ihre Überwindung, sie erleben all diese tief erschütternden Dinge erst nach der eingetretenen Geschlechtsreife, erst mit 16, 17 Jahren, ja manchmal mit 20 und 21 Jahren. Und so erlebt das Mädchen entscheidende Dinge um sieben Jahre später als der Junge; und daß die Mädchen angeblich den Knaben voraus sind, liegt nur an der von Problemen unberührten Sicherheit ihres Seins, so daß sie ruhiger, fertiger, erwachsener erscheinen, als sie in Wahrheit sind. Denn dafür liegen in ihnen weite Strecken brach, die beim Knaben schon längst unter den Pflug genommen sind. Aber wenn sie dann in die entscheidenden Stunden ihres Lebens kommen, dann scheint bei den Mädchen heute der Pflug tiefer zu greifen als bei den Knaben, dann wird die feste Kruste des Ackers aufgerissen, und er liegt offen mit riesigen violetten Wunden. Und dieser Acker hat eine wunderbare Fruchtbarkeit, wie berauschend reich blühen viele Frauenleben heute vor unseren Augen, während so bescheiden und armselig der Acker des Mannes daneben darbt. Und welch köstliche Frucht trägt heute manches Frauenleben! Tausendmal reicher als das Feld des Mannes, dessen Boden erschöpft ist.

Diese Überlegenheit der Frau, die wir heute bei reiferen Mädchen und Frauen beobachten zu können glauben, findet sich schon gelegentlich bei 20- und 21 jährigen. Sie kulminiert um das 30. Jahr, um sich dann wieder dem männlichen Geschlecht anzugleichen. Dagegen scheint uns in der Regel ein 13- bis 16 jähriger Knabe dem gleichaltrigen Mädchen an Produktivität überlegen zu sein, während dem Mädchen die größere Weltsicherheit ohne weiteres zugestanden werden soll.

Wenn wir also mit diesen rationalen Begriffen der soziologischen Beobachtung, des biogenetischen Gesetzes uns über die Jugend-

bewegung zu orientieren versuchen, dann gleichen wir dem Seemann, der mit Kompaß, Beobachtung und Messung den Punkt festzustellen bemüht ist, auf dem sich sein Schiff auf der ungeheuren Weite des Weltmeeres befindet. Und erst nach sorgfältiger Beobachtung und Überlegung wird er unter Berücksichtigung des Reiseziels, des Wetters und der Strömung den weiteren Kurs des Schiffes bestimmen. Er wird dann aus den gegebenen Faktoren heraus die Entscheidungen treffen, die ihn am schnellsten und sichersten zu seinem Ziel führen.

Diese rationale Aufgabe gilt es für die Jugendbewegung zu lösen. Dann werden wir nicht sinnlose Zickzackwege steuern, wie die sogenannten liberalen Pädagogen, die Freiheiten, aber keine Freiheit gewähren wollen. Wir werden auch nicht Gegendampf geben und die Jugend mit militärischen Spielereien aufhalten, sondern wir werden in klarer Überschau des zurückgelegten Weges auch die weitere Fahrt bestimmen und uns nicht irreführen lassen durch Luftspiegelungen und Schwierigkeiten der Stunde. Gerade wer eine Ahnung davon hat, wie sehr jedes Einzelleben einem Nachen zwischen Wellenbergen gleicht, gerade *der* wird den Kamm des nächsten Wellenberges nicht für das Ende der Welt halten, gerade *den* wird das Schwimmen im Wellental nicht mutlos machen, das Tanzen auf der Wellenhöhe nicht übermütig. Denn sein Geist steht als Wächter am Steuer und ist nicht gebunden an die materielle Engheit der Sekunde, nein, riesengroß späht er über Wellentäler und Wellenberge nach dem Lande der Verheißung, er hat epochal denken gelernt und kann absehen von persönlichem Glück oder Unglück, vom Erfolg oder äußeren Untergang.

Anders ist die Arbeit derer, die die letzten Triebkräfte, die sich in der Jugendbewegung auswirken, erklären und enträtseln wollen. Sie gleichen Tiefseeforschern, die das Geheimnis der Wassermasse *unter* dem Schiffe bis zum Grunde durchschauen wollen. Auch das ist eine notwendige Arbeit; ob sie aber jetzt schon zu allgemein gültigen Resultaten führen kann, bleibt zu überlegen. Immer wird die Tiefseeforschung zunächst nur gewisse Abschnitte des Meeresbodens abtasten und ergründen, immer wird die philosophische Abtastung der Menschheitsgründe nur gewisse Zeiten umfassen können. Sie wird leicht Gefahr laufen, ihre Resultate, die sie für gewisse

Tiefen und Gründe gefunden, zu verallgemeinern, und das scheint uns die Lage derer zu sein, die um Blüher herum die Tiefseeforschung der Jugendbewegung betreiben. Gewiß ist dadurch manche Untiefe entdeckt, manche Strömung bekannt geworden, die schon das eine oder das andere Lebensschiff hat scheitern oder abtreiben lassen, und so ist sie wertvoll und von großer Zukunft. Aber sie ist eine Arbeit für ruhige See und für stille Zeiten. In den stürmischen Wehen unserer Tage gilt es vielleicht mehr, die nüchterne, praktische Arbeit der allgemeinen Orientierung zu leisten, um nicht im Dunkel des brandenden Zeitmeeres den Kurs zu verlieren. Sehen wir hier und da ein Schiff sinken, ein Schiff abirren, so müssen wir die Zähne zusammenbeißen, desto fester das Steuer packen, desto sorgfältiger den Kurs halten, denn das Einzelschicksal ist völlig gleichgültig geworden gegenüber der Zukunft unseres gesamten Volkes, ja der ganzen Menschheit. In diesem Rahmen muß Jugendbewegung gesehen werden, nicht isoliert als Liebhaberei tiefäugiger Jünglinge im Schillerkragen, nicht als die Romantik von Jungfrauen in sackartiger Umhüllung, sondern als die Sturmbotin einer neuen Zeit. Und diese neue Zeit heißt: das Zeitalter des Sozialismus, das Zeitalter des Personalismus.

Die alte Familie zersetzt sich, sie gibt immer mehr Funktionen an die Allgemeinheit ab; bei bedeutend erhöhtem Maß persönlicher Entwicklungsfreiheit ist doch anderseits auch ein bedeutend erhöhtes Maß persönlicher Gebundenheit vorhanden; nicht an die Forderungen der Familie oder des Standes, sondern an die Forderungen der Gesellschaft. Aber je weiter das Dach sich erstreckt, das ich über meinem Kopfe habe, desto mehr Spielraum habe ich unter ihm. In den kreisförmigen Hütten der Familie mit wenigen Metern Durchmesser gab es keine große Bewegungsfreiheit, und schnell stand man ausgestoßen und abseits, fremd und frierend vor der Tür. Der ungeheure Palast der sozialen Gemeinschaft kennt nicht das Aufeinanderhocken und Sich-auf-die-Hacken-treten der alten Familie, er schafft einen neuen Typ der Familie, aber ohne die enge Luft der niederen Hütten, er schafft eine ganz andere Weite der Lebensmöglichkeit denn je zuvor. Dann hören auch die täglichen Reibungen auf, die heute wegen allzu großer Enge das Leben in den Familien so mühselig machen, eine neue Form des Zusammenlebens zwischen

Eltern und Kindern wird den Jugendlichen ihre freie Entfaltung sichern, und die Jugendbewegung wird den familienfeindlichen Charakter verlieren, der ihr heute so leicht anhaftet.

Wem aber all diese Dinge utopisch oder panthastisch klingen, wer nicht gelernt hat, in Menschheitsepochen zu denken und die Zeichen der Zeit zu beachten, dem möchten wir einen kleinen Hinweis geben, der ihn nachdenklich machen muß. Jeder Pädagoge, der heute in unserer Jugend arbeitet, beobachtet eine völlig veränderte seelische Struktur unserer Jugend, verglichen mit der, die er in seiner eigenen Jugend wahrnahm. Ein Beispiel: unsere Generation hat sich, nicht ohne oft mühselige Arbeit, die Gedankenwelt Stefan Georges und Rainer Maria Rilkes erobert, eine Gedanken- und Gefühlswelt, die der Generation unserer Eltern völlig fremd ist, eine Kost, die für sie gehaltlos, eine Form, die für sie Spielerei ist. Diese gleichen Dinge sind unserer Jugend Nahrung, sind ihrem Sein völlig adäquat, sie lebt in diesen Dingen und weiß gar nicht, daß da Schwierigkeiten sind; selbst wenn sie mit dem Verstand nicht alles erfaßt; in ihr schwingen die unzähligen Ober- und Untertöne dieser Musik mit, die bei den Alten gar keine Resonanz findet.

Da wurden neulich mit einer Klasse 12- bis 13jähriger Mädchen Rilkes Dichtungen „Orpheus, Eurydike und Hermes“ und „Alkestis“ behandelt; wie tief wurde diese Sprache von den Mädchen verstanden, die der älteren Generation bestenfalls Kling-Klang ist. Wir kennen Sekundaner und Primaner, denen ein Blick in Georges Dichtungen Morgenandacht ist, während ihre Lehrer wenig damit anzufangen wissen. Wir enthalten uns bei dieser Beobachtung jeder Wertung, wir sagen nur: jeder, der sich nicht absichtlich mit Vorurteilen selber vernagelt, der sich über die ungeheuer schwierige pädagogische Situation nicht mit dem billigen Gerede hinwegtäuscht: die Kinder sind verhetzt, in sie wird tausenderlei hineingetragen, was ihre Köpfe verdreht — jeder, der unbefangen an die jungen Menschen herantritt, wird die Tatsache bestätigt finden: es liegt eine ganz andere seelische Struktur vor als noch in unserer Jugend. Das würde noch weiter auf ganz anderen Gebieten zu beobachten sein: vielleicht könnte man zu dem Resultat kommen, daß der Ablauf des geschichtlichen Werdens etwas ist, wofür in der heutigen Jugend kein Organ vorhanden ist, daß ihr geschichtliche

Dinge nur insoweit wertvoll sind, als sie Ausdruck allgemeinmenschlicher Äußerungen sind; vielleicht ist unsere Jugend eine unhistorisch erlebende Generation in dem Sinne der französischen Revolutionstheoretiker des 18. Jahrhunderts. Und so ließen sich andere Beobachtungen anreihen.

Das Ergebnis dieser rein objektiv festzustellenden Tatsachen ist also: Jugendbewegung liegt nicht nur in einem äußerlich vorhandenen Streben gewisser Jugendlicher vor, sich ein Eigenrecht zu erringen — vom Standpunkt des alten Pädagogen aus, der für soziologische Phänomene kein Verständnis zu haben pflegt —, sondern Jugendbewegung ist eine seelische Umbildung und Neueinstellung, bei der selbst der Pädagoge ältesten Schlages wird zugeben müssen — falls er noch einen Sinn für Tatsächlichkeiten hat —, daß sie vorhanden ist, daß in ihr die Ursache für die Hoffnungslosigkeit und Unerquicklichkeit des unverändert übernommenen Unterrichtsbetriebes liegt.

Was wir nun wollen ist aber weiter nichts, als daß dieser Tatsächlichkeit Rechnung getragen wird, daß diese neue psychologische Situation verwertet wird, anstatt sie bockig zu ignorieren, daß an dieses seelische Neuland, an diese sanft blühenden Gärten mit Ehrfurcht herangegangen wird, anstatt mit der Dampfwalze der altbewährten Methode alles zu zermalmen. Denn wir wissen es: es kann keine Schule werden, die unser Volk seelisch gesund erhält, die nicht eingestellt ist auf diese Tatsachen; und es ist unsere Aufgabe, unsere, der Männer und Frauen, deren Seelen noch nicht Schwielen tragen und hart geworden sind im Reiben und Stoßen der Zeit, es ist unsere Aufgabe, mit aller Nüchternheit und Tatsächlichkeit uns Rechenschaft zu geben über die notwendigen Aufgaben und dementsprechend zu handeln. Wir wollen die Jugend nicht begönnern, wir wollen ihr nicht schmeicheln und sie wie einen Götzen anbeten; wir haben auch nicht den utopistischen Überschwang gewisser Jugendkreise, die da glauben, man könne von morgen an die gesamte deutsche Jugend in Internaten erziehen, sondern wir legen in Sachlichkeit und Strenge — für manche Jugendliche fast philiströs und oberlehrerhaft — den Grundstein für eine neue Schule, die der Jugend wird Heimat sein können, wo der Gegensatz zwischen Schule, Familie und Jugend sich selber aufhebt, wo endlich Schule und Hochschule gleichbedeutend sind mit — Jugendbewegung.

3. Kapitel:

Die neue Erziehung aus der Struktur der werdenden Gesellschaft.

Den Gedanken der Zukunftsschule als Ergebnis der durch Maschinenarbeit verursachten wirtschaftlichen Revolution, als Ergebnis der aus dieser Revolution sich entwickelnden neuen Gesellschaft hat — soweit wir sehen — Karl Marx 1867 zum erstenmal im Vorbeigehen und doch wissenschaftlich-treffend formuliert.[1] In dem 13. Kapitel des ersten Bandes findet sich im „Kapital“ eine eingehende Untersuchung über „Maschinerie und große Industrie“. Manufaktur, Handwerk und Hausarbeit werden durch die große Industrie revolutioniert. An dem Beispiel der englischen Industrie wird gezeigt, wie unter der furchtbaren Not der Verhältnisse, die zunächst Kinder und Kinderglück restlos zu vernichten drohen, neues Leben in pädagogischer Hinsicht aufkeimt. Die Erziehungsklauseln des Fabrikakts proklamierten den Elementarunterricht als Zwangsbedingung der Arbeit.[2] „Ihr Erfolg bewies zuerst die Möglichkeit der Verbindung von Unterricht und Gymnastik mit Handarbeit, also auch von Handarbeit mit Unterricht und Gymnastik. Die Fabrikinspektoren entdeckten bald aus den Zeugenverhören der Schulmeister, daß die Fabrikkinder, obgleich sie nur halb so viel Unterricht genießen als die regelmäßigen Tagesschüler, ebensoviel und oft mehr lernen. ‚Die Sache ist einfach. Diejenigen, die sich nur einen halben Tag in der Schule aufhalten, sind stets frisch und fast immer fähig und willig, Unterricht zu empfangen. Das System halber Arbeit und halber Schule macht jede der beiden Beschäftigungen zur Ausruhung und Erholung von der anderen und folglich viel angemessener für das Kind als die ununterbrochene Fortdauer einer von beiden. Ein Junge, der von morgens früh in der Schule sitzt, und nun gar bei heißem Wetter, kann unmöglich mit einem anderen wetteifern, der munter und aufgeweckt von seiner Arbeit

---

[1] Wir glauben, den Handfertigkeitsunterricht der Philanthropen und Fröbels hierbei übergehen zu dürfen, da es sich hier ja rein um Bildung der Sinne handelt, ohne Beziehung zur Gesellschaft, zum Produktionsprozeß. Vgl. dazu Hierl, Die Entstehung der neuen Schule, S. 173 f.

[2] Vgl. „Kapital“ I, S. 424/425.

kommt.'[1] Weitere Belege findet man in Seniors Rede auf dem soziologischen Kongreß zu Edinburg 1863. Er weist hier auch unter anderem nach, wie der einseitige, unproduktive und verlängerte Schultag der Kinder der höheren und mittleren Klassen die Arbeit der Lehrer nutzlos vermehrt, ,während er Zeit, Gesundheit und Energie der Kinder nicht nur fruchtlos, sondern absolut schädlich verwüstet.' Aus dem Fabriksystem, wie man im Detail bei Robert Owen[2] verfolgen kann, entsproß der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen."

Man muß einen Begriff von dem namenlosen Elend der englischen Kinder in den Fabriken, man muß einen Begriff von der Verkommenheit des englischen Volksschulwesens in jenen Zeiten haben (vgl. Dickens), um den optimistischen Bericht der Inspektoren würdigen zu können. Bernstein datiert allen Fortschritt im englischen Schulwesen von der Wahlreform 1867, die den städtischen Arbeitern das Wahlrecht gab. „Die öffentliche Volksschule besteht in drei Vierteln des Landes überhaupt erst seit jener Zeit, bis dahin gab es in England nur Privat- und Kirchenschulen. Der Schulbesuch belief sich 1865 auf 4,38, 1896 aber auf 14,2 Prozent der Bevölkerung, 1872 gab der Staat erst 15 Millionen, 1896 127 Millionen Mark jährlich allein für Elementarschulen aus.[3]

Das Erfurter Programm, das sich die Sozialdemokratie nach den Jahren der Sozialistenverfolgung 1891 gab, formuliert im fünften Absatz: „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Waren-

[1] Diese Ausführung zitiert Marx aus den „Reports of Insp. of Fact. for 31st October 1865", p. 118.

[2] Robert Owen, seit 1802 Leiter einer Baumwollfabrik in New Lanark, schuf durch Belehrung der Erwachsenen, Erziehung der Kinder und andere soziale Maßnahmen eine glückliche und blühende soziale Gemeinschaft.

[3] Bernstein „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" 1920, S. 179.

produktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger, harmonischer Vervollkommnung werde."

Kautsky [1] bemerkt in seinen Erläuterungen dazu unter anderem: „Für die Gebildeten aber ist die Bildung eine Ware geworden, wie wir gesehen. Auch sie haben keine Zeit und keinen Antrieb mehr zum selbstlosen Suchen nach der Wahrheit, zum Streben nach dem Ideal. Jeder begräbt sich in seine Spezialität und hält jede Minute für verloren, die er aufwendet, etwas zu lernen, das er nicht verwerten kann." Von der Arbeit an der Maschine und dem Proletariat sagt er: „Die erste Folge, welche die Eintönigkeit und Geistlosigkeit der Arbeit für den Proletarier nach sich zieht, ist die anscheinende Ertötung seines Geistes.

Aber die nächste Folge ist die, daß er sich zur Empörung getrieben fühlt gegen die überlange Ausdehnung der Arbeit. Für ihn ist Arbeiten nicht gleichbedeutend mit Leben." ... „Indes noch eine weitere Folge entspringt daraus, daß die Arbeit durch die Maschine ihres geistigen Inhalts entkleidet worden: die Geisteskräfte des Proletariers werden nicht, wie die der anderen Erwerbstätigen, durch die Erwerbstätigkeit erschöpft, sie liegen während derselben brach. Um so mächtiger ist der Drang der Proletarier nach Betätigung ihres Geistes außerhalb der Arbeit, wenn diese nur einigermaßen Raum dazu gewährt." „Nicht die Freiheit der Arbeit, sondern die Befreiung von der Arbeit, wie sie das Maschinenwesen in einer sozialistischen Gesellschaft in weitgehendem Maße ermöglicht, wird der Menschheit die Freiheit des Lebens bringen, die Freiheit künstlerischer und wissenschaftlicher Betätigung, die Freiheit des edelsten Genusses."

Von Wert für unsere Grundlegung der Zukunftsschule aus der werdenden Gesellschaft sind auch Bemerkungen von Friedrich Engels in seinem polemischen Werk „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" [2]; im Hinblick auf die Rolle der Familie sagt er [3]:

---

[1] „Das Erfurter Programm", in seinem grundsätzlichen Teil erläutert von Karl Kautsky. 14. Aufl. 1919, S. 166 u. ff.

[2] Zuerst als Zeitungsartikel 1877/78, zuletzt durchges. v. Engels 1894. [3] a.a.O. S. 345.

„Wie Herr Dühring sich früher vorstellte, man könne die kapitalistische Produktionsweise durch die gesellschaftliche ersetzen, ohne die Produktion selbst umzugestalten, so bildet er sich hier ein, man könne die modern-bürgerliche Familie von ihrer ganzen ökonomischen Grundlage losreißen, ohne dadurch ihre ganze Form zu verändern. Diese Form ist für ihn so unwandelbar, daß er sogar das „alte römische Recht", wenn auch in etwas „veredelter" Gestalt, für die Familie in alle Ewigkeit maßgebend macht und sich eine Familie nur als „vererbende", das heißt als besitzende Einheit vorstellen kann. Die Utopisten stehen hier weit über Herrn Dühring. Ihnen war mit der freien Vergesellschaftung der Menschen und der Verwandlung der häuslichen Privatarbeit in eine öffentliche Industrie auch die Vergesellschaftung der Jugenderziehung und damit ein wirklich freies gegenseitiges Verhältnis der Familienglieder unmittelbar gegeben."

„Freilich hat Herr Dühring auch etwas davon läuten gehört, daß in der sozialistischen Gesellschaft Arbeit und Erziehung verbunden und dadurch eine vielseitige technische Ausbildung, sowie eine praktische Grundlage für die wissenschaftliche Erziehung gesichert werden solle; auch dieser Punkt wird daher für die Sozialität in üblicher Weise dienstbar gemacht". (S. 349).

Auf Grund umfassender Analyse der gesamten Entwicklung des Familienlebens zeichnet Müller-Lyer die Richtlinien, die die Entwicklung der Familie betreffen. Er stellt ihre Rückbildung fest, die Familie gibt eine Funktion nach der anderen an die Gesellschaft ab. Bis jetzt hat die Familie noch folgende Funktionen gerettet:

1. die Haushaltung;
2. die Erzeugung, Aufzucht und Erziehung der Kinder;
3. die Regelung der Bevölkerungszahl;
4. die Regelung der Zuchtwahl;
5. den geselligen Tagesverkehr;
6. die Verpflegung der Kranken und die Versorgung des Alters (wenigstens noch teilweise);
7. den Besitz und die Vererbung des Eigentums, auch des Kapitals und der Produktionsmittel;
8. die Bestimmung der Berufswahl.

Müller-Lyer, dem wir diese Aufstellung entnehmen [1], bespricht die langsame Umlagerung auch dieser Funktionen, ausführlich verweilt er bei der Aufzucht und Erziehung der Kinder [2].

Den Begriff der Erziehung formuliert er ähnlich dem in der Einleitung genannten Prinzip Barths als „Aufgabe, die Errungenschaften der Kultur, die ‚Traditionswerte‘ der heranwachsenden Generation zu übermachen“. Diese Aufgabe wird mit steigender Kultur um so schwieriger. Auf niederen Kulturstufen genügt dazu die Familie, auf höheren bedarf es geschulter Pädagogen.

„Die Schule ist der erste Schritt auf einer gewaltigen Entwicklungslinie, auf der die familiale Erziehung durch die pädagogische (oder soziale) in steigendem Maße verdrängt und ersetzt wird. Dieser Vorgang ist in unserer Kulturphase bereits so weit gediehen, daß fast der gesamte Unterricht, d. h. die Bildung des Verstandes, in die Hand der Schule gelegt ist, während dagegen die noch weit wichtigere Bildung des Charakters (die eigentliche ‚Erziehung‘) fast ebenso ausschließlich noch der Familie erhalten blieb.“

Müller-Lyer zählt nun die Gründe auf, aus denen er folgert, daß die Familie dieser Erziehungsaufgabe nicht mehr gewachsen ist.

Es fehlt den Eltern an Zeit; es fehlt ihnen die Fähigkeit. („Und die Erfahrung zeigt, daß gerade diejenigen Eltern von ihrer pädagogischen Begabung am meisten überzeugt sind, die von den Schwierigkeiten der Kindererziehung — dieser vielleicht höchsten unter allen Künsten — nicht die entfernteste Ahnung haben.“) Es fehlt den Familien drittens an Kulturhöhe: „Daher konserviert die Familie in neun Zehnteln aller Fälle den Geist tieferer Stufen der Gesittung.“ Viertens müssen Kinder gesellig erzogen werden: je mehr das Zweikindersystem um sich greift, um so isolierter wird das Kind in der Familie.“ „Nur in Gesellschaft mit anderen Kindern lernt der Mensch verträglich und gesellig werden, nur in der Gesellschaft bildet sich der Intellekt sowohl als der Charakter in der richtigen Weise aus.“ „Schließlich wirkt das Leben in der Großstadt schädlich auf die Kinder.“

Dieses Großstadtelend im einzelnen zu belegen, erübrigt sich

[1] Müller-Lyer „Die Familie“, München 1912, S. 278/79. [2] a. a. O. S. 284 ff.

wohl, obgleich diese Ziffern eine erschütternde Sprache reden. In allen Teilen der deutschen Republik wird in diesen Tagen für „Kinderhilfe" gesammelt, wann wird das deutsche Volk so weit gereift sein, daß es erkennt, daß nur in einer großzügigen Reform unseres gesamten Schul- und Erziehungswesens die wahre Kinderhilfe liegt? Schon vor dem Kriege waren die Verhältnisse traurig, es ist das unvergängliche Verdienst Adolf Damaschkes, in diese Tiefen unerbittlich mit der Fackel der Wahrheit hinabgeleuchtet zu haben; man lese aufmerksam den II. Abschnitt seiner Bodenreform „Die Bodenreform und die industrielle Entwicklung" (1. Stand und Bedeutung der Wohnungsfrage!), man lese auch den historischen Abschnitt und die Ausführungen zum Weltkrieg — und man wird begreifen, wie unlösbar diese entsetzliche Wohnungsnot, deren eine Spielart, den Wohnungsmangel, wir jetzt besonders spüren, wie unlösbar diese Frage in Stadt und Land verknüpft ist mit der Herrschaft der alten Gesellschaft. Es war vor dem Kriege taktisch richtig und klug, diese Frage überparteilich zu behandeln. Es haben sich aus allen Kreisen unseres Volkes Freunde einer Bodenreform zusammengefunden; auf diese Weise sind Vorstellungen von der ungeheuren Wichtigkeit dieser Reform in alle Winkel Deutschlands gedrungen. Wer aber glaubte, auf diesem Wege entscheidende Erfolge erzielen zu können, der ist ja durch das Verhalten der maßgebenden Instanzen während des Krieges belehrt worden, daß die Bodenreform im „Wohlwollen" der alten Gesellschaft erstickte,[1] der muß sich klar geworden sein, daß diese Probleme nur auf dem Wege des Klassen- und Wirtschaftskampfes gelöst werden können, daß allein die werdende Gesellschaft des aufsteigenden vierten Standes sie lösen wird. Wer heute noch glaubt, eine „Bodenreform" in einem kapitalistischen Staate und einer familialen Gesellschaft grundsätzlich durchführen zu können, ist ein Träumer — und über diesen Utopismus kann den Denkenden auch nicht die Sammlung von befürwortenden Urteilen aus katholischem und evangelischem Lager, aus allen möglichen Parteien und Vereinen, aus allen Schichten der Gesellschaft hinwegtäuschen. Wenn einmal der verehrte Führer und Agitator der Bodenreformer die Augen zu-

[1] Vgl. dazu die Auseinandersetzung Helfferich-Damaschke in Nr. 20 vom 5. Dez. 1920 der „Bodenreform", 31. Jahrgang.

macht, ist auch sein Werk dahin: nur auf der breiten Gesamtbasis einer sozialistischen Erneuerung ist Bodenreform, nur auf dieser Basis Schulreform möglich. Dennoch ist das Herausstellen eines gewissen Problems (Bodenreform, Schulreform, Lebensreform usw.) zu Zeiten taktisch nützlich und notwendig; es wird nur dann geradezu schädlich, wenn das Bewußtsein der tieferen Zusammenhänge verloren geht. Warum soll die Kraft aller derer ungenutzt bleiben, die nicht tief genug schauen, um den Zusammenhang all dieser Reformen mit der Grundreform, der Wirtschafts- und Gesellschaftsreform, zu erkennen? Wer irgendwo an einer Stelle mit Hand anzulegen bereit ist, der dient — ohne es zu wollen und zu wissen — irgendwie auch der Gesamtgestaltung. Man hindere ihn nicht daran. Nur achte man darauf, daß solche Organisation, die schlechthin Mittel sein muß, sich nicht endlich zum Selbstzweck setze: in dem Augenblick hemmt sie und muß zerschlagen werden. Es ist nicht Aufgabe solcher Sonderorganisationen, möglichst viel Stiftungsfeste zu feiern, sondern möglichst schnell überflüssig zu werden: sie sollen Nebenflüsse sein, die sich bald in den Hauptstrom der sozialistischen Revolution ergießen und damit jenes Kraft und Flutprall verstärken.

Abgesehen von dem allgemeinen Wohnungselend vor dem Kriege, ungeheuer verschärft durch den Krieg und durch den unnatürlichen Frieden, wirken noch andere Umstände erschwerend. Man denke an unglückliche Ehen und Kinder aus solcher Lebensluft, man denke an uneheliche Kinder, an die besonders schlechte Lage der Witwerkinder und ähnliche Verhältnisse.

Müller-Lyer, der seine Untersuchungen über die Familie 1911 abschloß, verweist auf die Aufgaben der Gesellschaft den Kindern gegenüber. Er erinnert an Schulspeisungen: 1908 wurden in der Stadt Posen 733 Kinder mit warmem Frühstück versorgt; in Mailand erhielten alle Schulkinder ihre Beköstigung in den Schulen der Stadt; der französische Staat versorgte Kinder mit Lehr- und Lebensmitteln. In Deutschland gabs Suppenanstalten, ganztägige Kinderhorte, Kindergärten usw. Dies Verantwortungsgefühl der Allgemeinheit gegenüber dem Nachwuchs ist durch den Krieg noch gesteigert worden, die Quäkerspeisungen beweisen, was bei guter Organisation zu leisten möglich ist. Die Gesellschaft nimmt sich der

verwahrlosten Kinder an und führt statt der Gefängnisse Reform- und Arbeitsschulen ein. Zwei Beispiele verdienen genauere Beachtung; Müller-Lyer berichtet über eine Erziehungsanstalt in Freville bei New York, die William George 1910 für gefährdete Kinder einrichtete nach dem Prinzip der Selbstregierung. „Es ist die ‚Republik der freien Kinder', die sich ganz nach dem Muster einer richtigen Republik selbst regieren, ihren eigenen Gerichtshof bilden und ihr Brot durch landwirtschaftliche und andere Arbeiten selbst verdienen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sich auch die widerspenstigsten Zöglinge diesem trefflichen System gehorsam und mit vollem Eifer unterordnen." Von der bekannten „Seelenschmiede von Redhill" ist das Resultat folgendes: „Kaum ein Prozent der Kinder sind nach der Entlassung wieder gerichtlich verurteilt und 92 Prozent erlangen ehrbare Stellungen im bürgerlichen Leben. Das ist ein Prozentsatz, der weit günstiger ist, als die gewöhnliche Volksschule ihn aufweisen kann. D. h. also: die verwahrlosten, gerichtlich verurteilten Kinder werden, pädagogisch erzogen, bessere Staatsbürger als die normalen Kinder bei familialer Erziehung."

Nehmen wir die wundervollen Erfahrungen, die der jetzt aus dem „Lindenhof" bei Berlin verdrängte Dr. Karl Wilker mit seinen Jungen gemacht hat[1], dazu, so ergänzt und bestätigt sich die obige Schlußfolgerung. Es sei darauf verwiesen, welche prachtvollen Ergebnisse Frau Dr. Montessori mit geistig zurückgebliebenen Kindern vermittels ihrer alle Sinne weckenden und bildenden Methode erzielt hat, und so möchte sich fast der traurige Schluß ergeben, daß für geistig schwache, für sittlich gefährdete Kinder Erziehungsmethoden von der Gesellschaft zugelassen werden, die man für normale Kinder anzuwenden sich scheut — die Ergebnisse könnten vielleicht eine zu starke Entfesselung aus alten, wünschenswerten Gebundenheiten mit sich bringen? Liegt die Sache so? Dr. Wilker ist verdrängt worden und sucht eine Stätte neuer Wirksamkeit; einen einzigen kleinen und unvollkommenen Montessori-Kindergarten hat Deutschland in Lankwitz bei Berlin, während die Montessori-Schulen in Italien, Spanien, Amerika nach Hunderten zählen.

[1] Vgl. Karl Wilker, „Fürsorgeerziehung als Lebensschulung" (Heft 3 der „Lebensschule", herausgeg. von Franz Hilker, Schwetschke & Sohn, 1921).

Und Deutschland rühmte sich, an der Spitze des Erziehungswesens zu marschieren!

Müller-Lyer verweist dann noch auf die Landerziehungsheime und „die geniale Schöpfung des Dr. Wyneken“ in Wickersdorf. „Aber selbstverständlich hieße es, der entgegengesetzten Übertreibung verfallen, wenn man etwa den Einfluß der Eltern auf die Kindererziehung ausschalten wollte. Die Elternliebe kann durch keine auch noch so hohe Kunst ersetzt werden; vielmehr in der Verbindung der Elternfürsorge mit der Kunst des Pädagogen liegt die richtige Mitte.“

Müller-Lyer glaubt, dies Ziel in der Gestaltung eines Großhaushaltes erreichen zu können. Die gegenwärtige Erziehung hält er geradezu für ein Kulturhemmnis. „In der geistigen Kultur sind die Mehrzahl unserer Volksgenossen fast in derselben dumpfen Enge und Beschränktheit verblieben, wie im Mittelalter. Insbesondere ist die Charakterbildung, die der moderne Proletarier, Bauer und auch der Durchschnittsbürger, kurz die große Masse des Volkes, erhält, kaum besser, ja vielleicht eher schlechter als die eines Bantunegers oder eines Eskimo. Und die Ursache dieser bedauerlichen Rückständigkeit ist zum großen Teil die familiale Erziehung, die auf uralter und beinahe barbarischer Tradition beruht.“

Wir dürfen diesen Zeugnissen von Männern, die von hoher Warte aus Zeiten und Epochen übersahen, die tief schürfend, innerste und geheimste Zusammenhänge bloßlegten, das Wort eines Pädagogen anreihen, der seine Lebenskraft an weithin sichtbarer Stelle einsetzte und verzehrte, um schließlich an den Widerständen der Bürgerlichkeit innerlich zu verbluten; Kerschensteiner sagt: „Als ich vor 25 Jahren mein Amt antrat, da tat ich es mit dem Willen, langsam die Schule umzuwandeln in eine Stätte der Charakterbildung durch tägliche, stündlich aus dem Innern des Zöglings gewollte Arbeit. Und als ich sah, daß der Arbeitsgedanke allein ebensowenig sozial empfindende wie sittlich wollende Menschen schafft wie die alte Buchschule, da verband ich mit dem Arbeitsgedanken die Gemeinschaftsidee, und heute weiß ich, daß auch beide noch nicht genügen, wenn nicht eine systematische moralische Unterweisung bzw. tägliche Besprechung des Gemein-

schaftslebens hinzukommt, welche die sittlichen Begriffe klärt und zu erlebten Maximen des Handelns führt.“

Wir wiederholen kurz: es formulierten

Marx: die Erziehung der Zukunft verbindet produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik;

das Erfurter Programm: die für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion macht aus dem Großbetrieb Quelle allseitiger Vervollkommnung;

Kautsky: Bildung ist Ware geworden. Arbeit und Leben ist für den Proletarier zweierlei. Befreiung von Arbeit gibt erst Freiheit des Lebens;

Engels: Vergesellschaftung der Menschen ergibt auch Vergesellschaftung der Jugenderziehung, Arbeit und Erziehung gehören selbstverständlich zusammen;

Müller-Lyer: statt familialer Erziehung pädagogische; es fehlt dem Haus an Zeit, Fähigkeit, Gemeinschaftsleben, Platz, Licht, Luft; die Gesellschaft muß die körperliche Pflege, die Entwicklung des Verantwortungsgefühls von sich aus betreiben; geschieht das, so ergeben sich bei Fürsorgezöglingen bessere Resultate als bei „normalen Kindern“; die Ursachen unserer kulturellen Rückständigkeit liegen großen Teils in der Familienerziehung;

Kerschensteiner: zur Arbeit und zur Gemeinschaft komme die Weckung des sittlichen Bewußtseins hinzu.

Im vollen Bewußtsein dieser Zusammenhänge: einerseits ideologisch bestimmt von den Ideen Goethes, Pestalozzis und Fichtes, anderseits soziologisch orientiert an den Forschungen der oben erwähnten Männer hat der „Bund entschiedener Schulreformer“ (gegründet 1919) es sich zur Aufgabe gesetzt, aus der werdenden Gesellschaft heraus das Bild der Zukunftsschule ideell zunächst zu gestalten. Er ist sich völlig bewußt, daß die Realisierung dieser Idee von den Machtverhältnissen zwischen der alten und der aufsteigenden Gesellschaft bestimmt ist. Wir verweisen auf die drei großen öffentlichen Tagungen Herbst 1919, Ostern und Herbst 1920. Die erste Tagung im Herrenhause erhielt ihre besondere Note durch die Anwesenheit des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und durch die Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Vorsitzenden, Professor Paul Oestreich, eine Diskussion, die

sich dann in der Presse weiter fortsetzte. Letzten Endes handelte es sich um die Möglichkeit von Gegenwartsreformen und um den festen Willen zu ihrer Durchführung. Soll ein Minister, der sich nicht als Parteimann, sondern als Exponent des ganzen Volkes betrachtet, mit der Erkenntnis seiner Gebundenheit an die Diagonale der Kräfte, von sich aus das Kompromiß mitbringen und auf den Tisch legen und andersdenkenden Männern im Volke gar nicht erst zumuten, einen großen Schritt vorwärts zu tun, oder soll er sich als eine Kraft betrachten, die den politischen Willen des Volkes verkörpert, die so stark vorstößt, wie nur irgend möglich, bis sie von den Verhältnissen zum Stillstand gebracht wird? Im ersten Falle eine intellektuelle, mechanisch-statische Auffassung des politischen Lebens, im anderen Falle eine energetische, organisch-evolutionistische Auffassung. Mit dieser Einstellung betrachte man diese politisch höchst bedeutsame Kontroverse[1] mit dieser Einstellung lese man das ganze Material der Bundeseingaben (im „Weißbuch" und später in den „Mitteilungen des Bundes", beigelegt seit Ostern 1920 der „Neuen Erziehung").

Die Ostertagung 1920, wieder im Herrenhause, schloß sich unmittelbar an die erregten Tage des Kapp-Putsches. Sie sollte dem Vorwärtsdrang der neuen Kräfte unmittelbar vor der Reichsschulkonferenz Ausdruck geben. Ihre Anregungen liegen in der „Schöpferischen Erziehung"[2] vor.

Es kam dann auf der Reichsschulkonferenz vom 11.—19. Juni 1920 zu dem großen Ringen der pädagogischen Kräfte Deutschlands, und dort wieder im Ausschuß für Schulaufbau zum intensivsten Kampfe. In objektiver Weise berichtet darüber Ernst Goldbeck in seinem Aufsatz „Der Aufbau des Schulwesens" in dem vom „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" herausgegebenen Werk „Die Reichsschulkonferenz in ihren Ergebnissen"[3]. Hier wird es ganz besonders deutlich, welche hervorragende Rolle die entschiedenen Schulreformer auf der Reichsschulkonferenz gespielt haben, nicht so sehr wegen der Tatkraft und Beredtsamkeit ihres Führers,

[1] Nachzulesen in der „Entschiedenen Schulreform" — Erich Reiß Verlag 1920, S. 1—9 und im „Weißbuch der Schulreform" — Karl Curtius Verlag 1920, S. 6—14.
[2] Verlag Gesellschaft und Erziehung 1920.
[3] Quelle & Meyer 1920, S. 46 ff.

als deswegen, weil in ihnen der erzieherische Wille der werdenden Gesellschaft zu Worte kam.

In ganz klarer Formulierung stellte dann die Oktobertagung der entschiedenen Schulreformer 1920 in Lankwitz das Grundthema mit dem Losungswort: Produktionsschule! Auch diese Tagung ist in programmatischer Form im Buchhandel erschienen (Verlag für Sozialwissenschaft) unter dem Titel „Zur Produktionsschule“[1]. In all diesen Werken, dazu in kleinen Broschüren (Franz Müller, Paul Oestreich, Ilse Müller-Oestreich „Produktionsgemeinschaft und Einheitsschule“, R. M. Grunwald „Für die neue Schule“) ist der Gedanke der werdenden Schule durchgearbeitet, besonders in den beiden Schriftenreihen „Die Lebensschule“ und „Die Praxis der entschiedenen Schulreform“. Nicht etwa im Sinne eines starren Systems oder eines neuen Dogmas, sondern in der völligen Freiheit suchender Menschen, in denen der Zeitwille bewußt wird. Wir halten gerade diese Arbeiten für soziologisch wichtig — ähnlich wie bei der Struktur der Jugend, wo gerade die bürgerliche Jugend zum Wetterglas der Zeiten wurde — weil in ihnen lauter Männer und Frauen zu Worte kommen, die dem bürgerlichen Milieu entstammen und die in sich die ungeheuer schwere Aufgabe vollbringen, in Selbsterziehung sich umzuformen, die Ideologismen, unter denen sie aufwuchsen, zu zerschlagen und das neue Leben, das sie in sich wie im Volke pochen fühlen, zu gestalten. In jedem dieser Menschen vollzieht sich der Kampf der Zeitalter in ganz besonderem Maße, oft ist die Erkenntnis dem Vermögen, dementsprechend zu handeln, weit vorausgeeilt. Wenn aus solchen Menschen, die bewußt die Tragik dieses Zustandes auf sich nehmen, neue Einsichten und Kräfte wachsen, so liegt hier wieder die Zeugungskraft einer neuen Gesellschaft vor, und es gilt nun festzustellen, nach welchem Ziele sich diese Kräfte bewegen.

Wir können aus den bisherigen Darlegungen schon folgende Grundtatsachen für die neue Schule festlegen: sie gestalte sich nach dem Arbeitsgedanken — nicht nur in der Einengung, wie die Reichsverfassung ihn enthält (auch eine Etappe auf dem Siegeszug der

[1] Als Herausgeber aller drei Tagungsbücher zeichnet Paul Oestreich, als Herausgeber des Weißbuches Siegfried Kawerau.

sozialistischen Schule) als „Arbeitsunterricht" (Artikel 148, Absatz 3), sondern in der doppelten Weise einer Methode des gemeinsamen Erarbeitens von Ergebnissen und dann einer Ausbildung der Hand in praktischer, werteschaffender Betätigung (Werkunterricht). Die unselige Spaltung nach Kopf- und Handarbeit kann nur überwunden werden, wenn schon in der Erziehung beide Fähigkeiten bei jedem einzelnen zu ihrem Recht kommen, gepflegt werden und keiner unterschiedlichen Bewertung unterliegen. Deshalb darf diese Werktätigkeit nicht Handfertigkeit im Sinne der Philanthropen oder moderner Kindergärten und Pensionate sein, sondern muß eingestellt sein auf wirtschaftlich produktive Leistung. Selbstverständlich darf keine Arbeit getan werden, die pädagogisch zu beanstanden ist[1].

Wir sahen schon bei der Analyse der Jugendbewegung, wie die Leiber unserer Volksgenossen, wie die Frauen und die Jugend gemeinsam mit dem Siegeslauf des Proletariats zu neuen Kräften, zu neuem Leben gelangen, befreit von der Zwecksetzung und Profitnutzung der kapitalistischen Gesellschaft. So muß die neue Schule ein neues Recht des Körpers, ein neues Recht der Frau und der Gemeinschaft der beiden Geschlechter, so muß sie ein neues Recht der Jugend zur Darstellung bringen. Sie sei eine Erziehung zur Gemeinschaft durch die Gemeinschaft. Sie ersetze die Leistung der Familie durch höhere Leistung der Schulgemeinde, ohne doch die Tätigkeit der Familie auszuschalten; man mute der Familie nur das zu, was sie wirklich noch zu vollbringen imstande ist. Sie führe vom Buchwissen fort, hinein ins wirkliche Leben. Und ehe man die Kinder der Kompliziertheit unseres Lebens überliefert, mache man sie vertraut mit den *typischen* Erscheinungen des Lebens, mit seinen Grundkräften durch soziologische Einstellung. Die neue Schule gebe den Kindern Raum an Luft, Licht, Sonne, an Natur und Erdgefühl, befreie sie aus der drückenden Enge der großstädtischen Zementhöhlen. Und schließlich vermittle die neue Schule der Jugend eine neue Weltanschauung, eine neue Religion und Ethik.

Negativ aber kann gesagt werden, die neue Schule meide jede Festlegung auf irgendwelche kastenartige Abgrenzung und Ein-

[1] Vgl. die antithetische Darstellung der alten und der neuen Erziehung in der Disposition des Verf.: „Erziehung in der Produktionsschule" („Zur Produktionsschule", S. 29/30).

teilung, denn sie ist die Schule des einen Volkes und keiner Klasse im Volke. Und alle Absonderungen, alle Stränge — vertikal oder horizontal — schaffen neue Trennungen. Keine „Aufbau"schulen und kein „Deutsches Gymnasium", keine Gruppierungen von außen her. Einzig von innen her, aus der Notwendigkeit der Entwicklung des Jugendlichen, dürfen Gesichtspunkte zur Gruppierung innerhalb der Gemeinschaft gewonnen werden.

Und damit sind wir an der wichtigen Frage der „Zielsetzung" angekommen. Können wir so, wie wir es früher zwanglos für die verschiedenen Abschnitte der deutschen Erziehungsgeschichte tun konnten, können wir so mit einem Begriff, mit einem Ideal — wie seinerzeit dem des Weltmannes, wie dem des preußischen Christen — können wir mit einem solchen Zielwort angeben, nach welchem Vorbild hin erzogen werden soll? Wir könnten es vielleicht, es würde aber so allgemein ausfallen, daß nur eine leere Begriffsschablone bliebe, oder es würde so differenziert gegeben werden müssen, daß kein Allgemeinbegriff mehr bliebe.

Wir glauben, daß solche teleologische Erziehung nur möglich gewesen ist, solange der Klassenstaat bestimmte Sorten Menschen auf dazu geeigneten Anstalten züchtete. Die alte Gesellschaft erzog sich die Mitglieder ihrer Schicht auf der „höheren" Schule; brauchte sie Beamte, wurden die Kinder aufs Gymnasium geschickt, brauchte sie Ingenieure, Kaufleute, Industrielle, so kam die Oberrealschule in Frage. War man sich nicht klar und fürchtete man eine Entscheidung, so bot sich das Realgymnasium als beliebte Kompromißschule und schwerste Belastung der Jugend hilfsbereit an.

Lange hatte die alte Gesellschaft an der einen Schule, am Gymnasium, festgehalten. Es war die unbestrittene Vorherrschaft des Beamtentums. Die neuen Schichten im Bürgertum forderten ihr Recht und erzwangen eigene Differenzierungen ihren Wünschen gemäß (Realgymnasium, Oberrealschule), das gesamte höhere Schulwesen aber schloß sich desto hermetischer gegen Zugluft vom Volke her ab. Die Volksschule hatte nur ein negatives Ideal: nicht zu klug, nicht zu selbstbewußt, nicht zu energisch — zur Ausbeutung geeignet. Die höhere Schule hatte ihre positiven Ideale: Entfaltung rücksichtslosen Strebertums — als Ausbeuter geeignet. Die Maske war patriotisch und religiös, humanistisch und liberal.

Da wir auf solche Masken verzichten, da wir die neue Ideologie erst bauen, da wir die Beweglichkeit und das Suchen zum Prinzip haben und also keine Ideologismen und keine Dogmatik fürchten, können wir dieser Einkleidung grundsätzlich entbehren, denn wir bekämpfen jederlei Ausbeutung und reißen jederlei Larven frommer oder nationaler Art solchem Treiben vom Antlitz.

Wir könnten vielleicht sagen: unser Ziel ist der Mensch, der schöpferische Mensch — ist das ein Ziel? Ist das nicht ein Weg — schöpferisch? Haben wir überhaupt ein Ziel? Wir kennen Etappen: den Deutschen, den Europäer, den Menschen. Können wir ein Ziel haben, wir, die wir ins Unendliche schreiten?

Und so formulieren wir: Erziehung ist Fortpflanzung der Gesellschaft. Im Einzelfalle: Erziehung ist Unterstützung des Jugendlichen in der Selbstentfaltung des verantwortungsbewußten, entscheidungsbereiten und tatfrohen Menschen im Rahmen der Lebensgemeinschaft. Sie erfüllt ihre Aufgabe um so vollkommener, je schneller sie überflüssig wird.

Was heißt denn „Lebensgemeinschaft"? Lebensgemeinschaft ist die Gemeinschaft des Volkes, im weiteren Sinne der Menschheit, ohne Rücksicht auf Abstammung, Geschlecht, Konfession, Beruf, Einkommen, unter Beseitigung der heute oft schon früh ausgeprägten Differenzierung bei günstigerer Lebenshaltung des einen Volksteiles auf Kosten des anderen. Lebensgemeinschaft meint aber nicht nur eine Zusammenführung von möglichst gleich bedingten Individuen, sie meint eine wirkliche Gemeinschaft, d. h. eine innerlich verbundene, der echten Familie entsprechende Schar, sie meint eine solche Schar im wahren Leben und im Hinblick aufs Leben. Jetzt kann der, dem die „konfessionelle" Erziehung am Herzen liegt, vielleicht behaupten: „Ja, in der Konfession liegt die wahre Lebensgemeinschaft. Wir müssen die Kinder gerade von früh auf in die konfessionelle Gemeinschaft stellen, damit sie in die Gemeinschaft der Gläubigen hineinwachsen und zur Seligkeit gelangen, die mehr ist als alle Fähigkeit zum Verstehen anderer Glaubensrichtungen." Wer so denkt, daß die Konfession die wahre Lebensmutter ist, der verleugnet sein Volk, der zerreißt es in Stücke und behauptet, dem gleichkonfessionellen Franzosen, Polen, Chinesen, Neger näher zu stehen als dem anderskonfessionellen Nachbarn, der mit ihm

die gleiche Sprache spricht; ja vielleicht näher als zu Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Gatte und Freund, wofern sie anders in religiösen Dingen denken als er. Aber noch ärger scheint uns das andere zu sein: er kennt nur die Gemeinschaft der Gläubigen gleichen dogmatischen Bekenntnisses, er weiß nicht, daß es „Gläubige" in allen Lagern gibt, er straft Christus Lügen, der da sagt „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen". Und so versündigt sich der Konfessionelle an dem Sinn aller Religionen, an der Ehrfurcht[1]. Ehrfurcht ist nicht möglich, wenn ich von vornherein mit dem überheblichen Standpunkt, im Alleinbesitz der seligmachenden Wahrheit zu sein, an den Bruder herantrete. Das ist vielmehr jene gefährliche, oft „christlich" genannte Nachsicht, die den anderen als das „verlorene Schaf" betrachtet, das hoffentlich auch noch einmal zur eigenen, als unfehlbar empfundenen Einsicht gelangen wird. Keine Gesinnung ist schamloser und brutaler als diese, weltenweit entfernt von jeglicher Ehrfurcht.

Damit die Einheitsschule sich wahrhaft dem Rahmen der Lebensgemeinschaft einfüge, werde sie Kulturmittelpunkt des ganzen Bezirks. Sie beobachte und behüte alle Kinder von der Geburt an bis zur eigenen Lebensgestaltung der Herangewachsenen, sie sorge auch für die Eltern, soweit es für die Kinder notwendig ist (Müttersiedlung, Arbeitsvermittlung, Berufsberatung, Elternschule). So allein entspricht sie der Volksgemeinschaft und hält die Kinder von jeder frühzeitigen Sonderung fern, so wird sie die soziale Schule und damit die Trägerin der Menschheitsreligion der Zukunft. Jede der heute bestehenden Konfessionen möge es sich gesagt sein lassen: sie werden nur in dem Maße weiterbestehen, als sie in der Lage sind, sich restlos sozial einzustellen. Und es ist nicht damit getan, sich das Wörtchen „sozial" irgendwo anzuflicken und Kongresse abzuhalten, während die gesamte Institution einen ausgesprochenen Parteicharakter politischer Art behält, während die Kirchen und die Pfarrstellen als Reservat einer Gesellschaftsschicht gelten. Und es ist auch nicht damit getan, die soziale Arbeit auf die Kreise der eigenen Konfession zu beschränken. Wahrhaft so-

---

[1] Vgl. die Aufsätze des Verfassers „Die neue Schule aus dem Geiste der Religion" (Zeitschrift für soziale Pädagogik, Heft 3, 1920) und „Überkonfessionelle Erziehung" (Volksbote für Pommern, N. 256 vom 2. November 1920).

ziale Gesinnung verträgt keine politische, konfessionelle, Stamm- oder Familien-Beengung.

Die soziale Aufgabe der Einheitsschule geht aber noch weiter: sie pflege und werte in gleicher Weise körperliche und geistige Arbeit, wobei das Wörtchen „gleich" nicht quantitativ, sondern qualitativ gemeint ist. Dadurch wird sie die unselige Kluft überbrücken, die heute noch unser Volk, schlimmer als durch Konfessionen, spaltet, und dadurch wird sie die Religion der Zukunft im ganzen Volke Wurzel schlagen lassen, denn es gibt keine Religion der Zukunft, die ihrem Wesen nach nicht eine Religion der Arbeit ist. Erst aus der Heiligung der Hände und Leiber kommt die Heiligung der Geister und Herzen, getrennt sind Leiber und Geister dem Schmutz oder der Eitelkeit verfallen. Im Sinne einer solchen Heiligung ist auch das Triebleben[1] der Kinder in Zukunft ganz anders zu pflegen: Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Neigung und Pflicht sind zu vermählen. Knaben und Mädchen sind gemeinschaftlich zu erziehen. Das ist nicht gleichbedeutend mit gemeinsamem Unterricht. Hier walte die Freiheit der Wahl und des Bedürfnisses. Aber in beiden Geschlechtern gründe sich tief die Ehrfurcht vor dem anderen, jene Ehrfurcht, die eigenes Begehren emporläutert zu rhythmischer Bewegtheit im Rahmen der Gemeinschaft. Und rhythmischer Dienst wird von wahrer Religion nie entbehrt werden können, sobald sie eine Religion des Volkes sein will.

So wird sich die Einheitsschule der Zukunft nicht wie bisher mit chinesischer Mauer vom Leben absperren, sondern wird ihre Tore weit aufmachen für alle typischen Erscheinungen des Lebens. Landwirtschaft, Gartenbau und Viehzucht werden die Kinder anders als bisher mit dem Boden und den elementaren Grundlagen unseres Daseins verbinden, werden sie tiefer denn heute in unser bestes Volkstum verwurzeln; Handwerk und Kunstgewerbe werden gepflegt und damit die Voraussetzungen wahrer Kunst und Kunstübung geschaffen; die physikalischen, chemischen, technischen Elemente der modernen Industrie geben den Kindern die notwendige Einstellung auf die Aufgaben der Volkswirtschaft vom praktisch-technischen und vom weltwirtschaftlichen Standpunkt aus;

---

[1] Vgl. den Aufsatz d. Verf. „Minderwertigkeit" im „Elternbeirat" vom 15. April 1921.

Geldwesen, Gericht und Verwaltung üben Treue im kleinen, Gerechtigkeit und Sorgfalt.

Diese Aufgaben sind allen Kindern unseres Volkes gemeinsam, und es wäre ein Verbrechen an der Seele unseres Volkes, wenn hier, wo Stand und Herkommen, Abstammung und Geschlecht keine Rolle mehr spielen, konfessionelle Schranken bleiben sollten. Alle die eben besprochenen Aufgaben sind weder katholisch, noch evangelisch, noch jüdisch oder sonstwie konfessionell. Es sind aber Aufgaben des *einen* Volkes. Erziehungsaufgaben zu *einer* Gemeinschaft. Und wenn nun ferner auf der Einheitsschule eine Orientierung über den gegenwärtigen *Zustand* der allgemeinen Lebensgemeinschaft sowie eine Einführung in die *Entstehung* gegeben wird, dann sind auch diese geistigen Aufgaben frei von konfessioneller Gebundenheit.

Der junge Mensch soll zur Selbständigkeit im Denken und Urteilen geführt werden: er soll durch Arbeit in bestimmten Gebieten so heimisch werden, daß er in ihnen nicht mehr bereitwilliger Ge- und Verbraucher gegebener Überlieferung, Anschauung und Übung, sondern seiner selbst sicherer schöpferischer Gestalter und Meister wird. Von da aus allein kann er zu dem Verpflichtungsgefühl kommen, in selbständigem Urteilen und Handeln zur näheren Umgebung zu Volk, Staat und Menschheit Stellung zu nehmen. Die Voraussetzung dazu ist, daß dem jungen Menschen schon früh selbständige Aufgaben gestellt werden, an denen er — immer im Hinblick auf die Gemeinschaft — schon in den ersten Jahren Willen und Kraft zum Entschluß erprobe. So wird wissenschaftliches und praktisches Können als Höchstentfaltung des eigenen Wertes zur Erhöhung des Gemeinschaftswertes verarbeitet werden.

Bei dieser Umschreibung unseres Erziehungsweges und Zieles werden wir auf den Widerspruch bestimmter konfessionell orientierter Kreise stoßen. Sie werden sagen: „Das ist alles ganz schön und gut, wenn wir ‚Ideal'-Menschen hätten. Der Mensch ist aber von Natur böse, er kann nur mit strenger Zucht, geleitet von Autoritäten, zum nützlichen Glied der Gemeinde und Gemeinschaft erwachsen. Wir wünschen dies „selbständige" Urteilen und Handeln gar nicht." Hier klafft ganz gewiß ein Unterschied der Weltanschauung. Aber selbst vom Standpunkt der Autorität aus, die dem Menschen nun einmal notwendig sei, ist doch die Frage aufzuwerfen, ob

denn nicht dem Freischweifen der Individualität, dem Rücksichtslos-Eigenwilligen der sich selbst vergottenden Persönlichkeit eine Schranke gesetzt ist dadurch, daß wir die Erziehung im Rahmen der Gemeinschaft, die Erziehung durch die Gemeinschaft wollen? Wir glauben, auch der Gehorsam der katholischen Kirche, so sehr er vielleicht in der Praxis als Gebundenheit an die oder jene Person erscheint, an die oder jene Autorität der Gegenwart oder Vergangenheit, ist letzten Endes als Fügung in die Gemeinschaft gedacht. Und so bedarf er nicht der konfessionellen Autorität, zumal wenn die Gemeinschaft der Gläubigen nicht so eng gefaßt wird. Gläubige finden sich überall, wo wahre Menschen sind. Darum meinen wir in all unserer Erziehung stets den Menschen. Und so ist die Grundstimmung der Zukunftsschule sittlich-sozial, denn sozial handeln und sittlich handeln ist das gleiche. Die Krönung des Schullebens wird die Feier sein, d. h. entweder die schöpferische Gestaltung oder die Bereitschaft zu künstlerischem Erlebnis[1]. Sie erwächst organisch aus Einfühlung und Selbstbestimmung (Pausen, „zwecklose" Stunden zur Sammlung usw.). Und die Harmonie der neuen Schule ist Religion, d. h. Ehrfurcht.

Alle diese rein menschlichen Dinge vertragen nach unserer Meinung keine Mechanisierung zu Unterrichtsfächern, zu Terminleistungen usw. Das ist bisher der Tod aller wahren Sittlichkeit, aller echten Religion gewesen. Religion wirkt die schwingende innere Harmonie in der Gemeinschaft, wirkt das Beispiel des Erzieher-Führers. Laßt uns Religion leben, statt unterrichten!

Und dennoch muß auch hier die Freiheit gewahrt bleiben. Unser Erziehungsplan läßt einen Wochentag frei vom Unterricht. An fünf Wochentagen ist nach unserer Meinung im Minimalunterricht und in den Wahlkursen in geistiger wie körperlicher Arbeit, unter abwechslungsreicher Einteilung des Tages vom Morgen bis zum Spätnachmittag Zeit genug zur Erprobung der jungen Menschen. Der sechste Tag soll frei sein für die freie Tätigkeit, für Feier und Freundschaft, für Wandern und Einkehr. Hier mag auch, solange wir noch konfessionelle Gruppierungen haben, Raum sein für Unterricht in dogmatischen Sonderanschauungen; wir sind der festen

[1] Vgl. Franz Hilker, „Jugendfeiern" (Heft 1 der „Lebensschule", Schwetschke u. Sohn, 1921).

Überzeugung, daß solche gelegentliche Sonderung keinen Schaden für die Gemeinschaft bringen wird. Das Gemeinsame der fünf Wochentage in Arbeit und Freude wird so stark sein, daß alle Versuche, dann etwa künstliche Schranken zwischen Auserwählten und Irrenden errichten zu wollen, an der Tatsache der inneren Verbundenheit scheitern müssen. Der Sonntag wird frei sein für die Familie und ihre Wünsche. Auch hier kann religiöses Sondergut liebevolle Pflege finden. Bis einst die Zeit kommt, wo die eine über alle Konfessionen hinauswachsende Religion des ganzen Volkes, der ganzen Menschheit alle heute so gespaltenen und feindlichen Kreise unseres Volkes sowie der ganzen Menschheit eine zu wahrer Brüder- und Schwesterlichkeit.

Wir haben in diesen grundlegenden Ausführungen gleichzeitig mit der Gefahr abgerechnet, die in der weiteren Ausbildung des konfessionellen Schulwesens liegt. Unter den Mantel der Konfession flüchtet sich das bankerotte Bürgertum, mit dem Feldgeschrei „Religion“ führt es seinen Existenzkampf. Die ganze Kraft der Denkträgheit, der Handlungsfeigheit verbindet sich mit dieser Losung, letzten Endes die verzweifelte Angst des kleinen Bourgeois um seine Rente. Ist es doch die katholische Kirche in besonderem Maße, die den Begriff des Privateigentums mit religiöser Weihe umkleidet hat, die den Sozialismus für eine „pestis“, für eine Seuche erklärt. Und bezeichnend für die taktische Geschicklichkeit der katholischen Kirche ist doch folgende Tatsache: auf der Reichsschulkonferenz fand der hier entwickelte Aufbau warmes Interesse, warme Unterstützung bei den Ursulinerinnen. Fast hätte die Welt das groteske Schauspiel erlebt, daß eine vorsichtige Formulierung unseres Planes eine Mehrheit von Sozialisten, Kommunisten und Katholiken im Ausschuß gefunden hätte — wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre, da man bereits in der Abstimmung war. Nichts kennzeichnet besser den feinen Instinkt der katholischen Kirche, die — ganz anders als die evangelische Kirche — eine Witterung ohnegleichen für künftige Probleme hat. Mit der Tatsache einer konfessionellen Ergreifung unseres Planes wäre er in seiner grandiosen überkonfessionellen Wirkung vereitelt worden. Man vergleiche mit dieser epochalen Einstellung der ultramontanen Politik jene andere „großzügige“ Reform, die das Konsistorium in Brandenburg ver-

anlaßte: jeder Pfarrer sollte einen Zettelkatalog seiner Gemeindemitglieder anlegen, und bei Wegzug solle der betreffende Zettel dem Pfarrer der neuen Gemeinde übersandt werden. Auf diesen Zetteln sind die Personalien verzeichnet, sie sind in 4 verschiedenen Farben für konfessionelle Ehekreuzungen angelegt — auch mit Angaben über Wohlgesinntheit? über Trauung mit und ohne Kranz? über Parteiangehörigkeit? So arbeitet die evangelische Kirche in Zeiten, wo es sich um grundsätzlichen Neubau aus dem Geiste der Liebe handelt, und sträubt sich mit Händen und Füßen gegen die Trennung vom Staate, anstatt diese Lösung als einzige Möglichkeit einer Rettung zu begrüßen. In diesen geheimen und offenen Versuchen, die Menschheit von neuem und endgültig konfessionell zu zerreißen, liegt die letzte große Gefahr der Zukunftsschule: unter dieser Fahne wird der letzte Kampf zwischen alter und neuer Gesellschaft ausgekämpft. Und die Zukunftsschule wird nur dann siegreich bleiben, wenn sie nicht die in ihr ruhende Kraft der Überzeugung zu Vergewaltigungen mißbraucht.

Ehe wir zur Erörterung der Einzelheiten in der Zukunftsschule kommen, wäre noch eine grundsätzliche Bemerkung über den Unterrichtsstoff und die Unterrichtsmethode zu machen. Welche Bedeutung hat überhaupt der Unterricht? Eine doppelte: er ist Hilfsmittel der Erziehung zur Erkenntnis der allgemeinen Lebensgemeinschaft und zur Einordnung in diese, er ist darüber hinaus Hilfsmittel eigener Lebensgestaltung im Rahmen einer besonderen, engeren Gemeinschaft (Hilfsmittel für den Beruf). Die Grenze ist nicht scharf zu ziehen, beiden Aufgaben muß die Erziehung in der Zukunftsschule gerecht werden.

Es handelt sich also zunächst um die Erkenntnis der allgemeinen Lebensgemeinschaft und um die Einordnung in diese. Aus solcher Einstellung bestimmt sich der Unterrichtsstoff: man gebe eine Orientierung über den gegenwärtigen Zustand der allgemeinen Lebensgemeinschaft, man gebe auch eine Einführung in ihre Entstehung. Das heißt: man gebe einen Überblick über die Entwicklung und gegenwärtige Lage der Menschheits- und Volkskultur. Und dazu wende man folgende Methode an: das Kind muß — immer entsprechend der eigenen biogenetischen Stufe — das Ganze der Entwicklung kurz nacherleben. Die so gewonnene Erkenntnis ist

nichts Angelerntes, sondern etwas Nach- und Miterlebtes. Man hüte sich, nur vom Innenerleben des Kindes zehren zu wollen, das könnte eine Anreizung zu seelischer Schamlosigkeit bedeuten. Der versuchsweise — dem Alter angemessen — an das Kind herangebrachte Stoff objektiver Art wird zum Erlebnis werden, wenn er organisch der Lebenswelt des Kindes entspricht. Dabei müssen Kopf- und Handarbeit sich gegenseitig befruchten und ergänzen, in beiden Fällen ist der Weg in der solidarischen Arbeit zusammengehöriger Gruppen zu gehen. So wird die Einordnung in die Lebensgemeinschaft von Anfang an Grundvoraussetzung aller Betätigung. Eine solche Einbeziehung in kleine Arbeitsgemeinschaften bedarf der Ergänzung durch Einfügung dieser Gruppen in den Rahmen des Ganzen: die allgemeine gemeinsame Lebensführung vervollständigt den Charakter eines Lebensunterrichts im weitesten Sinne; gemeinsame Mahlzeiten, Spiele, Feiern, Wanderungen geben immer wieder den großen Rahmen, innerhalb dessen die Einzelgliederungen allein ihr Recht und ihre Kraft haben. Das bedingt natürlich eine Ausdehnung der Schulzeit vom frühen Morgen bis zum Spätnachmittag, jedesfalls für die älteren Kinder. Wie die Dinge sich im einzelnen zu gestalten haben, wird jetzt näher zu erörtern sein.

Wir sagten schon früher, daß die Zukunftsschule der kulturelle Mittelpunkt eines ganzen festen Bezirkes sein muß. Das wird bei kleinen und mittleren Städten sich ohne weiteres ermöglichen lassen, da ja immer die Verbindung mit Gartenanlagen, mit Wald, Acker usw. gesucht werden muß. Für die größeren Städte ergeben sich da besondere Schwierigkeiten. Wieder muß aber die Frage der Zukunftsschule im Zusammenhang mit den anderen großen Fragen der werdenden Gesellschaft behandelt werden. Die Erhaltung der großen Städte, die in gewissem Grade unentbehrlich sind, wird nur möglich bleiben, wenn sie in hohem Maße Selbstversorger an Obst und Gemüse werden. Dem kommt die Verwertbarkeit der großen Massen kostbarer Fäkalien aus den Großstädten entgegen. Jede Großstadt muß also mit einem breiten Ring von Obst- und Gemüsegärten in Gemeinwirtschaft umgeben werden müssen. Leberecht Migge („Das grüne Manifest") hat diese Gedanken nach ihrer technischen Durchführbarkeit hin ausgearbeitet. In diesen Ring

müssen die Zukunftsschulen hineingelegt werden. Natürlich kann das nur im Rahmen einer durchgreifenden Bodenreform, einer Sozialisierung des Bodens erfolgen. Aus der Steinhölle der Großstädte bringen jeden Morgen Schulzüge der Hoch- und Untergrundbahn (vgl. die Charlottenburger Waldschule), der Elektrischen, Autoomnibusse usw. die Kinder an die Peripherie, in ihre Bezirksschule. Gelegentlich wird auch Terrain innerhalb der Stadt: Schrebergärten an der Bahn, Exerzierplätze, Privatgärten usw. zu verwerten sein. Im Sommer könnte auch an ein Übernachten schwächlicher Kinder in Liegehallen draußen in der guten Luft gedacht werden.

In dieser Bezirksschule wird über alle neugeborenen Kinder des Bezirkes Liste geführt, die Säuglinge werden sofort betreut, wenn notwendig, in Krippen gegeben. Für uneheliche Mütter sind in diesem Gartengürtel Müttersiedlungen nach den Erfahrungen von Schwester Lotte Moeller anzulegen. Den Eltern, besonders den Müttern, vermitteln die Bezirksschulen unter Umständen Arbeitsgelegenheit, vielleicht im Rahmen der Schulgemeinschaft. Der Schularzt hat auch schon die Verpflichtung, sich um diese künftigen Mitglieder der Schulgemeinde zu kümmern. Obligatorische Kindergärten nehmen sich der sprechenden Kleinkinder an. Aus einer Synthese der Gedanken von Fröbel und Frau Dr. Montessori ist die methodische Behandlung solcher Kinder zu gewinnen. Sie sind vor der verfälschenden, spielerischen, heute üblichen Beschäftigungsweise in den Kindergärten zu bewahren. Die Kinder spielen am besten unter sich und mit den einfachsten Dingen, dabei entwickeln sich ihre Sinne am schönsten. Kleine Pflichten (Blumenpflege, Tierpflege, eigenes An- und Ausziehen mit Unterstützung der Unbehilflichen und Kleinsten, Abwaschen, Essenausteilen usw. usw.) bilden früh das Verantwortungs- und Gemeinschaftsgefühl. Die freie schöpferische Betätigung ist nicht zu hemmen, wie es in der Montessori-Methode bisweilen geschieht; auch die Phantasie komme zu ihrem Recht. Märchen, in der richtigen Weise dargeboten, entsprechen durchaus der biogenetischen Stufe des Kleinkindes, wobei unter Umständen jenes Prinzip beachtet werden muß, was wir immer wieder anwenden sollten: es soll *hindurchschimmern*, *was Ewigkeitsgehalt, was vergängliche Form*; es soll geahnt werden, daß auch *andere* Einstellungen möglich sind. Stellt

sich der Erwachsene restlos auf den Standpunkt des Kindes, dann übt er damit eine Unwahrhaftigkeit gegen sich selber und hält unter Umständen das Kind auf einer Entwicklungsstufe fest, die es selber bereits im Begriff ist zu verlassen. Warum soll dem Kinde nicht angedeutet werden, daß im Rotkäppchenmärchen uralte Anschauung vom Kampfe kosmischer Gewalten steckt? Daß jeden Abend die Sonne vom Wolfsdrachen, von der Dunkelheit, verschlungen wird und jeden Morgen sich in strahlendem Glanze neu erhebt? Nicht im Sinne rationaler Verflachung, sondern im Sinne tieferer Erfassung und einer wünschenswerten Beweglichkeit gegenüber der Einkleidung. Wir glauben nicht, daß bei solcher Behandlung Hemmungen im Kinde, Furchtvorstellungen usw. entstehen. Wir glauben auch nicht, daß die Beobachtung der fallenden Blätter im Herbst, der aufspringenden Knospen im Frühling, die Wahrnehmung von Blitz und Donner, von Tau, Reif, Hagel, Schnee für die Kinder weniger Märchen sei.

In dieser Gemeinschaft der Kleinen entwickelt sich die Sprache, die Ausdrucksfähigkeit als Urprinzip aller Lebensgemeinschaft. Ihre Pflege in eigenwüchsiger, volkstümlich anschaulicher, bildhafter Art steht jetzt und auch nachher im Mittelpunkte des gesamten Unterrichts. Lesen und Schreiben sind erst später — etwa im 8. Lebensjahr — zu lernen; vorangehe die mündliche Beherrschung. Auch da unterscheiden wir uns von der Montessori-Methode, die den Kindern früh und mühelos das Schreiben beibringt. Nicht als ob wir glaubten, eine solche Fähigkeit könne nicht spielend, in jungen Jahren erlernt werden; sondern weil wir meinen, es sei gut und in Abkehr vom papiernen Zeitalter notwendig: erst zur Sicherheit und eigenwertigen Beherrschung des Ausdrucks zu gelangen, ehe man durch schriftliche Regulierung, durch die Einflüsse des Buchdeutsch neue Beunruhigung der Kinder eintreten läßt. Erfolgt dann aber die Erlernung der Schreibkunst, der „Recht"-schreibung, dann verschone man in Zukunft die Kinder mit den Finessen unserer Orthographie. Auch hier — auf einem scheinbar so neutralen Gebiete — glauben wir den Kampf zweier Gesellschaftsordnungen sich abspielen zu sehen. Ist unsere durch keine menschliche Vernunft zu rechtfertigende Festsetzung der Schreibweise nicht darin begründet, daß die herrschende Gesellschaft gewisse Unter-

schiede äußerlich festhalten möchte zwischen „Bildung“ und „Un“-bildung, zwischen „Kopf-“ und „Hand“arbeit, zwischen Bourgeois und Proletarier? Es ist eben charakteristisch für Menschen des Kopfdrills und der überflüssigen Zeit, für Menschen des Schreibtisches und der Lebensfremdheit, daß sie sich die Mühe machen können, den Unsinn unserer Rechtschreibung zu lernen. Was im 16. und 17. Jahrhundert die Kleiderordnungen waren — nicht etwa Beschneidung sinnloser Auswüchse — sondern sorgfältige Abgrenzung der Standes- und Klassenunterschiede, das sind heute die „amtlichen“ Rechtschreibungen, das sind heute die Konventionen der Fremdwörteraussprache — das sind die Kleiderordnungen des 20. Jahrhunderts, die von der Gesellschaft erzwungenen Unterscheidungsmerkmale der Klassen. Dem Germanisten Hermann Paul erlaubt die Gesellschaft, alles klein zu schreiben, dem Dichter Stefan George erlaubt sie eigene Rechtschreibung und Zeichensetzung, — man hat das Vertrauen, daß er es auch „richtig“ kann — dem Kinde streicht man dicke Fehler an, beim Erwachsenen rümpft man die Nase — „ungebildet“. Die gute Gesellschaft spricht Pari', Lond'n, Lil' und glaubt, so vollkommen „original“ zu sprechen und lächelt über London und Lille — sie ahnt nicht, wie falsch sie spricht, wenn sie „echt“ zu sein glaubt, sie ahnt nicht, wie lächerlich sie sich macht, wenn sie auch Telephong mit nasalem N spricht, um ihre „Bildung“ zu beweisen. Es ist bezeichnend, daß Völker starker demokratischer Tradition diesen Bildungsunfug nicht mitmachen: der Engländer spricht Griechisch, Lateinisch, Italienisch — englisch aus, sagt getrost „Emmelfei“, wenn er Amalfi meint und erhebt gar nicht den Anspruch auf idiomatische Aussprache. Wir haben die Einbildung, so, wie wir in den Schulen reden, so hätten Griechen, Römer, Juden gesprochen — wir sprechen diese Sprachen zwar auch in deutscher Zunge, aber wir sind stolz, auf unsere korrekte, „gebildete“ Sprechweise. Es handelt sich aber bei diesem Bildungshochmut letzten Endes um Klassenhochmut und Klassenherrschaft. Das ist eben das Erkennungszeichen der herrschenden Gesellschaft — und wir könnten diese Geheimzeichen noch in allerlei Sitten und Gewohnheiten sonstiger Art nachweisen — aber dafür dürfte auch dem widerstrebendsten Kopf ein Verständnis aufgehen, daß unsere Rechtschreibung ein Symptom der Klassenherrschaft in Rein-

kultur ist. Und so muß mit der Zukunftsschule auch die Freiheit der Schreib- und Sprechweise kommen: noch im 18. Jahrhundert herrschte die bunteste Mannigfaltigkeit phantastischer Schreibweise bei zweifellos „gebildeten" Leuten: wie z. B. bei der Frau Rat und ihrem großen Sohne. Damals ahnte auch Deutschland noch nichts von dem Fieber hochkapitalistischer Ausbeutung und Klassenherrschaft.

Haben die Kinder etwa das siebente Lebensjahr vollendet, so treten sie in die eigentliche Bezirkseinheitsschule ein.

Mit diesen Bezirkseinheitsschulen müßte sofort begonnen werden und zwar in allgemeiner Durchführung. Das nämlich ist zu bedenken für alle die, die erst eine Erprobung in „Versuchsschulen" wünschen: eine Versuchsschule wird heute den Haß der ganzen bürgerlichen Welt auf sich ziehen; man hat es bei manchen Schulversuchen erlebt, wie sich Feinde einschleichen, um „Material" für Anklagen zu ergattern; was aber wichtiger ist: eine isolierte Versuchsschule kann gar kein zutreffendes Bild ergeben, eben wegen dieser Isolierung. Sie wird als eine kostspielige, ganz geistreiche Angelegenheit für experimentierende Pädagogen und wagemutige Eltern, die ihre Kinder dorthin überantworten, erscheinen, sie kann durch äußere Zufälle, durch pekuniäre Dinge scheitern und damit scheinbar die Idee begraben. In allgemeiner Durchführung wird die kommende Bezirkseinheitsschule aber eine große Verbilligung bedeuten, trotz der ersten notwendigen, heute sehr teuren Umstellungen — was wird die Gesellschaft der Zukunft an Krankenhäusern, Gefängnissen, Fürsorgeanstalten, Prostitution, Alkohol, Irren- und Idiotenanstalten, unproduktiven Menschen usw. usw. ersparen, was sich rechnerisch gar nicht ausdrücken läßt, was wird sie umgekehrt für eine Steigerung aller produktiven Kräfte, für einen Gewinn an Lebensfreude und Lebensglück einheimsen, der noch weniger berechenbar ist.

Mit dem vollendeten siebenten Lebensjahre treten die Kinder also in die Bezirkseinheitsschule ein[1]. Die Frage nach der Dauer

[1] Man vergleiche zu dieser Skizze die Ausführungen Paul Oestreichs in den genannten Schriften des Bundes entschiedener Schulreformer und in der Diederichsschen Zeitschrift „Die Tat", Aprilheft 1920. Auch die Thesen und das Referat Karsens von der Reichsschulkonferenz sind heranzuziehen; die eigentliche Gestaltung des Planes ist Oestreichs Werk. Auch hier geben wir die Formulierungen teilweise wörtlich im Sinne obiger Publikationen; für Abweichungen sowie für die Gesamteinstellung bleibt der Verfasser allein verantwortlich.

der Grundschule, diese heißumstrittene, existiert für uns nicht. Jede derartige gewaltsame Einschneidung nach äußeren Gesichtspunkten ist für uns unerträglich, schafft neue Kasten und Sonderungen. Die Gesamtschule ist für uns der Rahmen für die ganze schulpflichtige Zeit; innerhalb dieses Rahmens herrsche starke und frühe Differenzierung. Was für uns den Gedanken der Grundschule mit daran anschließender Sonderung für Begabungen so unmöglich macht, ist diese sogenannte Begabtenauslese durch andere. Auf der Reichsschulkonferenz gab es im Ausschuß für Schüler und Schülerinnen die heftigsten Kämpfe zwischen der kapitalistisch orientierten Schülerauslese durch andere (William Stern) und der sozialistisch gedachten Selbstauslese (Carl Götze-Hamburg); die Selbstauslese allein kann unter den helfenden Händen psychologisch geschulter Pädagogen uns von allen von außen (d. h. von einer herrschenden Klasse) gesetzten Bindungen befreien. Die Gesichtspunkte, nach denen ich auslese, wenn ich als Psychologe und Beauftragter an die Kinder herantrete (mit Fragebogen und Experimenten aller Art) werden im tiefsten Grunde von den Wünschen und Bedürfnissen der herrschenden Klasse bestimmt sein, müssen davon bestimmt sein; und so ist die Frage der Grundschule und einer daran anschließend gedachten Verzweigung nach Begabungsgruppen für uns unannehmbar. Sind die Kinder auf 2, 3, 4 oder beliebig mehr „Grund"-typen zurückzuführen? Oder hat nicht vielmehr die alte Gesellschaft bestimmte Typen nach ihren Bedürfnissen geschaffen und die Kinder dort hineingezwängt? Was haben die Kinder mit diesen Grundtypen zu schaffen? Wir aber gehen vom Kinde aus und nicht von den Wünschen einer Klasse.

Indem das Kind im Rahmen der Einheitsschule an mannigfachste Aufgaben herangebracht wird, erprobt es seine Fähigkeit, erkennt es seine Begabung. Denn jedem Kinde ist das Charisma einer besonderen Gabe, einer besonderen Beanlagung mitgegeben. Und so soll jedes Kind seine Erziehung, seine Schulung haben, die ihm entsprechend ist. Scheint das zu einer namenlosen Eigenbrödelei und Individualitätsverhätschelung zu führen, so liegt die notwendige Korrektur immer in der solidarischen Bewältigung aller Aufgaben, in dem Leben für die Gemeinschaft. Wir fürchten nicht das Gespenst einer Spezialitätenzüchtung, wir glauben, daß

das oben genannte Charisma nicht gleichbedeutend mit Spezialität sei. Was wir meinen, ist vor allem die ungeheuer differenzierte Begabungshöhe bei den Kindern, die man nicht auf „Normal"-leistungen schrauben soll. Wir glauben uns also auch nicht im Widerspruch zu Kerlöw-Löwenstein zu befinden, wenn er sagt[1]: „Wenn man in dem Lern- und Bildungsbetrieb das Gefühl der Solidarität lebendig macht, nicht durch pathetische Mahnungen, sondern durch Gemeinschaftsarbeit, dann wird man bald finden, wie Sonderbegabungen eine ganz andere Bedeutung und wertvollere Ausbildung erfahren als in der künstlichen Auslese und Züchtung. Man sollte allerdings nicht durch scharfe Trennung der Klassen, durch jährliche Versetzungen und dergleichen mehr, den natürlichen Sonderungen, wie sie das Leben darbietet, allzu schroff entgegentreten. Die vielseitige Begabung tritt nicht bei allen gleichzeitig und in gleicher Stärke hervor; manches entwickelt sich früh, bei manchen muß man lange warten. Die zukünftige Schule wird durch eine freiheitlichere Organisation gerade der Herausbildung der Eigenarten in der Gemeinschaft gerecht werden müssen. Verkehrt aber bleibt es immer, Einseitigkeiten züchten zu wollen. Der **Mensch** ist immer mehr als das einseitige Hervortreten einer Einzelbegabung. Alle menschlichen Gebrechen heilt nicht nur reine Menschlichkeit, sondern alle Höchstleistung ist im Grunde genommen höchste Gemeinschaftsarbeit. Der verhängnisvolle Abstand, der besonders im Leben der sogenannten Begabten zwischen dem Idealismus ihrer Sehnsucht und der schaffenden Alltäglichkeit ihres Wirkens sich auftut, würde bei der Individualitätszüchtung der Tüchtigsten zu einer Katastrophe führen müssen. Drum können wir nicht der Auslese der Tüchtigsten und der Bildung von Begabtesten- und Begabtenklassen das Wort reden. In wohlgegliederter Gemeinschaftsarbeit finden wir einen weit fruchtbareren Boden für alle Sonderbegabung." Wir können diesen Ausführungen durchaus zustimmen, indem wir der Meinung sind, daß der Begriff des „Begabten" in dieser Zuspitzung überhaupt ein Begriff der alten Gesellschaftsordnung ist — wofür begabt? Für die herrschende Bourgeoisie. —

[1] Sozialistische Schul- und Erziehungsfragen, S. 47/48.

Das erste Jahr in der Einheitsschule müßte als ein „Übergangs“-jahr, als eine Zeit des Einlebens und Eingewöhnens gestaltet werden. Langsam setzen die Elemente des Schreibens, Lesens, Rechnens ein bei gleichzeitiger Ausbildung der Handgeschicklichkeit, bei reicher Gelegenheit zur Anschauung, zur Mitarbeit nach Lust und Wahl im Wirtschaftsbetriebe.

Die folgenden drei Unterrichtsjahre hätten eine gewisse Geschlossenheit der Durchführung. Wünschenswert wäre es, daß der Lehrer des ersten Jahres mitginge. Eine Art Klassensystem für das Allgemein-Verbindliche des Unterrichts könnte beibehalten werden. Ein gewisses Ziel könnte aufgestellt werden, zu dem hin die Kinder in diesen drei Jahren geführt werden sollen, das Tempo muß dem Lehrer überlassen bleiben, ebenso die Stoffverteilung. Der Unterricht läuft in drei parallelen Abteilungen, in denen verwandte Fächer zusammengefaßt werden: erstens die deutsch-heimatlichen Fächer, zweitens Rechnen, Zahlen, Leseunterricht und drittens die künstlerischen Fächer: Singen, Entwicklung des Formgefühls und des Körpergefühls, Elemente der Gefühlsbildung überhaupt.

Den Stoff der ersten beiden Abteilungen müßte jeder bewältigt und verarbeitet haben, ehe er weiterginge. Es finden keine Versetzungen statt, aber von Zeit zu Zeit wird die Sicherheit der gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten geprüft. Für Schüler, die zurückbleiben, muß ein besonderer Kursus sorgen; es kann sich da nur um Defekte handeln, die in medizinisch-pädagogischer Behandlung gebessert oder gehoben werden müssen. Nach Möglichkeit soll aber eine solche Sonderung vermieden werden, damit nicht aus einer Schwäche ein Makel werde. Je mehr die Kindergärten vorarbeiten, werden solche Sondergruppen überflüssig werden, da solche von der Natur benachteiligte Kinder von vornherein besonderer Pflege bedürfen. Der dritte Zweig bleibt völlig freier Betätigung nach Lust und Fähigkeit überlassen. Daneben läuft für alle freiwillige Hilfeleistung in Garten, Wirtschaft, Haushalt und Werkstätten. Zeigen sich besondere Neigungen, ist ihnen durch planvolle Anleitung entgegenzukommen. Doch soll die Freiheit des Probierens und Kennenlernens, gerade auch im Umgang mit den Älteren, völlig gewahrt bleiben. Spielen und Wandern, An-

schauung und Beobachtung vervollständigen das Bild dieser Jahre bis zum Abschluß des 11. Lebensjahres.

Vom fünften Schuljahr ab bilden sich Gruppen nach Begabungshöhe und Begabungsart. Wir geben das weitere Bild mit den Worten Oestreichs in dem bereits zitierten Tat-Aufsatz: „Die geistigen „Fresser“ werden in einem für eine gewisse Stundenzahl schneller vorgehenden Kurs vereinigt, der in drei Tagen dasselbe leistet wie die langsameren Schüler in fünf Tagen; es ist also ein ständiger Übergang möglich. Täglich werden früh nur drei lehrplanmäßige Stunden abgehalten. Daran schließen sich künstlerische und körperliche Übungen, Speise- und Ruhezeiten und praktische Arbeiten in Garten, Stall, Nähstube, Küche, Werkstatt usw. Auch die Schnellen, die heutigen „Bücherwürmer“, beteiligen sich an diesem Gemeinschaftsleben mit allen, zum Teil unter — nach den jeweiligen Interessen — andersartiger Gruppeneinteilung. Nicht mehr Erlesnis-, sondern Erlebnismenschen! Aller „Begabten“stolz wird im Entstehen vernichtet, da neben den großen „Erfolgen“ an einer Stelle wohl immer irgendwo ein geringerer, also eine persönliche Wertbescheidung an anderer Stelle, hergehen wird.

An fünf Wochentagen wird unterrichtet. Der sechste ist vorbehalten für die religiöse Unterweisung (nach Wunsch der Eltern und Schüler), für freie Betätigung zusammenhängender Art, für Wanderungen.

Von den 15 Stunden des „Minimal“unterrichts fallen zunächst etwa 8 dem Deutschen (Heimats- und Kulturkunde im weitesten Sinne, unter stetem Ausblick auf Menschheitsfragen) zu, 4 dem Rechnen, 3 dem Zeichnen und Schreiben. Die „Tempo“schüler erledigen dasselbe in drei Tagen (= 9 Stunden), an zwei Tagen haben sie den ersten Sprachunterricht (Englisch), aus dem nach einjähriger Erprobung alle entfernt werden, denen unüberwindliche Schwierigkeiten erwachsen, um in die anderen Interessenkurse überzugehen: deutsche im Sinne einer beginnenden Vertiefung in Sprache und Dichtung, geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche, technische. In den Minimalklassen wird „versetzt“, getrennt davon in den Interessenkursen: langsame Gruppierung nach der Fachintelligenz — statt nach dem Lebensalter! Vom sechsten Schuljahr ab könnte im Minimalunterricht ein

induktiver, z. T. intuitiver Mathematikbetrieb (innerhalb der Rechenstundenzeit) beginnen, der später in die Behandlung der wichtigsten Mathematikkapitel überzugehen hätte (wohin in der Oberstufe z. B. die Grundlagen der Infinitesimalrechnung gehören würden), während die Mathematik in besonderer Eindringlichkeit und stofflich umfassender Behandlung in die Interessenkurse zu verweisen wäre. Im siebenten Schuljahr nähme der Minimalunterricht einfache Algebra, Physik und den ersten Geschichtsunterricht auf, ferner Erdkunde im weiteren Rahmen; im achten und neunten Chemie, Hygiene, Staatskunde, Volkswirtschaft. In die Interessenkurse, die nun allmählich (außerhalb der 15 Stunden) auch für die Langsameren („Normalen") einsetzen müssen, würden aufgenommen: tieferes Eindringen in deutsche Sprache und Dichtung, in Geschichte, Volkswirtschaft und Staatskunde, über die Grenzen des Minimalunterrichts hinaus, Soziologie[1], eine weitere Sprache, physikalische, chemische, naturwissenschaftliche, biologische Übungen, künstlerische Fächer, Stenographie, Linearzeichnen, Maschinenschreiben, Kochen, Nähen usw. Durch die Gruppenbildung sind vielerlei Kombinationen möglich. Jedes Kind, gleichviel welchen Geschlechts, wird neben dem Minimalunterricht in den Interessenkursen, in die es strebt, in denen es sich als leistungsfähig erweist und in den damit planvoll zu verbindenden festgehalten und ausgebildet. So kommt, wenn diese Schule bis zum zehnten Schuljahr, dem vollendeten 16. Lebensjahr, also bis zur Erreichung der Pubertät, durchgeführt wird, ein deutliches Veranlagungsbild heraus, die Berufsberatung wird überhaupt erst möglich und nun auch zweckvoll. Für die Mädchen ist zwanglos nebenbei in dieser Lebensgemeinschaft die Ausbildung in Kinderpflege (in den Krippen und Horten) und Wirtschaftsführung zu erreichen: die innere Betriebsarbeit wird abwechselnd von einzelnen Gruppen durchgeführt oder doch unterstützt. Die Knaben und Mädchen erhalten, wie es bereits in einzelnen amerikanischen Anstalten geschieht, Gelegenheit, hin und wieder ihre „spezifischen" Funktionen auszutauschen, damit beiderseits die Fähigkeit geweckt wird, sich in jede Lebenslage tätig einzustellen. Die älteren Kinder werden zeitweise als Spiel-

[1] Vgl. die Studie des Verfassers: Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts, Verlag „Neues Vaterland", Berlin 1921.

und Arbeitsführer der jüngeren beschäftigt: Stärkung des Solidaritäts- und des Einfühlungsvermögens, stufenweiser Aufbau des Lehrens und Führens.

Die Gesamtastalt müßte neben dem Stall-, Küchen- und Wirtschaftspersonal mindestens einen Gärtner, einen Tischler, einen Schlosser (bzw. Klempner), einen elektrotechnisch geschulten Installateur, einen Buchbinder voll beschäftigen, um die Anlagen im Hause zu überwachen, um die Reparaturen und notwendigen Neuanlagen auszuführen, die Schüler anzulernen und, soweit noch Zeit bleibt, in der Nähe zugunsten der Anstaltskasse Arbeiten bei Privaten zu übernehmen. In vielen Fällen werden interessierte Jugendliche dabei nach kurzer Zeit so viel gelernt haben, daß sie bei einfachen Arbeiten (gegen mäßiges Entgelt) Gehilfendienste leisten können.

Mit musterhaften Betrieben und tüchtigen Meistern in nächster Nähe werden sich Vereinbarungen treffen lassen, daß Schülergruppen auch bei ihnen an einzelnen Nachmittagen in den Elementen des Berufs ausgebildet und probeweise beschäftigt werden: nur so sind Irrtümer ohne Schaden reparabel, und die folgende Berufswahl erfolgt aus der Kenntnis der Umstände und der eigenen Anlagen, nicht aus Nachahmungssucht und romantischer Phantastik.

Nach dem 16. Lebensjahre würde es sich entscheiden müssen, ob ein junger Mensch sich nun einem bestimmten praktischen oder technischen Beruf oder „wissenschaftlicher“ Ausbildung zuwendet. Der Übergang zu Landwirtschaft, Handwerk, Handel wird von solcher Lebensführung aus sich zwanglos, natürlich vollziehen, weil die Ausgänge all solcher Lebensgestaltung in der Schulgemeinschaft auftreten. Zur „wissenschaftlichen“ Oberstufe, die dann nur zwei Jahrgänge umfaßt, werden sich nur diejenigen drängen, denen das geistige Erarbeiten und Aneignen in der Minimalschule und den Wahlkursen eine Freude war. Man wird auch nur diejenigen zulassen, die in einer Anzahl von Wahlfächern vorangekommen sind. Entsprechend dem Sammelcharakter solcher Oberstufen für Teile der Schülerschaft mehrerer Gesamtschulen wird nicht jede Bezirkseinheitsschule solche Oberstufe besitzen. In den Großstädten entsteht daraus keine Schwierigkeit, für die Kleinstädte und das flache Land würde man bei Unzulänglichkeit der Verkehrsverhältnisse

wohl für die Oberstufe zur Internatserziehung übergehen müssen, die für dies Alter auch vielerlei Vorzüge böte, da sie die völlige Hingabe an Gemeinschaft, Vorbild und Arbeit begünstigt.[1]

Die nach dem 16. Lebensjahre „praktisch“ Tätigen würden je nachdem in die Lehre, in Lehrwerkstätten, auf technische Schulen usw. übergehen und dank ihrer Vorschulung in kürzerer Zeit, etwa auch in zwei Jahren, am Ziel der „mittleren“ Ausbildung sein müssen. Stellten sich nun in diesen Jahren besondere Denkkraft, Gewecktheit, Erfinder- und Organisationsgabe heraus, so würde auch auf diesem Wege noch der Zugang zur Hochschule, sinngemäß zu besonderen Fachstudien, offen stehen müssen. Während umgekehrt auch den Studierenden bzw. Oberschülern nach ihrer vielseitigen Schullaufbahn vorgeschlagener Art ein Umsatteln ins Praktische wenig Schwierigkeiten machen würde. Die Zukunftserziehung soll überhaupt die zu frühzeitige und die verbindungslose Zerteilung der Menschen in „Theoretiker“ und „Praktiker“ oder „geistige“ und „Handarbeiter“ nicht aufkommen lassen. Keines ohne das andere.“

Für die aber, die als Handarbeiter in die Fabriken gehen, darf nicht jene Einstellung zur Arbeit entstehen, wie sie Kautsky oben charakterisierte, nicht Haß gegen die seelenlose Maschine, nicht Befreiung von der Arbeit als einer unwürdigen Versklavung, wie sie heute vielfach in der Tat ist, um dann in der Freizeit sich einige Stunden als Menschen fühlen zu dürfen, sondern Bejahung einer menschenwürdig organisierten Arbeit aus innerer Anteilnahme, aus voller Sinnbejahung.

In der Aussprache des Arbeitsausschusses für Schüler und Schülerinnen auf der Reichsschulkonferenz wies Professor Helpach als Vertreter der Wirtschaftsforschung darauf hin, „daß die in der Form des Großbetriebes bis ins einzelne spezialisierte und differenzierte Arbeit, die nach dem Taylorsystem die Ordnung selbst der kleinsten Handgriffe erstrebt, die Freude an der Arbeit und den

---

[1] Auf dem Lande müßten die räumlichen Schwierigkeiten durch geregelten Verkehr von Schulomnibussen zu einem Mittelpunkt, zu einer Bezirksschule, überwunden werden. Nur in ganz schwierigen Lagen müßte man sich dazu verstehen, die ersten 4 Schuljahre als Sonderorganismen in abseitigen Winkeln bestehen zu lassen — aber nur schweren Herzens.!

Willen zur Arbeit lähmen muß, wenn es nicht gelingt, die differenzierte Arbeit zu integrieren — wie einst im Handwerk, d. i. zu einer Synthese zu gelangen. Eine technische Integration ist nicht möglich. Sie sei nur zu haben, wenn die Synthese in dem Arbeiter entstehe, d. i. wenn ihm begreiflich werde, daß die Teilarbeit, die er leistet, eine Arbeit ist, die er der Gesamtheit leistet, die mit ihm solidarisch ist. Wenn er arbeitet, müsse ihm diese Gemeinschaft im Gefühl gegenwärtig sein. Diese Integration der Arbeit in der Seele des Arbeiters erfordere aber eine Erziehung, die schon dem jüngsten Menschen das Erlebnis der Gemeinschaft gibt und schafft, und ihm, indes er in dieser Gemeinschaft lebt und für sie lernt und arbeitet, die Eigenschaften erwerben hilft, die er fürs spätere Leben braucht, also — Natorp hat es einmal ausgesprochen — Gemeinschaft nicht nur als Element der Erziehung, sondern als ein durch Erziehung gestaltetes und immer neu zu gestaltendes Werk. Nur so kann er erleben, was Selbstbeherrschung und Gehorsam, Hingabe und Treue, Gerechtigkeit, Selbstvertrauen und das Gefühl der Mitverantwortlichkeit bedeuten und ausmachen. Hier haben die Lehrer „führend" als Erzieher einzutreten.[1]"

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß eine nach dem Oestreichschen Plane organisierte Einheitsschule diese „Integration der Arbeit" in der Seele jedes Schulgenossen, des künftigen Handarbeiters und des künftigen Kopfarbeiters vorbereiten wird, daß sie aber nur gepflegt werden kann, wachsen und zu voller menschlicher Reife gedeihen wird, wenn sie in die Lebensluft neuer Religion und Ethik gestellt wird. Die irrationalen Werte bedürfen der Pflege in sorgsamster Weise, sie sind bisher allzu sehr vernachlässigt, verachtet oder mechanisiert worden.

Auch hier bedarf es der Vorbereitung. Helpach nannte das Stichwort der heutigen Jugendsehnsucht: Gemeinschaft. Dies Erlebnis, von dem heute so viel geredet wird, gerade weil es den meisten so fern ist.

Das gemeinsame Werk schafft die Gemeinschaft. Es kann aber diese Gemeinschaft nur schaffen, wenn es nicht auf Rentabilität im kapitalistischen Sinne, wenn es nicht auf spielende Zeitausfüllung

---

[1] Vgl. Die Reichsschulkonferenz in ihren Ergebnissen, S. 190.

und arbeitsame Beschäftigung im Sinne mancher „Heime", „Pensionate", „Koch-" und „Landwirtschaftsschulen" der heutigen Zeit eingestellt ist, sondern nur dann, wenn Jugend sein oberstes Gesetz ist, wenn Jugend sich selber autonom Leben und Werke gestaltet. Wynekens Sorge ist an sich berechtigt: „Die sozialistische Schule als Arbeitsschule ist im Grunde noch ebenso in Bürgerlichkeit befangen wie der Gedanke der Einheitsschule mit allem Ressentiment, das noch in ihm steckt. Hier ist schöpferische Tat noch nicht geschehen, und auch wenn man verkündet, daß in der sozialistischen Gesellschaft eine ganz neue Solidarität die Arbeit beseelen, daß ein brüderliches Gemeinschaftsleben auch die seelenlose Arbeit heiligen werde, und daß die neue Arbeitsschule eben zugleich diese neue Gemeinschaft pflanzen werde, so ist das, wenn man es lediglich wirtschaftlich begründet,[1] auch nur ein totes Programm. Der Sozialismus hat noch nicht den Gedanken der Jugend gedacht, der der eigentliche Schlüssel zu einer neugearteten Erziehung ist."[2]

In dem Augenblick, wo Rentabilitätsgründe für irgendeine Leistung der Jugend ausschlaggebend würden, in dem Augenblick, wo andere als rein erzieherische Werte aus der Arbeit eingelöst werden sollten, in dem Augenblicke näherten wir uns dem Standpunkt Friedrichs des Großen, der die Zöglinge des Waisenhauses in Potsdam in den Dienst der Seidenindustrie zwang, obgleich der Schulunterricht vernachlässigt werden mußte und die angestrengte Arbeit die Sterblichkeit der Kinder auf das Fünffache (von 3% auf 15%) steigerte.[3]

Einen ausreichenden Schutz vor solcher Gefahr dürfte nur die Autonomie der Schulgemeinde gewährleisten. Nur dann, wenn Jugend selber die Arbeit organisiert, ihr Maß und Sinn aus ihrem Lebenswillen gibt, nur dann ist Sicherheit vor jedem objektiven und subjektiven Mißbrauch der Jugend gegeben.

Die Schulgemeinde hat dabei nicht nur die rationale Aufgabe der Verwaltung und Organisation des gesamten Gemeinschaftslebens — diese rationale Aufgabe könnte sie — ohne daß sie es

[1] Vom Herausgeber gesperrt.
[2] Wyneken im Stefan Großmannschen „Tagebuch", Heft 26 vom 10. Juli 1920.
[3] Vgl. Damaschke, Geschichte der Nationalökonomie, I, 182/183.

merkte — hinwegreißen über die entscheidende Grenzlinie, wo sie aus Herren des Werkes zu Knechten ihrer Arbeit würde. Nur die irrationale Aufgabe der Schulgemeinde, eine hemmungslose Aussprache über Sinn und Wert jeglicher Lebensform — nur eine solche Möglichkeit kann eine solche Genossenschaft davor bewahren, ein sehr gut organisierter, prächtige Ergebnisse zeitigender „Betrieb" zu werden.

Und in diesem Kernstück der Zukunftsschule, in der Schulgemeinde, ist die Keimzelle der künftigen Weltgemeinde gegeben. Bestünde nur die einseitige rationale Aufgabe der Schulgemeinde — so wie es viele „liberale" Pädagogen heute sehen und billigen — dann wäre sie eine gute Vorschule für künftige Parlamentarier, und die künftigen Parlamente würden bessere Reden hören, würden ein mit allen Kniffen der „Geschäftsordnung" gründlich vertrautes Geschlecht finden — aber würden ebenso leicht wie heute, vielleicht noch leichter, hinweggerissen über die Scheidelinie, die zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen gezogen ist. Erst die irrationale Leistung der Schulgemeinde befähigt zu einem wahrhaft menschlichen Sein innerhalb der Volksgemeinschaft, innerhalb der Weltgemeinschaft.

So wird die praktische Arbeit in der Zukunftsschule, so wird die Seele dieser Arbeit, die Schulgemeinde, die eigentliche Stätte, wo staats- und weltbürgerliche Befähigung erworben wird, wo Politik im höchsten Sinne des Wortes getrieben wird, wo gesellschaftliches, soziales, politisches Leben blüht.[1]

Was Wyneken „Jugend" nennt, was wir unter den „irrationalen" Aufgaben der Schulgemeinde verstehen, was wir früher meinten: „Und die Harmonie der neuen Schule ist Religion, d. h. Ehrfurcht" — das wird noch ausführlicher begründet und ausgeführt werden müssen. Wir werden damit im weitesten Maße Kerschensteiners Wunsch gerecht werden, der da verlangte, daß der Sinn des täglichen Arbeitens in der Gemeinschaft ins Bewußtsein erhoben werde. Denn mit allem Zusammentun zu genossenschaftlichem Werke ist an sich nichts gewonnen, wenn die kosmischen, die übersoziologischen Werte dabei nicht entwickelt werden, dabei nicht

[1] Vgl. die oben erwähnte Studie „Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts", S. 11—12.

die Ausprägung nach den Formen der neuen Gesellschaft finden. Solange wir den alten Ideologismen nicht eine lebendige Ideologie entgegensetzen können, löst sich vielleicht alles im Chaos auf, gestaltet sich aber kein organisches Werk.

Aus den tiefsten Tiefen kosmischen Erlebens, aus den heiligen Kräften väterlicher und vor allem mütterlicher Art müssen die Gewalten gewonnen werden, die das große Werk positiv mit schaffen helfen. Keine Kraft darf achtlos beiseite bleiben. So sehr wir von der Schädlichkeit der heute üblichen familialen Erziehung mit Müller-Lyer überzeugt sind, so sehr sagen wir andererseits mit ihm: „In der Verbindung der Elternfürsorge mit der Kunst des Pädagogen liegt die richtige Mitte." Darum soll die Bezirksschule ein allgemeiner Kulturmittelpunkt für die ganze Jugend sein; ihre Räume stehen den Eltern des Bezirkes in der Art eines Klubs abends zur Verfügung. Hier mögen Elternkurse (Elternschulen), hier Elternabende stattfinden; die Eltern müssen Hand in Hand mit Lehrerschaft und Schülerschaft für die großen Aufgaben der Zukunft kämpfen, sie müssen Zutritt zum Unterricht haben, um sich von Leben und Geist der Arbeit überzeugen zu können, sie müssen selber mitarbeiten, wo nur irgend möglich. Wir sprechen hier wieder mit Kerlöw-Löwenstein: „Niemand ist berufener für die erste Erziehung als die Mutter: drum sagte der soziale Pädagoge Pestalozzi, der ein wirklicher Volkserzieher war: „ich will die Erziehung des Volkes in die Hände der Mütter legen" und er tat recht daran; denn wenn je Helfen und Sorgen aus natürlichstem Bedürfnis zum Erziehen berufen, so ist es bei der Mutter. Nirgends sind Wonnen und Wehen in solch rhythmischer Ursprünglichkeit in den Lebensprozeß eingeschaltet, wie in der Gemeinschaftsbeziehung von Mutter und Kind. Die Erfüllung der Sehnsucht vieler Mütter ist aber an dem Aufbau des wirtschaftlichen Lebens bislang vielfach zugrunde gegangen. Kapitalistische Profitsucht hat sich wenig um die Heiligkeit der Mutterschaft bekümmert. Wir können hier vieles mildern, indem wir die proletarischen Mütter als Hortnerinnen, Kindergärtnerinnen, Schulpflegerinnen, Erzieherinnen beruflich in den Dienst der Gemeinschaft einstellen. Auch das Zölibat der Lehrerinnen sollte längst abgeschafft werden." Aber noch in

anderer Weise soll die Familie mitwirken: sie wird entlastet sein von dem Kampf gegen die Schule, der heute unzählige Familien vergiftet, sie wird befreit sein von der Plage der häuslichen Aufgaben — denn die am Spätnachmittag heimkehrenden Kinder sind nun völlig frei für das Leben mit den Eltern, die nun ihrerseits bei kürzerem Arbeitstag, bei Entbindung von allen Sorgen um Obhut und Verpflegung der Kinder — nur die Abendmahlzeit bleibt dem Hause — bei frischen Nerven ohne Plage und Ärger um der Kinder willen, eine ganz andere Empfänglichkeit und Bereitschaft für all die Sorgen und die Freuden ihrer Kinder haben werden denn bisher. Und auch der Sonntag wird wieder der Familie gehören, wenn ein Wochentag für die berechtigten Bedürfnisse der Kinder nach Umgang mit ihresgleichen freigelassen wird.

So glauben wir auch hier niemandem Gewalt anzutun, so wie wir in religiöser Beziehung Gelegenheit ließen für alle Sonderwünsche ohne Unterdrückung von privaten Wünschen, so wollen wir auch die Familie nicht verdrängen, wollen nicht die gesamte Jugend des Volkes in Internate bannen — was schwerlich ein Glück für die Jugend sein dürfte — sondern wollen alle Kräfte in den Dienst der großen Aufgabe stellen.

Wir sind der Meinung, daß alle irrationalen Kräfte in den Dienst unserer Sache gestellt werden müssen, als stärkste von ihnen die neue Erotik. Inwiefern diese tief mit dem Wesen der Religion verknüpft ist, soll später gezeigt werden; hier soll auf ihre praktische Auswirkung hingewiesen werden. Wir haben von ihrer Bedeutung als Symptom der neuen Gesellschaft bereits gesprochen, wir haben gezeigt, wie die Differenzierung der Frauenwelt eine neue Skala von erotischen Beziehungen weib-weiblicher Art schafft, wir haben betont, daß in der Zukunftsschule gemeinsame Erziehung (nicht immer gemeinsamer Unterricht) beider Geschlechter durch beide Geschlechter selbstverständlich ist. Wir haben gefordert, daß gerade die Mutterliebe für die neue Schule fruchtbar gemacht werde, wir glauben, daß die mannigfachen Kreuzungen erotischer Bindungen unvermeidlich gewisse Konflikte — aber nicht in der Sphäre des alten Poussierens und Flanierens — mit sich bringen werden. Wir sind aber der festen Meinung, daß nur auf diesem Wege die *schöpferischen* Kräfte lebendig gemacht werden können, ohne die schließ-

lich doch wieder alles auf einen gut funktionierenden Betrieb herauskommt. Dieser Weg der Erkenntnis muß bewußt weitergegangen werden, bis wir in der neuen Gesellschaft so weit sein werden, daß Erotik und Sexualität mit ebensolcher Sicherheit auseinander gehalten werden wie einst ehrlicher Verdienst eines Kaufmanns und Wucher- und Schieberprofite. Wenn heute diese Begriffe in Verwirrung geraten sind — nicht ohne inneren Zusammenhang — so ist es eine Aufgabe aller ernst und gründlich denkenden Erzieher, hier Wandel zu schaffen, und sei es unter den höchsten Opfern.

Mit diesen Darlegungen scheint uns die Aufgabe im wesentlichen gelöst zu sein, die wir uns zu Beginn gestellt hatten; wir haben das Bild einer Schule und Erziehung entworfen, die, um mit Marx zu reden, produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik sinnvoll verbindet — in welchem Maße der Leib und ein neues Erleben der Körperlichkeit überhaupt Grundlage hoher und höchster Geistes- und Seelenkultur ist, wird noch zu zeigen sein. Wir sind über Kautsky hinausgegangen, indem wir zeigten, daß auf diesem Wege eine neue Einstellung zur Arbeit, eine innere Bejahung möglich ist und planvoll vorbereitet wird. Damit erfüllen wir die Voraussagen des Erfurter Programms. Wir wissen uns im Einverständnis mit Engels, Müller-Lyer und Löwenstein in den grundlegenden Anschauungen; inwiefern wir Anlaß haben werden, in manchen Stücken über Engels und Müller-Lyer hinauszugehen, wird sich bald finden. Kerschensteiners Programm ist in seinen letzten Forderungen noch nicht erfüllt, mit ihm werden wir uns noch auseinanderzusetzen haben. Auch Wyneken dürfte in den Fragen der Autonomie der Jugend zustimmen, über die Mitarbeit der Elternschaft denkt er wohl anders. Wir sind der Meinung, daß das Versagen der Elternschaft in gegenwärtiger Zeit, wovon die Erfahrungen in den Elternbeiräten beredt genug künden, uns nicht berechtigt, daraus Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Je mehr wir die Eltern mit einbeziehen in den revolutionären Rhythmus der praktischen Notwendigkeiten, je mehr sie am eigenen Leibe den Segen dieser Umstellungen spüren, desto bereitwilliger werden sie auch umlernen; denn wir müssen die Kluft zwischen Familie und Schule, zwischen Familie und Jugend schließen, wollen wir aus der Zerrissenheit der gegenwärtigen Lage herauskommen.

Wenn wir in diesem Zusammenhange Namen genannt haben, deren Gewicht uns wertvoll zu sein scheint, so geschieht das nicht, um neue Autoritäten an Stelle der entthronten zu setzen, sondern zur formelhaften Abkürzung für Gedanken und Ideen, die jene als vorzügliche Kenner der Leiden und Nöte des Proletariats entwickelt haben. Die Begriffe der Arbeit und Gemeinschaft (Solidarität) sind die Fundamentalbegriffe der Zukunftsschule, sie erweitern sich zu den Gesetzen der sich selbst bestimmenden schöpferischen Jugendlichkeit, der neuen Erotik und schließlich der neuen Sittlichkeit und Religion. Nur die Schule, die in all ihren Gestaltungen von diesen Kräften getragen wird, kann den Anspruch erheben, die Schule der werdenden Gesellschaft zu sein; über die Einzelheiten wird sich durchaus diskutieren lassen; es wird eine Sache der Erfahrung und der Anpassung an jeweilige örtliche Verhältnisse sein, wie sich die täglichen Bedürfnisse gestalten. Wir glauben, daß der von Oestreich gegebene Plan, der ja heute sozusagen allenthalben „in der Luft liegt", der in ähnlicher Weise an vielen Stellen des Auslandes erprobt wird, der ja nur realisieren will, was unsere Besten seit 150 Jahren gedacht nnd geschrieben haben, wir glauben, daß dieser hier entworfene Plan der Zukunftsschule in allen seinen Einzelheiten aus dem Geiste der werdenden Gesellschaft geboren ist und ihrer soziologischen Struktur entspricht.



ZWEITER TEIL



Die Ideologie der alten und der neuen Gesellschaft.

1. Kapitel:
Religion, Kirche und Staat.

Was ist Religion?[1] Ist sie ein Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit, um mit Schleiermacher zu reden, ist sie eine Fähigkeit zur Abstraktion, wie Eduard Meyer einst im Kolleg feinsinnig erörterte? Ist sie das Furchtgefühl des Wilden, ist sie die Geborgenheit des katholischen Menschen im Schoße der allein-seligmachenden Kirche?

Zweifellos ist für den modernen Menschen der Geist der Religion ein anderer als für den primitiven, als für den juristisch-formelhaft denkenden Römer, der das Wort „Religion" prägte in der Bedeutung: „sorgfältige Beobachtung", nämlich der Kultvorschriften. Und so werden wir uns an den ersten großen Deutschen wenden, der schon in die personale Phase hineinragt, an Goethe, um von ihm zu hören, was er unter Religion versteht. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren" läßt Goethe seinen Helden in die pädagogische Provinz kommen, und dort entsteht zwischen Wilhelm und den Wissenden folgendes Gespräch: „Aber eines bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch, nach allen Seiten zu, ein Mensch sei. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus." Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf. Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: „Ehrfurcht!" Wilhelm stutzte. „Ehrfurcht!" hieß es wiederholt. „Allen fehlt sie, vielleicht euch selbst."

Und nun schildert Goethe die dreifache Ehrfurcht, die Ehrfurcht „vor dem, was über uns ist," die Ehrfurcht „vor dem, was unter uns ist," vor der Erde, ihren Freuden und „unverhältnismäßigen Leiden" und drittens die Ehrfurcht vor „seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit", wenn jemand „im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit lebt."

Und Goethe verdichtet den Gedanken: „hier (in der Ehrfurcht) liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen."

Der moderne Mensch empfindet zutiefst die Wahrheit dieser Erkenntnis, daß Ehrfurcht das Wesen, der Geist der Religion ist. Wir

---

[1] Die folgenden Ausführungen sind schon in ähnlicher Form in der „Zeitschrift für soziale Pädagogik", 1 Jahrgang, Heft 3, 1920, veröffentlicht worden unter dem Titel: „Die neue Schule aus dem Geiste der Religion".

sehen heute ganz klar und nüchtern den kleinen Horizont, den unser Forschen überhaupt nur umspannen kann; wir wissen ganz genau, daß hinter der sichtbaren, wahrnehmbaren, wissenschaftlich erforschbaren Welt eine ungeheure Gewalt steht, die schlechthin für uns unfaßlich ist. Diese Ansicht, daß hier eine Erkenntnis wissenschaftlicher Art unmöglich ist, entstammt nicht oberflächlicher Gleichgültigkeit, sondern sie ist, wie Müller-Lyer sagt, „eine Agnostik der Ehrfurcht“, ein Verzicht auf Erkenntnis aus Ehrfurcht. „In der Meinung dieser Agnostik blickt uns aus jedem Stein, aus dem winzigen Insekt so gut wie aus dem flimmernden Himmelsgewölbe das Rätselauge des Unerfaßlichen entgegen.“ In dieser Ehrfurcht, gespeist aus der Einsicht, daß die Entwicklung vom Chaos zum Logos geht, liege die eigentliche „religiöse Weihe“.

Ehrfurcht also ist der Geist der Religion, und aus diesem Geiste heraus soll die neue Schule gestaltet werden. Diese Ehrfurcht ist gleich weit entfernt von der Furcht des primitiven Menschen vor den Schrecknissen der Naturgewalten wie von dem Dünkel eines intellektuell-materialistischen Zeitalters, das da glaubte, alle Geheimnisse zergliedern und erklären, alles Unfaßliche fortdiskutieren zu können. Man macht den Schulreformern, man macht der neuen Jugend so gern den Vorwurf der Respekt- und Taktlosigkeit. Gewiß, „respektvoll“ sind wir, ist auch die neue Jugend nicht, wir beugen uns nicht vor dem Geßlerhut der gewaltsam „stabilierten“ Autorität des Lehrers, der Eltern, des Beamten und Vorgesetzten, und sei er ein noch so „hohes Tier“; man sagt, wir und die neue Jugend, wir seien taktlos, weil wir uns bemühen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und das klingt in den Ohren aller derer, die da meinen, durch Totschweigen und Verschleiern würden die Schwierigkeiten der Jugend überwunden, werde z. B. die sexuelle Frage aus der Welt gebracht — das klingt, wie gesagt, häßlich und taktlos in den Ohren dieser alten Tanten im Geiste. Doch, wir wollen nicht ungerecht sein, es gibt auch einen Geist der Frechheit und der Schamlosigkeit, einen Geist seelischer Unkeuschheit und Preisgabe, und dieser Geist ist die notwendige Folge des alten Systems, das einmal zum Zuckerbrot und einmal zur Peitsche griff, das jegliche Instinktsicherheit der Jugend zu verderben versuchte zugunsten eines skrupellosen Jagens nach Vorteil, Geld, Macht und Ehre.

Aber Ehrfurcht ist etwas, was man nicht mit auf die Welt bringt, und ist doch das, worauf alles ankommt, um wieder mit Goethe zu reden. In unseren Kindern lebt zunächst der doppelte Trieb, der Trieb der Furcht vor allem Fremdartigen, Plötzlichen, Unbegreiflichen, und der Trieb der Versachlichung, alles dinghaft betasten, begreifen, beherrschen zu wollen: die glänzende Uhr und das Ohr des Vaters, den Zwieback und die kleine Katze des Nachbars. Wenn diese beiden Triebe, die zunächst weiter nichts als die positive oder negative Einstellung zur Umwelt bei dem neuen Erdenbürger bedeuten, wenn diese beiden Triebe nicht umgeformt werden durch die gemeinsame Übung, Abstand zu nehmen, wenn dem Furchtgefühl vor dem Blitz sich nicht das Ehrgefühl vor den Gesetzen der Natur zugesellt, wenn dem Ehr- und Herrschbedürfnis, dem Trieb, alles zu versachlichen und zu besitzen, sich nicht das Furchtgefühl vor dem Recht jedes Dinges, jedes Menschen zugesellt, kurz, wenn nicht in der Ehrfurcht beide Triebe geeint und geläutert werden, dann entstehen seelisch feige und schamlose Menschen. Denn Frechheit ist nur die andere Seite der Feigheit.

Langsam gestaltet sich das Erleben der Umwelt anders und neu; und da sind zwei Möglichkeiten zu beobachten: die männliche und die weibliche Einstellung. Entweder erlebe ich das Unfaßbare als eine ungeheure Spannung zum Ich, zum Ich, das sich gleichsam konzentriert und zusammenrafft wie ein zum Sprung geducktes Raubtier, bereit, die Kraft ins Unendliche hinauszuschleudern — zum fernsten Pol — und dieses Spannungsverhältnis liegt dann positiv oder negativ zu jedem Menschen, zu jedem Ding vor, je nach dem Grade, in dem das Ich hinter der zeitlichen Erscheinung die unbegrenzte Kraft als solche wahrnimmt — das ist die Einstellung eines Schiller, eines Stefan George — — oder ich erlebe das Unfaßbare als eine ungeheure Lösung und Erweiterung des Ichs zum Unendlichen, des Ichs, das nun in jedem Menschen, in jedem Ding das Verwandte, das Brüderliche erkennt und sich mit diesem wesenseins fühlt — und das ist die Einstellung eines Goethe, eines Rainer Maria Rilke. In beiden Fällen ist Ehrfurcht die Grundvoraussetzung, aber eine verschieden erlebte: eine handelnde Ehrfurcht und eine schauende Ehrfurcht. Das sind auch die beiden Grundformen religiösen Lebens, die männliche und die weibliche,

die sentimentalische und die naive, die subjektive und die objektive oder mit welchen Worten man sonst dieses verschiedene Reagieren hat deutlich machen wollen.

Beide Formen der Ehrfurcht werden bei den Kindern und in der neuen Schule gepflegt und entwickelt werden müssen, möglichst beide Formen in jedem Menschen. Denn was wir begrifflich eben zerlegt haben und an besonders ausgeprägten Persönlichkeiten haben anschaulich machen wollen — beide Formen sind doch nur Grenzfälle; und wie jeder Mensch eine Mischung von männlicher und weiblicher Substanz ist, so sind auch beide Formen der Ehrfurcht in jedem einzelnen Kinde zu entwickeln.

Jede Form dieser Weltbejahung birgt ihre Gefahren. Die männliche, sentimentalische, subjektive Art wird leicht Gewalt antun wollen, das liegt in der sprunghaft-raubtierartigen Form der Lebenserfassung, die weibliche, naive, objektive Art wird manchmal zu einem Gefühl sich verdünnen, das bis zur Selbstvergessenheit, Kritik- und Würdelosigkeit gehen kann — das liegt in der Einfühlungs- und Anpassungsfähigkeit dieser Lebensart.

Wie entwickelt sich diese Ehrfurcht? In dem Bewußtsein von der brüderlich verwandten Art des „Du", des Dinges. Dies Bewußtsein kann sich nur entwickeln in einer Lebensgemeinschaft, zunächst in der Lebensgemeinschaft der Familie, zumal der Geschwister. Die furchtsam-zitternden Kinder, die dünkelhaften, eitlen, altklugen — wie oft sind es die Einzelkinder, denen die Möglichkeit fehlte, bei der Geburt eines Geschwisters die rasende Eifersucht, den brutalen Egoismus des Kind-Tieres zu überwinden und gleiche Rechte beim neuen Mitbesitzer der mütterlichen Liebe respektieren zu lernen. Und wie oft ist Furchtsamkeit, Dünkel und Eitelkeit in einem Kinde vereinigt! Wie oft wird das älteste Kind, wenn Lebensgemeinschaft fehlt, bei dem Erzieherinnen-, Dienstmädchen- oder Bonnensystem der „Autorität" gegenüber gefällig, dienstwillig und beflissen sein, dem Brüderchen oder Schwesterchen gegenüber aber prahlend, herrisch, gewaltsam. Die gleiche Beobachtung machen wir in der Schule vielfach bei dem System der „Aufpasser" in den Klassen, wenn diese nicht aus der Gemeinschaft hervorgegangen, sondern von oben her „gesetzt" sind. Dem Lehrer gegenüber gefügig, den Mitschülern gegenüber autoritativ-eitel.

Diese Mischung von Furcht und Dünkel ist ja geradezu die Signatur des alten Deutschland gewesen, die notwendige Folge der Autoritätsschule. Feinere Naturen zitterten; stärkere wurden gebrochen, und die gemeinen gestatteten sich nach unten zehnfach, was ihnen nach oben hin einfach versagt war. Ob wir in einen Beamtenkörper kamen, in eine Behörde, in die Polizei, in die Schule, in das Heer — überall das gleiche Bild: demütig vor dem, der die physische Macht trug, herrisch gegen den „Untergebenen". Und wer mit offenen Augen sich im Ausland umsah, der erlebte immer wieder das gleiche peinliche Bild haltlosen Pendelns zwischen Herren- und Knechtsmanieren, ein Verhalten, das den Deutschen so unbeliebt in der ganzen Welt gemacht hat, weil ausgeglichenes Wesen, weil harmonisches Menschentum ihm versagt zu sein schien. Unser deutsches Spezialistentum, unsere Neigung, unser zufällig erworbenes Einzelwissen so maßlos zu überschätzen, unter Hintansetzung anderer Gesichtspunkte und Möglichkeiten, stammt aus der gleichen Wurzel. Und wenn wir heute so reichlich Fachleute, so wenig wahrhafte Menschen, besonders unter der Männerwelt, haben, so stammt das aus der Furcht vor der Gesamtaufgabe, aus dem Dünkel, im Besitz eines Zipfelchens schon das ganze Gewand der Gottheit sein zu nennen.

Und selbst die Einrichtung, die die eigentliche Hüterin religiösen Lebens hätte sein sollen, wo der Geist der Ehrfurcht hätte gepflegt werden müssen, selbst diese Einrichtung versagte. Die Kirchen aller Art, auch die evangelische, haben die Ehre für die Priester und Prediger, die Furcht für die Gläubigen vorbehalten und haben die menschlich große und gütige Ehrfurcht aus dem Tempel gejagt. Darum heißt es überall: neubauen den Tempel der Menschheit aus dem Geiste der Religion, aus dem Geiste der Ehrfurcht, und zerstören jene trügerischen Potemkin-Fassaden der Autorität, gebaut aus Nützlichkeitsgesinnung, Mißtrauen, Eitelkeit und Angst.

Aus der Wurzel der Ehrfurcht aber erwachsen Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Selbstverantwortung, jene sozialen Tugenden, ohne die eine Gemeinschaft nicht bestehen kann. In dieser Gesinnung sollen sich die Lebensgemeinschaften in der neuen Schule bilden, wo die daheim gepflegte brüderliche und schwesterliche Gesinnung sich auf die Genossen überträgt, wo man die Rechte eines

anderen, fremden Seins so achtet wie die eigenen, wie die der leiblichen Geschwister. Und so werden von den Kindern jene Hindernisse überwunden werden, an denen unser öffentliches Leben zugrunde zu gehen droht, jene Hindernisse des Nichtverstehenwollens, des Neides und der asozialen Absonderung. Es gibt keine Schranken zwischen den Kindern nach Geburt, Herkunft, Vermögen, Bekenntnis; nur das menschliche Sein wird geachtet, und das schlägt Brücken über alle Gegensätze hinweg.

Und dieses rein-menschliche Sein wurzelt in einem neuen körperlichen Sein, und zu der Ehrfurcht gehört auch die Ehrfurcht vor dem Leibe des anderen. Wenn unsere Mütter schon in der Kinderstube jene Gesinnung pflanzen, die das Geheimnis der Mütterlichkeit ehrfürchtig-erschauernd miterlebt hat, anstatt es den Kindern mit der albernen Storchfabel vorzuenthalten und die Kinder um das größte Erlebnis der Ehrfurcht zu betrügen, wenn unsere Mütter und Väter die Kinder und sich an Nacktheit gewöhnten und so die wahre Keuschheit erweckten, die Keuschheit aus Ehrfurcht vor dem lebendigen Sein, die es verabscheut, aus den Leibern eine Sache zu machen, ein Mittel der Lust und des Spieles; wenn unser Volk sich besänne, jene ekelhafte Badehosengesinnung ablegte und die geschlechtlichen Dinge mit Ehrfurcht und Natürlichkeit behandelte anstatt mit Geilheit und Prüderie, — dann würde unsere Arbeit in der Schule nicht so unendlich leiden durch das Ignorieren der Leiber, durch die Verachtung aller körperlichen Probleme, durch die Zerrissenheit zwischen Geistigkeit und Leiblichkeit, durch jenen letzten Endes lebentötenden Dualismus. Nur in der Versinnlichung unserer Geistigkeit, nur in der Vergeistigung unserer Sinnlichkeit liegt die neue schöpferische Kraft, liegt die Ehrfurcht aus und vor der Geist-Leiblichkeit begründet, die nicht den Geist zum Selbstzweck, nicht den Leib zum Mittel erniedrigt und uns vor der furchtsamen Geilheit der Leiber und vor der dünkelhaften Geilheit der Geister schützt.

In der Schule kann das nur geschehen, wenn wir eine verständige Gemeinschaftserziehung der Geschlechter anstreben: als eine Selbstverständlichkeit für die Jahre der Kindheit — bis zum 12. Jahre etwa — als einen Akt der Freiwilligkeit in den Entwicklungsjahren und als ein Zeichen bewußten Menschentums in den Jahren kör-

perlicher Reife. Doch soll von den Entwicklungsjahren an die Freiheit herrschen, auch unter sich, unter den Geschlechtsgenossen, bleiben zu dürfen, was wohl in den Zwischenjahren, im Zwischenlande — wie Lou Andreas-Salome sagt — die Regel sein wird. Organische Körperpflege muß die Spannung zwischen den Geschlechtern lösen helfen, und zwar durch Pflege des rhythmischen Sinnes; die Knaben müssen ihre Leiber in tempobeherrschter Zucht haben, immer mehr muß die jähen, abrupten und gewaltsamen Übungen unseres heutigen Turnbetriebes das taktbedingte Schwingen der Körper und Glieder verdrängen; die Mädchen müssen ganz in melodischer Geschmeidigkeit und Grazie den intimeren Rhythmus der Weiblichkeit pflegen.

Und vielleicht wird dann langsam die Zeit heranreifen, wo im Freien zur Sommerszeit alle Hüllen abfallen und die jungen Menschen dort, wo die Reinheit des Waldodems weht, wo der Lufthauch des Sees erfrischt, wo die jungen Menschen sich dann nackt zeigen, nackt sich bewegen lernen, nackt sich untereinander ertragen; wo ihnen der Anblick des eigenen Geschlechts und des anderen Geschlechts von der Gewöhnung in der Familie her etwas Heiliges, Köstliches ist, etwas, das so zu Wald, Luft und See gehört, daß es einfach ein Stück Natur ist.

Unerhört ist die Schamlosigkeit, nämlich die Prüderie und Feigenblattmoral, die heute das Leben in den Kleinstädten vergiftet; die Schamlosigkeit und Perversität der Großstadt, über die sich die Provinz so ereifert, ist um keinen Deut schlimmer. Bekam doch jüngst in einer Provinzstadt eine fast schon zur Lehrerin befähigte junge Dame erst den Rat zum Abgang, dann „nur" einen Verweis, weil sie mit jungen Wandervogelfreunden im gleichen See gebadet hatte. Und dabei wurde ausdrücklich betont, es sei für die Beurteilung dieses Falles gleichgültig, ob sie gleichzeitig und an verschiedenen Enden des Sees gebadet hätten oder nicht.

So entsprechen der Furcht- und Dünkel-Methode der alten Schule die Prüderie und Geilheit-Moral, so stolziert der gute Bürger im Gewande seiner Ehrbarkeit, fürchtet Gott und den König, dünkt sich erhaben über das Volk, über den Proletarier, bekennt sich stolz zu dem ‚Odi profanum vulgus et arceo', geht in die Kirche und betrachtet daheim lüstern die Nuditäten seines Witzblattes. Er liest

den Haßgesang Lissauers gegen England und bebt vor innerer Entrüstung und greift zum Lokalanzeiger, wo Professor Bornhak ihn belehrt, daß ein Eid eigentlich kein Eid ist und daß nur monarchische Schwüre gehalten werden müssen. Wohl verstanden: Schwüre, die dem Monarchen gelten, nicht Schwüre, die die Monarchen leisten. Denn ein Eid auf die Verfassung ist nach Professor Bornhak kein richtiger Eid, zumal ohne religiöse Beteuerung — trotz Christi Wort vom Schwören, vom Ja- und Nein-Sagen.

Wir sehen sofort, wie die Probleme ineinander übergreifen; wie mit dem religiösen Problem das staatliche innig verquickt ist, sowie wir auf die Grundkräfte zurückgehen. Diesem Zusammenhang muß genauer nachgegangen werden[1].

Jedes Erlebnis religiöser Art hat eine doppelte Beziehung, es ist zunächst auf Gott gerichtet, sodann auf den Mitmenschen gleichen Glaubens, um sich durch die Gemeinschaft zu verstärken. Damit sind gewissermaßen zwei Linien gegeben, eine horizontale und eine vertikale. Die Verbindung mit Gott würde durch die Vertikale bezeichnet, die Verbindung mit den Gläubigen durch die Horizontale. Die Gläubigen sind als solche jeder gleichweit entfernt von Gott und bilden eine Gemeinschaft. Zu dieser Richtung tritt die organische vertikale Kraft in der Regel in Gegenwirkung und betont „nein, einem ist Gott am nächsten, nämlich dem Priester". Das führt zur Gemeindebildung, die dadurch von der Gemeinschaft unterschieden werden soll; auch die Begriffe „Sekte" und „Kirche" entsprechen im wesentlichen diesen beiden Grundkräften. Die Gemeinde pflegt den vertikalen Gedanken gewöhnlich in einer organisierten Priesterschaft zu entwickeln, die sich damit als eine vermittelnde Einrichtung zwischen den Gläubigen und Gott einschiebt. Diese beiden gekennzeichneten Kräfte finden im politischen Leben ihre Entsprechung, so daß man sagen möchte, es bestehe eine Anziehungskraft zwischen den politischen und religiösen gleichlaufenden Gewalten. Im politischen Leben bedeutet die vertikale Richtung Machtorganisation der Bevormundung (Monarchie, Aristokratie), die horizontale Freiheit, Selbstverwaltung bis zur Anarchie (Demokratie). Diese

[1] Man vergleiche die Ausführungen des Verfassers in der „Freideutschen Jugend" 1918, Januar: „Zur Trennung von Staat und Kirche".

Parallelität politischer und religiöser Kräfte findet in der geschichtlichen Entwicklung immer wieder überraschenden Ausdruck. Wenn wir die Entwicklung des Christentums von Urbeginn an betrachten, so wäre die Persönlichkeit Jesu etwa der Nullpunkt: die Horizontale ist nicht entwickelt, weil er keinen fand, der ihn verstand, der sein religiöses Erleben verstärken konnte; die Vertikale ist auch kaum vorhanden, weil ja gerade er die vorhandene Priesterschaft mit ihrem Anspruch beiseite schob und die unmittelbare Beziehung zwischen Gott und Mensch wiederherstellte. Nach seinem Tode gestaltet sich zunächst die Entwicklung horizontal. Es findet eine Gemeinschaftsbildung (Sektenbildung) statt in voller Freiheit, ja gelegentlich mit anarchischen Momenten. Doch rasch entwickeln sich die vertikalen Kräfte: der oder jener hat dem Meister besonders nahe gestanden, er hat ein besonderes Wissen um seine Lehre und um Gott; so wird man in seiner Gegenwart und unter seiner Leitung Gott näher sein als in der bloßen Gemeinschaft. Paulus und Petrus legen die Grundsteine zur priesterlichen Entwicklung (zur Kirche). Diese vertikale Kraft ist der horizontalen in der familialen Epoche stets überlegen; daß sie damals so überlegen war, erklärt sich aus der magnetischen Beziehung zu zwei politischen Formen: zu der gegebenen des römischen Universums und zu der gedachten des platonischen Staates. Der platonische Staat mit seinem vertikalen Aufbau, entsprechend dem menschlichen Leibe und den menschlichen Kräften: Begierde, Mut, Vernunft, ist keineswegs, wie viele meinen, Utopie, sondern Wirklichkeit in der Organisation der römisch-katholischen Kirche. Auch hier der Sockel der Vielen, die man im wesentlichen sich selber überläßt, dann der Aufbau der Hüter oder Wächter, will sagen der Priester, die frei von den Fesseln des Besitzes und der Ehe einzig dem Heil des Ganzen verpflichtet sind, und schließlich die Krönung durch die Wenigen, die ohne Rücksicht auf Geburt allein auf Grund ihrer Bewährung zur Leitung emporsteigen und als Kardinäle und Päpste — entsprechend den Weisheitsfreunden — das Ganze auf Grund höchster Einsicht regieren. Diese platonische Staatsidee, die den Machtgedanken am reinsten verkörpert — in der Wirklichkeit aber lange keinen Leib, ihn zu bewohnen, fand, verschmolz sich durch innere Verwandtschaft mit der gleichfalls zunächst körperlosen Idee

der christlichen Kirche, um dann von innen her den Palast des römischen Universums zu durchdringen, gewissermaßen ihm neue Tragbalken einzufügen, so daß beim Zerbrechen des alten Gebäudes zur Überraschung aller unter der alten Hülle ein neues Wesen gefügt war: die Papstkirche des Mittelalters. Als dann auch die Form des römischen Imperiums, die scheinbar im Sturm der Völkerwanderung zugrunde gegangen war, im deutschen Kaisertum eine Erneuerung fand, da stehen Kirche und Staat in gleicher universaler Bedeutung — wechselseitig sich bedingend — nebeneinander. Dennoch ist die Kirche als die tiefergewurzelte, innere Gewalt tragkräftiger, während das deutsche Kaisertum mehr ein Gewand ist und den erwachenden nationalen Kräften kaum noch ein einigendes Band sein kann. So vollzieht sich im späteren Mittelalter eine Trennung von Staat und Kirche. Die übernationale, vom politischen Machtgedanken durchtränkte Papstkirche (Bonifaz VIII. um 1300!) stand dem sich in Einzelstaaten auflösenden europäischen Völkersystem gegenüber und war somit die einzige sieghafte Gewalt, die priesterliche und weltliche Menschheitsgedanken verkörperte. Insofern also, als die Kirche damals dem Anspruch nach alle vorhandenen Staaten in sich beschloß, also größer war als jeder Staat, jede Nation, kann man von einer Loslösung oder Trennung staatlichen und kirchlichen Wesens sprechen. In anderer Weise entsprach der universalen Stellung der Kirche die theoretisch ebenso universale Stellung des Kaisertums, wie sie unter Ludwig dem Bayern z. B. noch ganz bewußt zum Ausdruck gekommen ist. Die vertikalen Tendenzen wirkten sich solcher Art fast phantastisch-pyramidenartig aus. Wie sich zwischen dem Gläubigen und Gott das ganze Gebäude von Priestern, Bischöfen, Erzbischöfen, Kardinälen, Päpsten, Heiligen, Engeln usw. einschob, so baute sich im Weltlichen die ständische Schichtung vom Hörigen über den Freien und den niederen Adel, über Grafen, Fürsten, Herzöge, Kurfürsten bis zum Kaiser auf: eine geistliche und eine weltliche Hierarchie. Doch in der Übersteigerung solchen Systems liegt die Notwendigkeit des Zusammenbruchs eingeschlossen.

Die großen Erschütterungen des menschlichen Geisteslebens sind gewöhnlich dann gegeben, wenn der Umlauf der Zeiten wieder die Horizontale gegenüber der Vertikalen zur Geltung bringt, d. h.

wenn der ganze Apparat, der sich zwischen Einzelseele und Gott eingeschoben hat, wieder einmal zusammenbricht, um der horizontalen Freiheit und Gleichberechtigung Platz zu machen. Gewöhnlich dauert dieser Zustand der Freiheit nicht allzu lange, zumal wenn er sich mit politischen, anarchischen Instinkten verbindet. Das ist auch die Tragik der Reformation gewesen, daß der Luther, der das Recht des Gewissens, des Laienpriestertums, der Selbstbestimmung und des Gott-zwingenden Glaubens lehrte, erschüttert durch die Erlebnisse mit Wiedertäufern und Bauern, in dem allgemeinen Zusammenbruch und der anarchischen Auflösung nach etwas Festem griff und dieses Feste in der Lehre und im territorialen Staat fand. „Ist es wirklich derselbe Geist, der noch 1522 jubelt: ‚Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe‘ — und der 1529 den Glauben herabwürdigt zu einem Unterwürfigkeitsvertrag, den der Gläubige mit Luther über die absolute Geltung nicht etwa der Heiligen Schrift, nein, der 12 Schwabacher Artikel zum Ausweis seiner Rechtgläubigkeit abzuschließen habe, der Artikel, deren zwölfter alsda verordnet, die Kirche sei nichts anderes, denn die Gläubigen an Christum, welche obengenannte Stücke und Artikel halten, glauben und lehren!“ ... „Derselbe Geist endlich, der 1520 ... als die größten Übel ‚die bösen Bestien, als Löwen, Wölfe, Schlangen, Drachen, das sind die bösen Regenten‘ bezeichnet — und der in der Augsburger Konfession 1530 das weltliche Regiment, so wie es historisch vorlag, als göttlich gewollte Ordnung neben der Kirche als ‚die höchste Gabe auf Erden‘ bezeichnen läßt[1].“

So verknüpft das Luthertum Landeskirche mit Landesstaat (nicht einmal mit der Nation!) und schiebt praktisch zwischen Einzelseele und Gottheit nicht so sehr ein überstaatliches Priestertum, sondern ein staatlich-behördliches Regiment, das da beaufsichtigt, ob die Einzelseele auch in der richtigen Lehre stehe. Heißt es doch im Konkordienbuch vom 25. Juni 1580 „Evangelium doctrina est, quae docet, quid peccator credere debeat, ut remissionem peccatorum apud Deum obtineat“, und der Staat sorgte dafür, daß die Reinheit der Lehre bewahrt wurde, indem er die vernichtete, die

---

[1] Hans Mühlestein: Juni-Heft der „Tat“ 1917.

anderer Meinung waren. Wir erinnern da an das traurige Schicksal des Nikolaus Krell, der als Vertreter des Philippismus in Kursachsen 1601 enthauptet wurde, vor allem, weil die Teufelsaustreibung bei der Taufe durch ihn abgeschafft wurde. So kontrollierte der Staat die „Doctrina“ und wachte über ihre Reinheit. Und man mag sich ins Gedächtnis zurückrufen, wieviel Konflikte gerade unsere religiös führenden Männer von Johann Arndt bis auf unsere Tage mit der Staatsgewalt haben durchfechten müssen (A. H. Francke, Paul Gerhard, Lessing, Schleiermacher, E. M. Arndt, Jatho usf.). Wir fassen die Not der Lage mit jenem Lessingwort über Luther zusammen, „Großer verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig dahinschlendern! — Du hast uns von dem Joch der Tradition erlöst, aber wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!“

Gerade die lutherische Kirche hat durch die Schaffung der Landeskirchen nach der Zahl der vorhandenen Staaten (cuius regio eius religio) die religiöse Vertikalrichtung mit jenen behördlich-reglementsmäßigen und subalternen Instinkten durchsetzt, an denen wir heute noch leiden, Instinkten, von denen überstaatliche Kirchen wenigstens frei sind und deren Erregung nicht eine notwendige Begleiterscheinung des reformatorischen Gedankens ist. Denn gleichzeitig mit dem territorial sich entwickelnden Luthertum wächst auch der reformierte Glaube sich überstaatlich verbreitend dank seiner mehr horizontalen Gliederung nach dem Gesichtspunkt der Gemeindevertretung, der bis zur Anarchie gehenden Freiheit der Einzelgemeinde. Und in dieser selbstverwaltungsmäßigen Verfassung unterstützten sich gleichlaufend religiöse und politische Kräfte und bewahrten den Geist wirklichen religiösen Lebens lange Zeit lebendig, während er im territorialen Landeskirchentum allzu rasch erstickte.

Wir sind damit bereits zweimal den gleichen Weg gegangen, um an das Wesen des religiösen, an das Wesen des staatlichen Lebens heranzukommen; wir sind dabei bewußt ideologisch, ja zum Teil fast mit ideologistischen Krücken vorgegangen. Wir begannen mit

dem Begriff der Ehrfurcht und suchten von ihm aus religiöses und einfach menschliches Sein, suchten von seiner Verderbnis aus die Schäden in Gesellschaft und Kirche zu begreifen. Wir gingen noch einmal den gleichen Weg mit den Begriffen der horizontalen und der vertikalen Kraft und fanden überraschende Parallelen zwischen kirchlichem und staatlichem Leben. Wir müssen den Weg zum dritten Male betreten, noch sind wir an wesentlichsten Erkenntnissen vorbeigegangen. Das sind doch nur Konstruktionen: diese beiden Kräfte; das ist doch nur eine vielleicht geistvolle Interpretation, die wir mit dem Begriff Ehrfurcht vorgenommen haben. Und doch glauben wir, in beiden Darlegungen etwas Gemeinsames zu finden, etwas, das überhaupt an die Wurzel des Problems rührt. Als wir von den beiden Arten der Ehrfurcht sprachen, war von dem Gefühl der Spannung und Lösung die Rede, nachher kam die Sprache auf das Gefühl zwischen Mensch und Mensch, die horizontale Kraft, und auf die Beziehung zwischen Gott und Mensch, die vertikale Kraft. Wir haben hier das Gemeinsame beider Betrachtungen.

Vielleicht ist in dem Gefühl der Spannung und der Lösung die Grundwurzel alles religiösen Erlebens zu sehen, wie wir es beim Einatmen und Ausatmen in jedem Augenblicke in bescheidenem Grade, bei Erregungen in gesteigertem Maße erleben. Ein starkes Einatmen mit gehemmter und verhaltener Ausatmung gibt ein ungeheures Gefühl der Spannung, ein langsames Ausströmenlassen des Luftstroms erzeugt das Gefühl der Lösung, ja der Auflösung[1]. Durch ein Erschrecken bei Gewitter etwa, durch großes Staunen bei rätselhaften Ereignissen wird dies Gefühl der Spannung stark bewußt, es ist die Form der sentimentalischen, männlichen, gewalttätigen Ehrfurcht. Im Einschläfern, Träumen halb wachen Zustandes, in der Hingabe an Musik, im Genuß narkotischer Mittel liegt ein bewußtes Sich-Lösen, ein gewolltes Unbewußtwerden, die andere Form der Ehrfurcht, die naive, weibliche, demütige. Diesem Grundrhythmus des Atmens entspringt der religiöse Tanz, der sich organisch aus den Vorgängen beim Atmen entwickelt und so gesteigertes und harmonisches religiöses Bewußtsein bedeutet, das

[1] Vergl. den Aufsatz des Verfassers „Körper und Rhythmus", Mai-Heft 1921 der „Neuen Erziehung".

dann im schnelleren Rhythmus zum Rasen und Toben, zur höchsten Spannung, das dann im erschöpften Hinsinken fast zur Selbstvernichtung führt. Wir fürchten uns nicht vor der Blasphemie, die nun einsetzen und die Entdeckung der Religion als eines „Atmungsvorganges“ verspotten wird; wir glauben aber in diesem Zusammenhange auf eine weitere Möglichkeit hinweisen zu müssen. Wir wissen aus den Untersuchungen von Wilhelm Fließ die Bedeutung der 28 als des weiblichen, der 23 als des männlichen Rhythmus. Ja Fließ hat es außerordentlich wahrscheinlich gemacht, daß die Zahlen 23 und 28 „die Lebenszeiten von den beiden Einheiten der lebenden Substanz selbst sind.“ Die Zahl 28 ist ferner eine bekannte kosmische Zahl, ob die 23 auch eine ist, ist uns unbekannt, man möchte es aber ohne weiteres erschließen. Es handelt sich hier also nicht um eine Zahlenspielerei, sondern um den organischen Zusammenhang zwischen Mensch und Kosmos: im Menschen wirken sich die kosmischen Kräfte und Gesetze in feinster Sublimierung aus, bis sie sogar in wachsendem Maße in ihm bewußt werden. Ähnlich möchte es bei den Atmungsvorgängen liegen. Auch hier scheinen sich kosmische Gesetze auszuwirken. Ob nun ein Zusammenhang zwischen der männlichen Substanz im Menschen und dem Spannungsprozeß beim Atmen, zwischen der weiblichen Substanz im Menschen und dem Lösungsprozeß besteht, wissen wir nicht. Wir sind hier überhaupt an der Schwelle ganz neuer Erkenntnisse und Zusammenhänge. Jedenfalls steht das eine fest: im Menschen wirken sich kosmische Kräfte und Substanzen aus, er ist ein Teil des Kosmos und als solcher unvergänglich. Damit ist nicht gesagt, daß die Persönlichkeit Mensch, diese zufällige Mischung und Beengtheit ewig sei, sondern die Kraft Mensch, die unpersönliche oder überpersönliche, ist als Teil der kosmischen Kraft unzerstörbar. In dieser Hinsicht ist der Kern des Menschen, der Kern der Religion, der Kern der Kunst (wie wir später sehen werden) kosmisch, d. h. den Gesetzen der Gesellschaft, den Gesetzen von Werden und Vergehen *nicht* unterworfen.

Die elementaren Grundkräfte des religiösen Lebens: Spannung und Lösung, sind also überzeitlich, sind nicht unterworfen den ökonomischen Bedingungen. Darum kann man die „Religion“ nicht „abschaffen“, selbst wenn es alle wollten. Denn das Geheimnis des

Unendlichen und der Trost der menschlichen Gemeinsamkeit bleiben, und damit die Gefühle der Spannung und der Lösung. In dem Augenblick nun, wo mit Eintritt der familialen Epoche, mit beginnender Metallzeit, mit der Differenzierung der Männer, mit der Staatenbildung durch Verknechtung anderer, mit der Staatenerhaltung durch gesicherte Geneonomie — die Gefühle von Spannung und Lösung, von Abstand und Massendemut sich auf menschliche Rangordnungen übertrugen, wo man den Herrscher wie den Blitz anstaunte und fürchtete, in dem Augenblick übertrugen sich diese religiösen Instinkte auf menschliche Verhältnisse: der Herrscher erhielt göttliche Würde, Staat und Kirche waren eines, der König war oberster Priester oder die Gottheit selber. In der Kirche versteinte das religiöse Gefühl, ähnlich der Sittlichkeit, die sich in der Sitte verkalkt, und so lagerte der Ideologismus einer Königs-Priesterherrschaft über den Völkern. Die religiösen Grundkräfte verkleiden sich in die Formen der bestehenden Gesellschaft. Vertikale und horizontale Kräfte: Spannung und Abstand zur Priesterschaft, Lösung und Gemeinschaft der Gläubigen. Bei ökonomischer Umschichtung der Gesellschaft entstehen neue religiöse Ideologien, sie müssen immer wieder zu Ideologismen erstarren, solange sich das vertikale Prinzip in Herrschaft und Verknechtung darstellt, solange eine Klasse die andere ausbeutet. Findet also eine ökonomische Revolution statt, so ist die Folge davon eine starke religiöse Bewegung; der Urtrieb der Menschen, der sein Staunen nicht auf seinesgleichen, sondern auf die Wunder der Natur richtete, wehrt sich gegen die Menschenanbetung, gegen die Priesterkaste, gegen die religiös verbrämte Verknechtung durch eine andere Klasse.

Es ist ja begreiflich: in der ökonomischen Erschütterung der bisherigen Existenz, in der Unsicherheit über den morgigen Tag, in der Einstellung auf den Verzicht, auf die Möglichkeit, jeden Augenblick hingehen zu müssen —, in dieser Lage entwickeln sich aus der Problematik der Endlichkeit ungeheure Sicherheiten der Unendlichkeit, aus der physischen Not wird die religiöse Kraft geboren.

Alle religiösen Wellen, die im Lichte sicherer geschichtlicher Beobachtung liegen, sind so verlaufen: die Entstehung des Christentums, die Reformation, die französische Revolution und die heutige Krise. Die ideologische Folge einer ökonomischen Erschütterung

kann verschieden sein: die Ideologie kann verneinend reagieren (Flucht vor der Wirklichkeit), sie kann übersteigern.

In der Entwicklung des Christentums reagierte die religiöse Ideologie zunächst verneinend auf die ökonomische Not. Eine ungeheure Flucht vor der Wirklichkeit lag in dem eschatologischen Gedanken, der Jesus und seine Zeitgenossen beherrschte[1]. Völlig eingestellt auf den unmittelbar bevorstehenden Weltuntergang, sprach Jesus wunderbare Worte von Ehe und Staat, von Reichtum und Obrigkeit, handelten die ersten Christen quietistisch-kommunistisch — ein Kommunismus, der mit den Bestrebungen gleichen Namens aus späteren Zeiten nichts zu tun hat. Kautsky hat in seiner ausführlichen Untersuchung „Der Ursprung des Christentums“[2] die ökonomische Lage eingehend dargestellt.

Von seiten ökonomischer Geschichtsforscher ist nun der Zusammenhang solcher ökonomischer Krisen mit den religiösen Entsprechungen öfters so gedeutet worden, als seien diese religiösen Vorstellungen Phantastereien und Lügen, die mit einer Umgestaltung des Gesellschaftslebens in eine klassenlose Ordnung verschwinden würden. So sagt z. B. Friedrich Engels: „Nun ist alle Religion nichts anderes als die phantastische Widerspiegelung, in den Köpfen der Menschen, derjenigen äußeren Mächte, die ihr alltägliches Dasein beherrschen, eine Widerspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen. In den Anfängen der Geschichte sind es zuerst die Mächte der Natur, die diese Rückspiegelung erfahren und in der weiteren Entwicklung bei den verschiedenen Völkern die mannigfachsten und buntesten Personifikationen durchmachen. ... Aber bald treten neben den Naturmächten auch gesellschaftliche Mächte in Wirksamkeit, Mächte, die den Menschen ebenso fremd und im Anfang ebenso unerklärlich gegenüberstehen, sie mit derselben scheinbaren Naturnotwendigkeit beherrschen, wie die Naturmächte selbst. ... Auf einer noch weiteren Entwicklungsstufe werden sämtliche natürlichen und gesellschaft-

[1] Vgl. dazu die Untersuchungen von Albert Schweitzer und die Studie des Verf., der auf Grund dieser wissenschaftlichen Grundlegung eine künstlerisch-anschauliche Darstellung dieser heroischen Eschatalogie in Jesus gegeben hat: „Rabbi Jesus von Nazareth“, Verlag Karl Curtius, Berlin 1914.
[2] 10. Auflage 1920.

lichen Attribute der vielen Götter auf Einen allmächtigen Gott übertragen, der selbst wieder nur Reflex des abstrakten Menschen ist. So entstand der Monotheismus, der geschichtlich das letzte Produkt der späteren griechischen Vulgärphilosophie war und im jüdischen ausschließlichen Nationalgott Jahwe seine Verkörperung vorfand. In dieser bequemen, handlichen und allem anpaßbaren Gestalt kann die Religion fortbestehen als unmittelbare, das heißt gefühlsmäßige Form des Verhaltens der Menschen zu den sie beherrschenden fremden, natürlichen und gesellschaftlichen Mächten, solange die Menschen unter der Herrschaft solcher Mächte stehen. Wir haben aber mehrfach gesehen, daß in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft die Menschen von den von ihnen selbst geschaffenen ökonomischen Verhältnissen, von den von ihnen selbst produzierten Produktionsmitteln wie von einer fremden Macht beherrscht werden. Die tatsächliche Grundlage der religiösen Reflexaktion dauert also fort, und mit ihr der religiöse Reflex selber. ... Wenn die Gesellschaft durch Besitzergreifung und planvolle Handhabung der gesamten Produktionsmittel sich selbst und alle ihre Mitglieder aus der Knechtung befreit hat, in der sie gegenwärtig gehalten werden durch diese von ihnen selbst produzierten, aber ihnen als übergewaltige fremde Macht gegenüberstehenden Produktionsmittel, wenn der Mensch also nicht mehr bloß denkt, sondern auch lenkt, dann erst verschwindet die letzte fremde Macht, die sich jetzt noch in der Religion widerspiegelt, und damit verschwindet auch die religiöse Widerspiegelung selbst, aus dem einfachen Grunde, weil es dann nichts mehr widerzuspiegeln gibt."[1] An dieser Formulierung Engels ist die glänzende Entschleierung der kirchlichen Phraseologie, die nur den Autoritätsgedanken des Klassenstaates verkleidet, bewundernswert. Und dennoch scheint uns ein Verkennen in diesem Triumph ökonomischer Einstellung zu liegen: Religion ist mehr als phantastische Widerspiegelung der irdischen Gewalten. Die religiösen Grundkräfte und Grundbedürfnisse bleiben, ihre bisherige Verderbnis in den Kirchen des Kapitalismus darf den Blick nicht für diese Grundtatsache trüben. Es ist ja begreiflich, daß die ersten Entdecker dieser Wahrheiten im Eifer ihrer Enthüllungen über diese

---

[1] „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", S. 342—344 in Auswahl.

elementaren Grundtatsacher hinwegsahen und mehr aus dem Wege räumen zu können meinten, als weggeräumt werden kann und darf.

Wir haben schon in der Einleitung davon gesprochen, wie sich im Mittelalter bei beginnender Geldwirtschaft in Italien religiöse Krisen einstellten, nachdem die Kirche die stärkste ökonomische Macht in Landbesitz geworden war, die die familiale Ethik der Erstgeburtsvererbung unterstützte, die die Keuschheit als höchstes Ideal hinstellte, um die Güter im Besitz der Kirche und die Kleriker in Abhängigkeit von der Kirche zu halten, um den weltlich-keuschen Personen die Sorge um ihren Besitz nach frommer Stiftung abzunehmen. Nach dauernder Beunruhigung dieser ihrer Machtstellung kam dann der entscheidende Stoß in der Reformation: gerade die radikalsten Revolutionäre waren die stärksten religiösen Kräfte. Das demokratische, das Lösungsprinzip brach sich zunächst siegreich Bahn. Kautsky hat die Worte des revolutionären Luthers zusammengestellt[1]:

Am 1. Januar 1523 sagt Luther in der Schrift „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“: „Gott der Allmächtige hat unsere Fürsten toll gemacht, daß sie nit anders meinen, sie mögen tun und gebieten ihren Untertanen, was sie nur wollen.“ „Gott hat sie in verkehrten Sinn geben und will ein Ende mit ihnen machen, gleichwie mit den geistlichen Junkern.“ „Sie konnten nicht mehr, denn schinden und schaben, einen Zoll auf den anderen, eine Zinse über die andere zu setzen; da einen Bären, hier einen Wolf auslassen, dazu kein Recht, Treu noch Wahrheit bei ihnen lassen funden werden, und handeln, daß Räuber und Buben zuviel wäre, und ihr weltlich Regiment ja so tief daniederliegt wie der geistlichen Tyrannen Regiment.“ Von Anbeginn der Welt an, meint er, sei ein kluger Fürst ein seltener Vogel gewesen; noch viel seltener sei ein frommer zu finden. „Sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ärgsten Buben auf Erden.“

Und Thomas Münzer, der fanatisch-religiöse Bauernführer, höhnt Luther 1524 wegen seines Rühmens um seine Tapferkeit in Worms: „Über deinem Rühmen möchte einer wohl entschlafen vor

[1] Kautsky, „Vorläufer des neueren Sozialismus“, zweiter Band, 4. Aufl., 1919, S. 20/21 und S. 16.

deiner unsinnigen Torheit, daß du zu Worms vor dem Reich gestanden bist. Dank hab' der deutsche Adel, dem du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben; denn er wähnte nicht anders, du würdest mit deinem Predigen behaimische (böhmische) Geschenke geben, Klöster und Stifte, welche du jetzt den Fürsten verheißest. So du zu Worms hättest gewankt, wärest eher erstochen vom Adel worden als losgegeben; weiß es doch ein jeder."

Und dieser Luther verkündet Anfang 1525: „Es sind nicht Bauern, liebe Herren, die sich wider euch setzen, Gott ists selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen eure Wüterei." Und einige Monate später heißt es: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern": „Wer für die Obrigkeit fällt, ist ein rechter Märtyrer für Gott."

Und so verbündet sich Luther mit dem Fürstentum, es ist vorbei mit der Gewissensfreiheit, mit dem schöpferischen revolutionären Vorwärtstreiben der Gedanken; der vertikale Gedanke siegt, es wird kirchlich-landesväterlich-vergewaltigend Herrschaft geübt. So wird Luther, der als Revolutionär des vierten Standes begann, der Reformator des dritten, das Werkzeug des zweiten Standes. Wir haben auf die Konsequenzen dieses Systems, das sich noch heute auswirkt, bereits mehrfach hingewiesen, haben auch gezeigt, daß dies lutherische Untertanentum sich in den großagrarischen Gebieten als angemessene Denkform einnistete, und es läßt uns noch heute im Kirchengebet sprechen: „ein geruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit."

Die Worte Münzers über Worms zeigen die Lage eindeutig: der wirtschaftlich bei der Konkurrenz der aufblühenden Städte schwer leidende Adel blinzt nach den Kirchengütern — und Luther redet mannhaft in Worms; Fürsten und Adel sind von den Bauern aufs schwerste bedroht — und Luther wendet sich gegen die eben verhätschelten Bauern mit gröbsten Worten. Es ist dabei nicht gesagt, daß diese Zusammenhänge Luther subjektiv *bewußt* gewesen sind; das objektive Wirken der Kräfte stellt sich aber in dieser Weise dar. So ist damit keine Schuld Luthers, wohl aber die ökonomische Basis religiöser Bewegungen festgestellt. Und die demokratische Welle der Lösung und Gemeinschaft flutete trotz Luther

weiter und verblutete sich zu Münster in dem Heldenkampf der Wiedertäufer[1].

Über die Zusammenhänge zwischen dem Kalvinismus und der Entwicklung kapitalistischen Unternehmertums hat W. Weber gehandelt. Hier sei nur festgestellt: das Urprinzip des Kalvinismus ist gerade so revolutionär-demokratisch wie bei Luther. Ganz England bebt von den Stößen dieser Erschütterungen im 16., besonders in der Mitte des 17. Jahrhunderts nach der Grundlegung des wirtschaftlichen Aufschwungs unter Elisabeth[2]. Im Kalvinismus kam aber gleichfalls die vertikale Kraft, die der Herrschaft, zum Ausdruck, denn er machte den Menschen frei von der täglichen Sorge ums Seligwerden, die Luther so ängstigte: das sei ja alles vorausbestimmt. Und der Erfolg der irdischen Arbeit beweise die Auserwähltheit der Gläubigen bei Gott. Und damit lebt sich das vertikale Prinzip im Kalvinismus unter der Form des Kapitalismus aus.

Die wirtschaftlichen Energien, die sich hier von der Schweiz aus, Rhein und Rhone abwärts, nach Holland hin und zum Atlantischen Ozean Bahn brechen, sie machen die Köpfe frei von dem scholastischen Wust der vergangenen Behäbigkeit, von der lutherischen Selbstquälerei und Gefügigkeit, sie geben sich im Kalvinismus ihr religiöses Gewand. Aber derselbe Kalvinismus, der hier sich vertikal, wirtschaftlich-brutal austobt, er entwickelt in England die wundervolle Kraft der Leveller (man denke an Lilburne, an Winstanley), er treibt zunächst die Quäkerbewegung — bis auch diese Kräfte sich im Kampf gegen die Gesellschaftsordnung erschöpfen, und der alte Klassenstaat von neuem gefestigt dasteht.

In Deutschland erzeugt die ungeheure ökonomische Not um die Mitte des 17. Jahrhunderts jene herrliche religiöse Lyrik, die heute zu $^2/_3$ unser Gesangbuch füllt. Hier ist die Einstellung resignierend, passiv.

Und dann setzt im 18. Jahrhundert wiederum eine große ökonomische Krise ein, der Hochkapitalismus beginnt seine Kräfte zu entfalten, und das Produkt ist die Religion der Vernunft, deren

---

[1] Vgl. Kautsky a. a. O., bes. S. 261ff.
[2] Vgl. Eduard Bernstein: „Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution“, 3. Aufl., 1919.

Priester Voltaire ist (Écrasez l'infâme-superstition), während in Deutschland die entsprechende Welle bei geringerer wirtschaftlicher Kraft einen Lessing zum einsamen Vorkämpfer der religiösen Befreiung hat (Lessing gegen Götze, Nathan), zum einsamen Vorkämpfer des erwachenden Bürgertums[1], das aber noch nicht die Kraft findet, entschlossen seinem Führer zu folgen. Die große wirtschaftliche Not der Napoleonischen Ära bricht die Kraft des sich mühsam entfaltenden europäischen Bürgertums, Kriege und Handelssperre vernichten den Wohlstand, die spät-romantische Welle überflutet Europa, religiös immer resignierter, immer müder werdend. Denn das ist ja der Bruch in der Romantik: sie beginnt positiv übersteigernd, sie ist voll religiös bejahender Kraft, sie ist erotisch bewegt, sie ist revolutionär und weltbürgerlich — und sie endet negativ — flüchtend, weltentsagend, religiös-asketisch, im Kampf gegen die Sinne, reaktionär und nationalistisch. Die ungeheure Krise zu Beginn des 19. Jahrhunderts bricht ihre Kraft, man sehe die Entwicklung eines Fichte, man sehe die personalschöpferische Einstellung eines Schleiermacher[2] und dazu dann die Definition von der schlechthinnigen Abhängigkeit, man sehe die jugendliche überströmende Fülle eines Friedrich Schlegel und seinen im Alter immer bequemer werdenden Katholizismus.

Aus der Zeit der Reaktion und der heiligen Allianz erhebt sich von neuem der Wohlstand des Bürgertums, rasend gefördert durch Maschinenbetrieb und Wissenschaft. Der Hochkapitalismus triumphiert. Das Bürgertum beseitigt die Reste des feudalen Staates. Doch die rasende kapitalistische Zentrifuge läßt allenthalben das Proletariat sich zusammenballen, und die wachsende Spannung zwischen der Ausbeuter- und ausgebeuteten Klasse drängt zu immer neuen Krisen und Katastrophen. In dem Maße nun, in dem die vertikale kapitalistische Aussaugewirtschaft erschüttert wird, in dem Maße kommt die Horizontale wieder zur Geltung, in dem Maße kommt Weib und Jugend zu eigenem Recht, in dem Maße erwachen Rhythmik und Körperpflege, Erotik und religiöse Kraft.

---

[1] Vgl. Franz Mehring, „Die Lessing-Legende", 5. Aufl., 1919.
[2] 1799 Reden über die Religion, 1800 vertraute Briefe über Lucinde, 1822 der christliche Glaube.

Es ist also kein Zufall, wenn seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine ständig wachsende religiöse Strömung zu beobachten ist, wenn die durch den Katholizismus hindurchgegangenen Dichter (Rilke, Lersch) dort fortfahren, wo man um 1800 aufhörte, fortfahren in der Grundlegung eines großen religiösen Gesamtbewußtseins, frei von irdischer Verkrustung im Kirchenwesen. Unmittelbar auf Gott ist das Spannungsgefühl gewandt, unmittelbar auf die Welt des Unerforschlichen, auf die Welt der Agnostik.

„Gerüchte gehn, die dich vermuten,
und Zweifel gehn, die dich verwischen.
Die Trägen und die Träumerischen
mißtrauen ihren eignen Gluten
und wollen, daß die Berge bluten,
denn eher glauben sie dich nicht.
Du aber senkst dein Angesicht.
Du könntest den Bergen die Adern aufschneiden
als Zeichen eines großen Gerichts;
aber dir liegt nichts
an den Heiden.
Du willst nicht streiten mit allen Listen
und nicht suchen die Liebe des Lichts;
denn dir liegt nichts
an den Christen.
Dir liegt an den Fragenden nichts.
Sanften Gesichts
siehst du den Tragenden zu.“

Rilke, Stundenbuch, Teil II, 1901.

Ist hier das Spannungsgefühl des modernen Menschen rein und klar zum Ausdruck gebracht: die unendliche Demut des auf Fragen verzichtenden Menschen für das Land, das jenseits aller Fragen ist, so ist auch das Lösungsgefühl bei Rilke völlig entwickelt, das Lösungsgefühl, das in Mystik und Vergehen führt, das in ästhetischen Quietismus münden kann, das aber auch zur höchsten Aktivität zu tragen vermag, das Gemeinschaftsgefühl gerade mit den Ärmsten, mit den von der Gesellschaft Verstoßenen. Doch klagt der Dichter, daß es wahrhaft Arme nicht gäbe —

„Sie sind es nicht. Sie sind nur die Nicht-Reichen,
die ohne Willen sind und ohne Welt;
gezeichnet mit der letzten Ängste Zeichen
und überall entblättert und entstellt.
Zu ihnen drängt sich aller Staub der Städte,
und aller Unrat hängt sich an sie an.
Sie sind verrufen wie ein Blatternbette,
wie Scherben fortgeworfen, wie Skelette,
wie ein Kalender, dessen Jahr verrann, —
und doch: wenn deine Erde Nöte hätte:
sie reihte sie an eine Rosenkette
und trüge sie wie einen Talisman.
Denn sie sind reiner als die reinen Steine
und wie das blinde Tier, das erst beginnt,
und voller Einfalt und unendlich deine
und wollen nichts und brauchen nur das eine:

so arm sein dürfen, wie sie wirklich sind."

„Denn Armut ist ein großer Glanz aus innen...."[1]

Rilke, Stundenbuch, III. Teil, 1903.

Aus der gleichen Zeit stammen die einleitenden Worte Dmitri Mereschkowskis zu den Werken Dostojewskis: „Zwanzig Jahre haben wir nach dem Tode Dostojewskis gebraucht, um zu begreifen, daß wir heute keine zufällige „Degeneration", keinen zeitweiligen „Niedergang", keine, wie man meint, aus dem Westen herübergebrachte Dekadenz, sondern das lange vorbereitete, natürliche und notwendige Ende der russischen Literatur erleben. Furchtbar ist es uns, das einzugestehen. Vielleicht aber liegt in diesem Furchtbaren zugleich auch Freudiges für uns, vielleicht ist die russische Literatur, so groß sie auch sein mag, doch noch kleiner als das russische Leben? Vielleicht ist das Ende der russischen Literatur, d. h. unserer großen russischen Anschauungsweise, der Anfang zu der großen russischen Tat?" Und er fährt später fort:

„Das Anzeichen unserer neuen Annäherung an Christus ist dieser plötzlich zu gleicher Zeit auf allen äußersten, höchsten Punkten des

[1] Die Zeilensperrungen rühren vom Verfasser her.

Menschengeistes aufdämmernde Gedanke an das Ende." „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß," also spricht Zarathustra-Nietzsche. „Das Menschengeschlecht muß erlöschen" — stimmt L. Tolstoj Nietzsche bei. „Das Ende der Welt kommt," gibt auch Dostojewski zu.

Alle drei haben sie sich auf diese für die zeitgenössischen Menschen des unendlichen „Fortschritts" lächerlichste und unwahrscheinlichste, für uns furchtbarste und glaubwürdigste Prophezeiung gleichsam verschworen: „Das Ende ist nahe."

Nicht umsonst stimmt das, was auf den höchsten Gipfeln der russischen und universalen Kultur aufgedämmert ist, mit dem überein, was in dem tiefsten Elemente des russischen Volkes vor sich geht: nicht umsonst hat in den letzten drei Jahrhunderten gerade das russische Volk so hartnäckig und unablässig wie kein einziges der anderen westeuropäischen Völker über das Ende der Welt nachgedacht."

Wie am Ende der antiken Kultur aus der fürchterlichen Hochspannung des kapitalistischen Systems der eschatologische Gedanke geboren wird gerade unter den Primitiven des Ostens und dort eine unerhörte Kraft des Leidens und Glaubens entwickelt, so wird unter entsprechender soziologischer Struktur des 20. Jahrhunderts unter den Primitiven des Ostens die gleiche religiöse Glut und Kraft geboren.

Wer könnte sich überhaupt der zwingenden Parallele zwischen ersten Christen, Wiedertäufern, Bolschewisten entziehen? Das Urchristentum und die Bolschewisten als Ergebnis hochkapitalistischer Entspannung, die Wiedertäufer mehr eine begrenzte lokale Rückwirkung einer erstmaligen kapitalistischen Welle über Deutschland, die dann wieder verebbt, ähnlich wie die Leveller-Bewegung im England des 17. Jahrhunderts!

Zeigt sich dies religiöse Phänomen zuerst natürlich bei den Spitzenträgern der Kultur, bei den differenziertesten, feinnervigsten Menschen, Dostojewski, Rilke, so hat sich doch bereits eine ganze Reihe von Volksmännern, von Primitiven gefunden, die aus der Arbeiterschaft heraus religiös wirken und gestalten; und in diesen Monaten kann man es erleben, daß in den Wagen vierter Klasse stundenlange Fahrten mit intensivsten religiösen Erörterun-

gen ausgefüllt werden. Darum ist es auch kein Zufall, sondern eine innerliche Notwendigkeit, daß die stärkste religiöse Potenz bei den Kommunisten liegt (Hierl, Vogeler-Worpswede u. a.).

Wir gedenken der Arbeiterdichter Engelke, Lersch, Zielke, Bröger u. a.; nur wenige Proben seien verstattet:

Gott braust!

Weißt du, was die Mittag-Straße schüttert, lebt,
wenn chaotisch tausend Lebenstakte schlagen
aus den Menschen, Häusern, Pferden, Wagen?
Gottesrhythmus!

Weißt du, was des Nachts das müde Haus durchbebt,
wenn der Mondlichthimmel auf die Stadt gesunken?
Was die Straßen sausen unter Sternenfunken?
Gottesrhythmus!

Unaufhörlich drangvoll, fluten, beben
Rhythmusströme durch die Stunden um dich her,
schwellen, wellen über dich zu Einem Meer:
Gottesrhythmus!

Und du selbst, du Mensch in diesem Herzschlag-Leben,
von Träumen überspült, vom Straßenbraus gepackt,
bist der höchste Rhythmus, vollster Blutstrom-Takt:
denn in dir ist Gott!

Gedicht des im Kriege gefallenen Tünchers Gerrit Engelke.

Aus einem Gedicht „Die Versammlung“ von Karl Zielke, 1913 erschienen:

„Und ich rede, der wie sie
am Ambos wuchs,
zu meinen Genossen,
die Schienen gelegt
und Schiffe gebaut, schwimmende Städte;
und übers Weltmeer ihren Brüdern
die Hände gereicht zu gemeinsamer Arbeit.
Und alle reden, reden mit ihren Herzen
gemeinsame Sprache

vom Glück der Arbeit,
der sie zu Herren macht der Welt
und Brüder, Brüder! jauchzt es von Pol zu Pol!"

Hier ist das große Lösungsgefühl des modernen Menschen religiös-bewegt Wort geworden, jenes Lösungsgefühl, das unter tausend Formen die ganze familiale Epoche durchzittert, ohne sich je durchsetzen zu können; denn immer wieder mußte in einer Zeit, in der die gesicherte Vererbung des Privatbesitzes als Staatsleben sich niederschlug, das religiöse Leben sich entsprechend kirchlich kristallisieren, die Verklärung und den Schmuck für diesen Inbegriff familialen Denkens liefern, so daß wir zu dem Ergebnis kommen: in der familialen Epoche nimmt das Spannungsgefühl, ursprünglich allgemein auf das Unfaßbare gerichtet, spezifischen Inhalt priesterlich verbrämter Machtorganisation an und umkleidet den Begriff des Privateigentums mit jener Schutz-Ideologie, die im Staatsleben zum Recht, im Kirchenleben zum Dogma erstarrt. „Staat" und „Kirche" sind also der familialen Epoche eigentümliche Funktionen, die in ihrer bisher für wesentlich gehaltenen Form nur dieser Epoche angehören. Der alte Staatsbegriff und der alte Kirchenbegriff werden und können in der aufsteigenden personalen Epoche nicht mehr gelten; und wenn sich auch diese Wörter erhalten werden, so werden sie doch einen ganz anderen Inhalt, als bisher, umfassen. Wer also das alte Recht des geheiligten Privatbesitzes, der bürgerlichen Monogamie, wer die Ächtung der nicht kirchlich oder staatlich sanktionierten Liebe zerstören hilft, wer gegen Dogma und Kirche kämpft, der hilft der werdenden Gesellschaft, der entbindet sowohl den Sozialismus als auch die kommende Religion der Arbeit und Gemeinschaft.

Diese neue Religion verkündet der Kesselschmied Heinrich Lersch, wenn er sagt:

„Die Räder stehen, und der Dampf in den Röhren hat sein Sausen eingestellt. — So wollen wir uns denn auf unser Selbst besinnen. Unsere Freude sei nicht der Rausch des Vergessens, noch der Traum nach einem unerreichbaren Ziel.

Unsere Freude steige aus unserem Leben hervor, aus unseren Taten.

Wir wollen die harten Wochen der Arbeit nicht vergessen, weil sie schwer sind.

Wir achten unsere Arbeit, das Werk unserer Hände.
Wir wissen, daß wir mitschaffen an der Gestaltung der Erde.
Wir fügen und bilden und bauen auf, und wo wir Altes niederreißen, da soll Neues erstehen.
Wir stehen zur großen Einheit der Schaffenden.
Mann steht an Mann in den Kolonnen. Wir lenken die Gewalten der Kräfte, stehen still im sausenden Getriebe hundertfacher Mannigfaltigkeit,
Umbrüllt von Lärm und Tosen, im Lebenskampf um Sein und Nichtsein, in der hetzenden Macht des Erfolges,
Berußt, beschmutzt, in Hitze und Kälte, in Staub und Rauch, in Verantwortlichkeit und Gefahr, nur um von heute bis morgen zu kommen.
Und uns ist es gegeben, der Menschen höchstes Ziel erkannt zu haben.
Zu erkennen, daß wir eine Seele haben, deren Ziel nicht das ist, was wir um uns sehen —
Eine Seele, die zur Ewigkeit hin nach den höchsten Gütern der Vollendung strebt.
Eine Seele, deren Glanz und Abbild das Herrlichste ist.
Das ist das Wunderbare: Durch allen Lebenskampf, durch den Taumel nach Gold und Besitz, in Hitze und Kälte, Rauch und Staub, berußt und beschmutzt,
Mit Sorgen und Bangen die Zukunft erwartend, ein Ziel in uns zu tragen, das hoch über alles Irdische siegt.
In dessen Glanz das Dunkle und Trübe leuchtet, das uns verschwistert mit den Nöten der Erde.
Wir sind es, die in Herzenstiefen allen Lebenssinn empfinden, der münden soll im Einzigwahren.
Darum sind wir in diese Welt hineingestellt, und wir wollen unsern Beruf erfüllen.
Als Arbeiter Mensch sein, der über sich die Gerechtigkeit fühlt und vor sich die Freiheit sieht, in dessen Herzen die Schönheit ist.
Wir wollen den Dreiklang in Harmonie: Ein Leben in Arbeit, Schönheit und Liebe.
Die Ziele stehen hoch, der Weg ist mühsam, und der Feinde sind viele."[1]

[1] Aus „Wir" im „Abglanz des Lebens", 2. Aufl., 1917, Volksvereinsverlag, G. m. b. H., M.-Gladbach.

Das ist die wahre Volksreligion der Arbeit und der Brüderlichkeit, die ohne Dogma und Kirche um uns erblüht. Wir hegen nicht die Besorgnis, daß ihr mystischer Einschlag eine Gefahr berge. Solange Mystik ein Außer-sich-geraten, ein Verzücktsein und Genießen feierlich-langsamen Zerfließens bedeutet, ist Mystik allerdings eine Gefahr; es ist der Versuch, das Spannungsgefühl zu beseitigen ohne Entwicklung der Gemeinschaftskraft, es ist die Selbstvergottung in der Isoliertheit; sobald aber Mystik bedeutet das Hinabsteigen in die eigenen Tiefen, das Belauschen des großen Stromes, der durch uns alle hindurchflutet als Strom Gottes? als Strom der Menschheit? als kosmischen Bewußtseins? — sobald ist Mystik keine Gefahr, denn dann ist sie das stärkste Gemeinschaftserlebnis. Diese beiden Formen haben stets miteinander gerungen, immer stärker setzt sich die zweite durch, seit Novalis und Schleiermacher, seit dem Chassidismus des Baalschem, seit Spinoza und Goethe, seit Tolstoj und Rilke ist ihr Siegeszug unaufhaltsam. Selbst in dem eigenwilligsten unserer zeitgenössischen Dichter, der frühfamilialen und frühpersonalen Geist vereint, bei Stefan George, setzt sich die Gemeinschaftsmystik — unlösbar verknüpft mit der neuen Erotik — triumphierend durch. Der „Siebente Ring“ ist noch ganz aus der Spannungsmystik[1] geboren — bis auf wenige Partien — der „Stern des Bundes“ ist vollendete Lösungsmystik.

Im „Siebenten Ring“ heißt es:

„Ich fühle, wie ich über letzter Wolke
in einem Meer kristallnen Glanzes schwimme —
ich bin ein Funke nur vom heiligen Feuer,
ich bin ein Dröhnen nur der heiligen Stimme.“

Entrückung.

Und im „Stern des Bundes“, der im Lobgesang Gottes gipfelt, steht im dritten Teil:

„So weit eröffne sich geheime Kunde,
daß Vollzahl mehr gilt als der Teile Tucht,
daß neues Wesen vorbricht durch die Runde
und steigert jeden Einzelgliedes Wucht:

[1] Vgl. die Studie des Verfassers „Stefan George und Rainer Maria Rilke“, wo aus formalen Beobachtungen die vergewaltigende Kraft Georges festgestellt wird.

aus diesem Liebesring, dem nichts entfalle,
holt Kraft sich jeder neue Tempeleis
und seine eigne — größre — schießt in alle
und flutet wieder rückwärts in den Kreis." 1914.

Zweifellos ist diese Einstellung zum Leben kein Absturz „in den dunklen Raum", wie Müller-Lyer, allzu rational eingestellt, die Mystik bezeichnet[1]. Aber darin hat er recht, daß hier große Gefahren schlummern. Er sagt vom Altertum: „Die Philosophie war in die Mystik geraten. Sie war vom positiven Boden der Wissenschaft in den dunklen Raum gefallen — weil es eine Wissenschaft vom Menschen noch nicht gab.

Ein ähnliches Schauspiel gewahren wir heute. Schon hat der Drang nach rückwärts viele der Besten ergriffen; während aber im Altertum das Drama mit einem Schiffbruch endete, wurde in unserer Zeit die gefährliche Klippe erstiegen: die positive Wissenschaft hat das fehlende Land erobert. Ganz im stillen hat sich unserem Naturwissen die moderne Wissenschaft vom Menschen zugesellt — die Soziologie, die Löserin der großen Menschheitsprobleme. Wir sind nicht mehr genötigt, uns von den hilflosen Auskünften der einseitigen Naturbetrachtung in den Abgrund der Mystik drängen zu lassen; wir haben positiven Boden unter uns. Wir haben in der neuen Wissenschaft die Helferin gefunden, die uns auf menschliche Fragen menschliche Antworten erteilt."

Die Gefahr, daß die religiöse Kraft bei neuer Befestigung des kapitalistischen Systems rückwärts brandet, sich wieder in selbstvergottender Mystik der Einsamen und Mönche niederschlägt oder in Neubelebung der konfessionellen Kirchen, in Neuerwärmung erkalteter und erstarrter Dogmen und Bräuche sich auswirkt — diese Gefahr ist groß. Wir haben bereits die Beispiele der müde Gewordenen: Maurenbrecher und Traub. Wir glauben aber, daß diese traurige Analogie zur religiösen Bewegung vor 100 Jahren nur Abseitige betrifft, nur allzu sehr mit bürgerlicher Anschauung Belastete. Wir sehen doch eine unvergleichlich größere Spannung in den ökonomischen Verhältnissen als vor 100 Jahren, wir sind gewiß, daß diese Krisis sich auch religiös auswirken muß in der Rich-

[1] „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft", S. 258.

tung nach vorwärts, und wir lassen uns durch Rückschläge, durch Abfälle nicht verwirren.

In diesem Sinne ist die Mystik eine Kraft des Kommenden, ein großes Erlebnis der kosmischen und menschlichen Gemeinschaft.

Ein besonderes Wort wird in diesem Zusammenhang dem Judentum zu widmen sein. Nicht ohne Absicht haben wir zu Beginn ausführlich bei Spinoza verweilt, gerade auch bei seinem Lebenslauf, bei der einzigartigen Gesinnung des großen Denkers: nicht von irgend welcher Fürsten-Gunst sein Dasein zu fristen, sondern mit eigener Hände Arbeit sich sein Leben zu gestalten, um völlig unabhängig das denken und sagen zu dürfen, was ihn nur immer bewegt.

Wir greifen zurück auf die Geschichte des Judentums: „Das Judentum hatte seine wesentliche Bedeutung nicht in dem priesterlichen Kleinstaat in Palästina, sondern im ganzen Bereiche der zivilisierten Welt, zumal in den großen Städten, in deren Kultur- und Handelsleben es seine Fähigkeiten entfalten konnte, und wo es sich vornehmlich seit 200 v. Chr. gewaltig verbreitete. Da entstand auch der kultlose Gottesdienst der Synagoge mit vollkommen demokratischer Organisation: ohne Priestertum, ohne Opfer und kultisches Gepräge mit gemeinsamem Gebet und Schriftauslegung.“ Und später: „Das Judentum, seines nationalen Daseins und seiner heiligen Kultstätte beraubt, war nun lediglich eine weit zerstreute, kultlose Gemeinschaft und erhielt dennoch als solche Glaube und Volkstum in wunderbarer Weise. ... Es ist eine großartige Erscheinung, daß der jüdische Geist seine Einheit bewahrte, und daß nicht nur das Gesetz, sondern auch dessen Deutung und die Fortpflanzung der Lehre durch die pharisäischen Schriftgelehrten und Lehrer, die Rabbinen, niedergelegt im Talmud (Mischna bis Ende 2., Gemara bis Ende 5. Jahrhunderts), für die über die Welt zerstreute Gemeinde einheitlich verbindlich blieb.

In den Zeiten der großen Religionsmischung entfaltete auch das Judentum eine werbende Kraft und verbreitete sich so, daß im spätrömischen Reiche jeder zwölfte Mensch Jude war. Auch in Südarabien verbreitete sich das Judentum, und im 8. Jahrhundert trat ein großer Teil des am Schwarzen Meere mächtigen türkischen Volkes der Chasaren zum Judentum über.“

So erzählt der Mitarbeiter der Acta borussica Dr. Rachel in seinem jüngst erschienenen Werk: „Geschichte der Völker und Kulturen“[1].

Wenn man sich diese ungeheure Werbetätigkeit des Judentums vorstellt, diese ungezählten Scharen von Proselyten, dann wird schwerlich die Theorie vom Blutband im Judentum aufrechterhalten werden können. Uns scheint das von Bedeutung zu sein: das Judentum hat in Westeuropa (durch ständigen Verkehr mit dem byzantinischen Reiche, das merkantilistisch organisiert blieb und nicht sich rückwärts entwickelte, sich aber auch nicht durch frisches Blut ergänzte), das Judentum hat im Gegensatz zur übrigen westeuropäischen Gesellschaft, die in die frühfamiliale Phase zurücksank, die hochfamiliale Struktur beibehalten, bedingt durch die geldwirtschaftliche Aufgabe, die ihm im Zusammenhang mit dem Orient zufiel. Die Judenverfolgungen entstanden dann, wenn die Konkurrenz eigener geldwirtschaftlicher Arbeit begann, so im Zusammenhang mit den Kreuzzügen, so in Spanien bei dem Edelmetalleinstrom von Amerika im 16. Jahrhundert, so in Rußland bei dem Übergang zum Kapitalismus im 19. Jahrhundert. Was vielfach als speziell jüdisch-unangenehme Eigenschaft empfunden wird, ist besonders deutlich entwickelter kapitalistischer Geist, der hier in der Isolierung und Verfemung durch die westeuropäische Gesellschaft in Reinkultur gezüchtet wurde. Mit dieser reichen kapitalistischen Tradition ist das Judentum aber auch früher ans Ende der kapitalistischen Zersetzung, früher in den Beginn der personalen Phase gelangt als im ganzen die Gesellschaft rings umher. Und so sehen wir in Spinoza einen Vorläufer früh-personaler Einstellung. Wie zerbrach er den ganzen Apparat, den Philosophie und Kirche zwischen Gottheit und Mensch eingeschaltet, wie entmenschlichte er den Gottesbegriff und führte ihn auf das große unpersönliche Weltsein zurück! Wie lehnte er diese familiale Gottvatervorstellung ab, wie eindeutig formulierte er: „Wer Gott liebt, kann nicht wünschen, daß Gott ihn wieder liebt.“ So schlug er auf dem schwierigsten Gebiet, auf dem der religiösen Verschanzung, die erste große siegreiche Schlacht des personalen Geistes und wurde der große Anreger Goethes und Lessings. Und es ist kein Zufall, wenn heute das Ju-

[1] Berlin 1920, S. 95.

dentum im Sozialismus eine besondere Rolle spielt. Zwar hat auch das Judentum solche religiösen Rückfälle gekannt, wie wir sie in der Romantik beobachteten; der Jude Friedrich Stahl hat den Konservativen ihre christlich-monarchische Weltanschauung ins System gebracht; das zum Teil in hochfamilialen Formen erstarrte Judentum hat der ähnlich überständigen Aristokratie germanischen Geblütes Frauen, Stammhalter und Kapitalien geliefert. Aber der Teil des Judentums, der die innere Beweglichkeit bewahrt hat, mußte als Vorposten das Land des Sozialismus am frühesten erreichen, weil hier eine einheitliche, um Jahrhunderte den Christen überlegene Gesellschaftstradition fortwirkt und weitereilt, so daß wieder ein Teil des Judentums vor der übrigen westeuropäischen Gesellschaft um eine soziologische Phase voraus ist und sich dadurch „unangenehm" abhebt. In diesen Differenzen der gesellschaftlichen Struktur sehen wir unter dem Antrieb des Konkurrenzneides des wirtschaftlich schwächer Entwickelten den ganzen Kern des mit so vielem Aufwand von Rassetheorie und religiöser Verkleidung geführten Kampfes der Antisemiten. Und entsprechend der heute in christlichen Ländern blühenden religiösen Zukunftsmystik der Gemeinschaft, hat das Judentum in der Entwicklung der sozialistischen Gedanken, erst religiös im Chassidismus, dann bewußt in wissenschaftlicher Arbeit von Marx und Lassalle, entscheidende ideologische Arbeit geleistet.

So bricht nun in unseren Tagen die horizontale Kraft, die im Judentum seit alters her stets eine starke Unterströmung gewesen ist, allenthalben siegreich durch. Es ist das Lösungsgefühl, das Gemeinschaftsbedürfnis, die große Brüderlichkeit, die bereits ein Schiller enthusiastisch vorausnahm, als er in Verzückung rief: „Seid umschlungen, Millionen!"

Man möchte fast von vier großen Atemzügen der Menschheit sprechen, ohne daß man dieses Gleichnis mißverstehe: es war ein Einatmen, wie ungeheure Spannung und Gewalttat, ein Abstandnehmen und Sich-durchsetzen, als sich die Menschheit vom Baum trennte und mit ihm den Boden als Aufenthaltsort eintauschte und damit in den elementarsten Kampf ums Dasein eintrat, unterstützt von dem hochentwickelten natürlichen Werkzeug, der Hand, unterstützt von den Genossen der Horde zu kooperativer Arbeit, wozu natürlich die sprachliche Verständigung die Voraussetzung war. Bis

in die Zeit der geschlechtlichen Arbeitsteilung, bis in die frühverwandtschaftliche Phase währte diese Periode. Einer Lösung, einem Ausatmen und einer Erleichterung vergleichbar war die große Zeit der hoch- und spät-verwandtschaftlichen Phase, die der Frau eine besonders starke Stellung in der Gesellschaft zuwies, bis diese mit wachsender Spannung durch die Differenzierung der Arbeit innerhalb der Männerwelt erschüttert wurde. Und wieder ist es ein ungeheures Raffen der Kräfte in Vergewaltigung und Verknechtung, eine ungeheure Spannung, als die Menschheit in der dritten Epoche, von der wir als der familialen schon so viel gesprochen haben, nach Differentiation der Männerwelt, Staat und Kirche schuf und sich in ihnen den Schutz der gesicherten unbegrenzten privaten Güterverebung gab. Und nun stehen wir im Nachlassen dieser Spannung, am Beginn einer erneuten Lösung, seitdem wir mit der Differenzierung der Frauen am Beginn der personalen Epoche stehen. Charakteristisch ist, daß die Spannungsepochen besonders männlich, die Lösungsepochen besonders weiblich orientiert sind. Und das würde wieder mit dem zusammentreffen, was wir zu Beginn an den beiden Arten der Ehrfurcht beobachteten. Die männliche Epoche gipfelt in Sexualität, in dem Herabdrängen der Lebenskraft auf bestimmte Funktionen der Lustbefriedigung und Fortpflanzung, die weibliche Epoche wird durch Erotik bestimmt, das gesamte Leben wird mit schöpferischer und strömender Liebeskraft durchdrungen. „Woman as a sex will reveal in these circumstances the same power of devotion to ideals, to causes, as she does to persons. Her relationship to the future through the long eras of her evolution in the past has permanently endowed woman's mind with a capacity for self-sacrifice and renounciation, persisting through every variety of opposition and of suffering even to death, which is the highest product of the otherregarding emotions, and which in woman is without any superior example in the whole realm of mind.“[1]

[1] Vgl. Benjamin Kidd: „The Science of Power“ (1.—8. Aufl., 1918/19 in London bei Methuen & Co., S. 232), der hier von ganz anderen Voraussetzungen aus zu ähnlichen Resultaten kommt: zu der weiblichen Grundeinstellung der kommenden Epoche (vgl. die Kapitel VIII: „Woman is the psychic centre of Power in the social integration“ und Kapitel IX „The mind of woman“). Die Untersuchungen von Kidd scheinen uns in hohem Grade anregend und fruchtbar zu sein,

Wenn also heute die weibliche Hingabe, wenn Pflege der Körperseele mit Recht zur Grundlage einer neuen Kultur gemacht wird, wenn rhythmische Beherrschtheit, ausgehend von den Gesetzen des Atmens, in weiten Kreisen erstrebt wird, wenn die Jugend das Liebesleben erotisch erweitert, veredelt und streng von dem Gebiet des Sexuellen scheidet, so sind das alles Prozesse, die aus der einen Grundeinstellung stammen, aus dem großen Entspannungsbedürfnis unserer überspannten Wirtschaft und Gesellschaft. Und wer im Dienste dieser Aufgaben steht, baut mit — ob er sich dessen bewußt ist oder nicht — an der neuen Religion, am neuen Staat, kurz an der neuen Gesellschaft. Irrationale Kräfte sind also die Träger der Zukunft: nicht die Zahlendemokratie des gegenwärtigen Parlamentarismus — er ist aus dem horizontalen Gedanken heraus eine notwendige Übergangsform —, sondern die Kräftedemokratie der Zukunft[1]. Nicht die konfessionelle Kirche der Gegenwart mit Kartothek und Generalsynode auf Grund kirchlich-getreuer Wählermassen, sondern die Volkskirche freiester Gemeinschaft der Zukunft, wo es keine angestellten Pfarrer, kein Dogma und keine Theologie gibt. Nicht Parteifunktionäre und Wahlvereinsvorsitzende, sondern frei gewählte Führer, nicht Priester und Pastoren, sondern religiöse Persönlichkeiten.

Die familiale Epoche schuf also mit Familienvater, Landesvater, Gottvater das System für Staat und Kirche zur schrankenlosen Verfügung über das Privateigentum; das geltende Recht war nur eine Besiegelung der Rechtlosigkeit der Besitzlosen. Es wurde gemildert durch Geschenk, Lohn, Gnade. Die vertikale Wendeltreppe herab ging der Weg der Gnade: von der Gottheit zum König und Oberpriester, von dort zu den Stützen von Thron und Altar und die Brocken an die große Masse. Diese postalische Verbindung zwischen

---

doch sind sie reichlich abstrakt-begrifflich formuliert ohne ausreichende wirtschaftliche Grundlegung. So erklärt sich auch am Schluß sein Ausruf menschlichen Ideenrausches: „Give us the young and we will create a new mind and a new earth in a single generation."

[1] Der Verfasser schrieb zur Zeit des Schulkompromisses in der Morgenausgabe des „Vorwärts" vom 12. Juli 1919: „Demokratie ist nicht die mechanische Addition von Stimmen. Sie ist das Parallelogramm der Kräfte. Die Menschen tragen doch keineswegs in ihrer überwiegenden Mehrheit eine klare politische Ansicht mit sich. Sie folgen der stärksten Anziehung."

Gottheit und Volk darf nicht durch Adressenänderung gestört werden: als bei den Griechen die Republik eingeführt wurde, behielt der oberste Priester den Titel „König“, ähnlich bei den Römern, und noch in jüngster Vergangenheit war die evangelische Kirche in größter Verwirrung, als ihr der summus episcopus abhanden gekommen war.

Mit dem Aufhören des uneingeschränkten Verfügungsrechtes über das Privateigentum, mit dem rechtlichen Anspruch der Allgemeinheit auf die Güter der Allgemeinheit, auf Boden und Bodenschätze, Wasserkraft, Luft und Elektrizität, auf Verkehrswege und Produktionsmittel usw. gibt es auch keinen organisierten Schutz der privaten Vererbung, gibt es keinen Staat im alten Sinne mehr, gibt es keine Gnaden-Religion mehr. Denn das Prinzip des Christentums ist die Gnade, das Geschenk, das Warten auf Gott, das Bereitsein und Sichhinhalten, die passive Haltung — das Prinzip des Sozialismus ist die Eigentat, die Gerechtigkeit, die brüderliche Hilfe, das unverzagte Arbeiten, auch bei scheinbarer Hoffnungslosigkeit, vielleicht auch zu verzweifeln — aber dennoch zu arbeiten, ständige Aktivität. Es gibt keine stärkeren Gegensätze — bei aller scheinbaren Ähnlichkeit. Das macht auch den Proletarier so böse gegenüber der sogenannten christlich-sozialen Arbeit: weil diese stets Akt der Gnade, Akt des Geschenkes und der Bitte oder mindestens des Dankes bleibt. Der Proletarier aber will keine Geschenke, er will Gerechtigkeit. Das macht den Arbeiter so bitter — nach unserer Meinung mit Recht — wenn der Herr Fabrikbesitzer für artige Arbeiter Kinderheime und Darlehen, Sparkassen und billige Lebensmittel spendet; gewiß, er nimmt diese Geschenke aus der Not heraus, aber er schämt sich dieser Gaben, und die Hand, die nimmt, bleibt hart, und der Mund, von dem Dank erwartet wird, der bleibt fest geschlossen. Denn für Gnaden und Geschenke kann der nicht danken, dem sein Recht nicht geworden ist.

Das Christentum will die Erlösung von aller Not durch die Leistung fremder Kraft bringen, durch einen für die anderen verstorbenen Heiland, durch einen aus Gnade Hilfe spendenden Gott, der durch Bitten zu beeinflussen ist, — der Sozialismus will die Erlösung von aller Not durch eigene Kraft in Gemeinschaft mit dem Bruder, durch solidarisch verbundene und geordnete Kraft aller

Lebenden, durch Gerechtigkeit, die der Bitte nicht bedarf[1]. Und da liegt der Grundirrtum des „Bundes religiöser Sozialisten", der sich eigentlich „Bund landeskirchlicher Sozialisten" nennen sollte, als ob man durch Hineingehen in die christlichen Kirchen und ihre Arbeit dem Sozialismus einen Dienst erweise. Das ist nur vergeudete und verwirrte Kraft. Es ist ja auch charakteristisch, daß einige Pfarrer Träger dieser Bewegung sind; und wenn sie auch subjektiv restlos aus idealen Motiven handeln, dem beobachtenden Soziologen stellen sich doch die objektiven Gründe ökonomisch dar: es ist der Kampf um ihre einfache Existenz und Lebenshaltung. Es klingt so bestechend und richtig zu sagen: Weil ich Christ bin, bin ich Sozialist. Das Christentum schätze den Reichtum nicht (im Hinblick auf den bevorstehenden Weltuntergang, an den Jesus glaubt), das Christentum kenne keine privilegierte Klasse (sind nicht die Juden auch für Jesus das auserwählte Volk?), das Christentum lehre Feindesliebe (im Hinblick auf das Gericht Gottvaters, das als unmittelbar bevorstehend erwartet wird), es sei international (bei Jesus?, bei Paulus erst) — im Christentum sei der erste Kommunismus entwickelt — wir haben diesen Kommunismus bereits näher beleuchtet. Nein, es ist sowohl im Hinblick auf Jesus' Lehre, wie sie bei Markus und in den Herrenworten bei Matthäus allein zuverlässig vorliegt, als auch im Hinblick auf die kirchlich in den verschiedenen Zeiten ausgeprägte Doktrin eine Begriffsverwirrung, Christentum und Sozialismus in Zusammenhang zu bringen, oder man treibt ein Spiel mit Worten. Daß aber religiöse Kraft aufs innigste mit sozialistischen Bewegungen verknüpft ist, das glauben wir hinreichend gezeigt zu haben. Man kann aber religiöse Kraft, die sich mit der Ideologie des Christentums verbrämt, um sich unter dem Druck der christlichen Gesellschaft überhaupt äußern zu können, um überhaupt gehört zu werden, unmöglich einfach für das Christentum beschlagnahmen. Das heißt völlig unhistorisch denken, das heißt, soziologische Bewegungen nicht verstehen.

Christentum und Sozialismus sind sich so feind wie Gnade und Gerechtigkeit, Prinzipien zweier Welten, Privatwirtschaft und Gemeinwirtschaft. Genau so aber, wie die Predigt des Paulus die

[1] Vgl. zu diesen Ausführungen den Aufsatz des Verfassers in der Neuen Erziehung 1920, Heft 15 (August).

Priesterschaft der Diana in Ephesus schädigte, daß sie ihre goldenen Tempelchen nicht mehr los wurde — und sie erregte einen Aufstand aus „religiösen" Gründen; genau so, wie die Reformation der katholischen Kirche Güter und Pfründen nahm — und die katholische Kirche stellte durch ein Meer von Blut den alten Besitzstand nach Möglichkeit 1629 wieder her im Namen der alleinseligmachenden Religion, genau so kämpft heute die Kirche jeglicher Art für den alten Glauben — denn in der neuen Gesellschaft ist kein Raum für angestellte und bezahlte Geistliche. Die Religion der werdenden Gesellschaft hat keine bezahlten Diener, auch keine von der Gemeinde ausgehaltenen — sie hat nur freie Menschen, von denen die religiös bewegten sich zu ihren Freunden auf Wunsch und zu Zeiten einmal äußern. Die neue Gesellschaft wird diese höchsten Güter: Liebe und Religion, Wissenschaft und Kunst restlos von der ökonomischen Knechtschaft der alten Gesellschaft lösen, wo diese Dinge alle im Dienste der herrschenden Klasse standen, ihr feil waren und von ihr mißbraucht wurden.

Sozialismus und Christentum sind Gegensätze, Sozialismus und Religion sind keine, aber diese Begriffe decken sich auch nicht, wie wieder von anderer Seite behauptet wird. Auch das ist eine Unklarheit der Begriffe.

Ideologisch ausgedrückt: Sozialismus ist die Ehrfurcht vor dem Endlichen, vor dem Leib, vor der Menschheit, vor der Arbeit und ihrem Werke, vor der Natur, kurz vor dem, was unsere Sinne, was unser Denken faßt, erlebt im tiefen Einheitsbewußtsein mit der Menschheit unserer Tage. Religion ist die Ehrfurcht vor dem Unendlichen, vor dem, was jenseits unserer Fassungskraft liegt, erlebt im tiefen Einheitsbewußtsein mit der Menschheit aller Zeiten.

Religion und Sozialismus sind konzentrische Kreise, in deren Mitte unser Bewußtsein steht. Die Peripherie des kleineren Kreises, des Sozialismus, fällt mit unserem Horizont zusammen, die Peripherie des größeren Kreises, der Religion, liegt im Unendlichen, im Kosmischen.

Oder anders gesehen: das Lösungsgefühl und -Bedürfnis wird sich in Zukunft über den Kreis der Konfession hinaus ungehemmt mit dem Erlebnis der Menschheitsgemeinde füllen; es findet in den demokratischen Formen der Zeit die notwendigen Wege seiner

Verbreitung, es wird in der Planwirtschaft der ganzen Welt seine solide Basis gewinnen.

Das Spannungsgefühl und -Bedürfnis wird in Zukunft niemals in Herrschaft und Knechtschaft verdorben werden können, niemals in Kirche und Hierarchie, niemals in Dogma und Ketzerverfolgung — das sind alles Formen des Klassenstaates, die mit ihm unlöslich verknüpft sind, die mit ihm aus Notwendigkeit vergehen. Dies Spannungsbedürfnis wird sich in der Einstellung aufs Unendliche, Unbegreifliche, Unerforschliche auswirken. Schwächere Naturen werden eine Erleichterung und Beruhigung im Anschluß an frei gewählte Führer finden. Von diesen geht keine Gewalt aus, sie helfen kraft ihrer inneren Größe und Demut in erotischem Gemeinschaftsbunde den anderen, sie suchen nicht ihr Bild in die Herzen einzuprägen, sondern sie leiten zu überpersönlichem Leben an. Jeder Mensch ist nur ein Weg, ist niemals ein Ziel; über die edelsten Menschen führt der Weg zum Unendlichen.

Wir sind damit an das Ziel unserer Untersuchung gelangt: dreimal haben wir versucht, immer wieder auf die Grundtatsachen zu kommen, aus denen bisher Kirche und Staat, aus denen in Zukunft Religion und Sozialismus erwachsen. Wir glauben gerade mit diesem methodischen Fortgang der Analyse gezeigt zu haben, wie wir immer wieder durch die ideologische Einkleidung hindurch auf den Kern der natürlichen und ökonomischen Voraussetzungen kommen. Wir glauben, daß es hier deutlich geworden ist, daß Ideologie die notwendige Gedanken- und Vorstellungswelt eines ökonomischen Zustandes ist und erst dann zur Phantasterei und Lüge wird, wenn sie die Beziehung zu dieser Basis verliert: bleibt sie hinter der natürlichen und ökonomischen Entwicklung zurück, erstarrt sie zu Ideologismen, wie wir sie heute in der alten Gesellschaft hinsichtlich der Bedeutung von Staat und Kirche erleben. Eilt die Ideologie voraus, so wird sie zur Utopie. „Aber die Utopien von gestern sind die Wirklichkeiten von morgen“, ist mit Recht gesagt worden. Und darum lieber ein Utopist als ein Ideologist sein.

Die Ideologismen von Staat und Kirche, die Verkleidungen des privatrechtlichen Besitzes der familialen Epoche, beherrschen die alte Gesellschaft, beherrschen die alte Schule: wir stellen ihnen entgegen die Ideologie der neuen Wirtschaft, der Gemeinwirtschaft, der per-

sonalen Epoche, wir stellen ihnen entgegen den Sozialismus in der Form der Kräftedemokratie mit freiem Führertum und die neue Religion der „Gottesferne" (Spannung) und der „Gottesgewißheit" (Lösung), wie Göhre es so schön formuliert hat, und schließen mit seinen Worten[1]:

„Gottesferne und Gottesgewißheit sind die zwei Pole, um die sich das ganze religiöse Leben Neureligiöser dreht. Es geht allein zwischen diesen beiden Polen hin und her. Aus ihrem Gegenüber und Gegensatz, ihrer gegenseitigen Reibung und Ergänzung wächst die neue innere Gesamtstimmung, die, je länger desto festere Dauer gewinnend, das Wesen der neuen Religion erschöpft.

Aus dem Gefühl der Gottesferne strömt unerschöpflich ein Bewußtsein grandioser Welteinsamkeit. In meinem Innern bin ich nun ganz allein. Kein Mensch teilt mit mir diese Einsamkeit und kein Gott. Auch die mir Nächste und Liebste nimmt sie nicht von mir, wäre sie auch alle Stunden des Tages und der Nacht dicht bei mir. Es ward ganz stille und genügsam in mir. Weil mich doch keiner aus dieser Vereinsamung erlöst, bedarf ich nun für mein Allerinnerstes keines andern mehr. Ich ruhe in mir selbst. Ich bin gelassen und ohne Furcht, auch ohne Furcht vor Gott. Zugleich aber hält Entsagung mich in ihrem unentrinnbaren Banne. Und ach, wie oft steigert sie sich bis zu tiefsten Schauern der Wehmut, der Enttäuschung, der Bitterkeit, der Hoffnungslosigkeit. Es kommen Stunden, da es wie eine Wüste sich um mich breitet, da mehr wie eine Zentnerlast auf mir drückt. Resignation, unentrinnbar und grau, ist das gewisse Los des gottfernen Frommen. Bis ihn seine Gottgewißheit immer wieder aus ihr erlöst.

Diese Gottesgewißheit gebiert ein glückselig stolzes Lebensgefühl. So einsam ich bin, weiß ich doch, daß auch meine Einsamkeit ein Stück des Schöpferwillens Gottes ist, daß auch sie in seinem behutsamen, wenn auch niemals spürbaren Sein ruht. In aller Welt- und Gottverlassenheit weiß ich mich dennoch gesichert, weil ich das eine weiß, daß er ist; weiß ich mein Leben irgend einem hohen Ziele zu gerichtet, mein Dasein irgendeinem großen Endzweck unterworfen. Ich fühle mich, wie alles Natürliche, eingeordnet in den

---

[1] „Der unbekannte Gott", S. 124 ff.

ungeheuren Weltzusammenhang, der kein Zufall, kein Wahn, sondern ein sinnvolles Lebendige ist. Eine schwer zu beschreibende Art von Befriedigung, von Licht, Glück, Erleichterung, Erheiterung, Ermutigung, Morgenröte ist in mir. Mein Herz strömt über von Dankbarkeit, Ahnung, Erwartung, Frieden.

Das Bewußtsein der Gottesferne drückt mich zu Boden. Gottesgewißheit hebt mich wieder hoch empor. Die Sehnsucht nach Gott, die nie erlischt, gleicht immer wieder jenen Druck und diese Erhebung aus, wird immer von neuem die Brücke, über die mein übervolles Innere bald sich aus der tiefsten Einsamkeit rettet, bald aus hoher Verzückung zurückgleitet in Wehmut und Entsagung. Mein inneres Leben spielt zwischen beiden hin und her, wie die Magnetnadel zwischen ihrem positiven und negativen Pole. Dieses Spiel hin und her — das ist mein ganzes religiöses Leben.

Für alle anderen Inhalte, Stimmungen, Erregungen, Hoffnungen, die die bisherigen Religionen ausfüllen, ist nun kein Raum mehr in mir. Das Wort von der Erlösung hat seinen Klang verloren; Entwicklung ward alles. Sünde und Schuld sind keine religiösen, sondern nur noch ethische Angelegenheiten. Ewiges Leben ward mir ganz zur Nebensache. Da ich Gott nicht kenne, weiß ich auch nichts mehr von Himmel und Hölle."

2. Kapitel:

Sittlichkeit.

Die Sittlichkeit der familialen Epoche findet ihren markantesten Niederschlag in den 10 Geboten, die Luther zu seinem Katechismus aus dem jüdischen Gesetz übernahm, und da sie in ihrer groben Einstellung auf den Tatbestand zum Teil nicht brauchbar waren, mit Erklärungen versah, die auch die Gesinnungssünden in das Reich des Verbotenen ziehen. Luther gründet die Beobachtung dieser Gebote auf Furcht und Liebe. „Wir sollen Gott fürchten und lieben" — das ist der Geist der hochfamilialen Epoche, die den Reformator zumal nach 1525 wieder völlig in ihrem Bann hat. Gott ist der große Familienvater, der die Kinder züchtigt. Trotz allem Wortkult geht er dabei über klare Worte der Bibel, die bereits zu höherer Sittlichkeit führen, einfach hinweg, denn hier handelt es sich um die Autorität, die der seit dem Bauernkrieg wieder befestigte Staat mit allem Recht der Züchtigung für alle Arten von Vätern als Grundsatz proklamiert. Denn wie heißt es in den Johannisbriefen? „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe." (1. Joh. 4, 18.) Mit solchen Gedanken ist aber bei der Autoritätsgesinnung nichts anzufangen, was sollen Familien-, Landes-, Gotteskinder mit einer Liebe ohne Furcht? Wo bleibt da die Autorität? Darum wird dieser Spruch auch nicht zum ersten Gebot zitiert. Ums vierte Gebot kristallisiert sich die familiale Ethik. Das Gebot ist so wichtig, daß ihm eine Lohnverheißung beigefügt wird: „auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden." Luther fügt den Eltern die Herren hinzu, und die Sprüche prägen den Gehorsam gegen Eltern, Lehrer und Obrigkeit ein. Wie steht es aber mit jenem Bibelwort: „Deine Voreltern haben gesündigt, und deine Lehrer haben wider mich mißgehandelt?" (Jes. 43, 27). Über solche Möglichkeiten wird hinweggegangen. Wir werden noch später in der Unterrichtspraxis die deutliche Tendenz dieser Ethik nach familialer Auswahl kennen lernen. Um die Familie und das Privateigentum drehen sich die weiteren Vorschriften; das Gebot vom Töten, das Verbot der Verleumdung findet seine Begrenzung durch den familialen Geist, sie

gelten nur innerhalb, aber nicht außerhalb des Bezirkes. Die Feinde zu töten und zu verleumden hat die familiale Ethik stets für sittlich gehalten und dementsprechende Praxis geübt. Was soll uns Kindern der frühpersonalen Epoche diese Sittlichkeit? Gibt es überhaupt eine allgemein anerkannte Sittlichkeit? Ist gar Sitte so etwas wie Sittlichkeit?[1] Es ist zweifellos Sitte, daß der Mann polygam lebt, vor der Ehe und in der Ehe, es ist zweifellos Sitte, daß die Frau monogam lebt, jedesfalls vor der Ehe — ist das Sittlichkeit? Es ist Sitte, das gefallene Mädchen zu verachten, den Begriff des gefallenen Jünglings haben wir gar nicht. Es ist Sitte, beim Ball sich halbnackt in den Arm jedes beliebigen fremden Herrn zu legen, aber sich tief zu schämen, falls einen derselbe Herr in voll geschlossenem Nachtkostüm sieht. Es ist Sitte, das Bild der halbnackten Kaiserin Augusta Viktoria in den Mädchenschulen als Vorbild aller Zucht und Sitte aufzuhängen und es den altjungferlich ausgedienten Lehrerinnen zum Trost zu schenken. Aber wehe der Lehrerin oder Schülerin, die sich in ihrem Kostüm danach richtete! Es ist Sitte, den Christengott den Gott der Liebe zu nennen, aber in seinem Namen sind allein in den letzten Jahren viele Millionen Menschen geschlachtet, denn jedes Volk betete für den Sieg seiner Waffen, in jedem Volke wurden in seinem Namen Fahnen, Kriegsschiffe, ja Kanonen gesegnet. Am interessantesten ist ja der Begriff der Sitte auf sexuellem Gebiet. Noch im höheren Mittelalter war es in den Niederlanden Sitte, daß „der Wirt, wenn er einen lieben Gast hat, ihm seine Frau zulegt auf guten Glauben." „Im germanischen Norden wurde selbst das Bett der Ehefrau oder der Tochter dem Fremden angeboten." Der primitive Mensch kennt eben die sexuelle Eifersucht nicht. Auch sind die Begriffe der Keuschheit und der Scham außerordentlich wandelbar. „Noch bei den gesitteten Japanern kommt es nicht selten vor, daß ein Vater aus dem niedrigen Stande seine Tochter auf eine bestimmte Zeit einem Yoshiwara (Freudenhaus) überläßt, was dem guten Ruf der Musme (Mädchen) keinen Eintrag tut."

Unsere Körperscham ist etwas rein Anerzogenes. „Die Bakairi und viele andere Naturvölker haben eine eigene Art des Schämens,

[1] Vgl. hierzu den schon genannten Aufsatz des Verf. in Nr. 15 der Neuen Erziehung, 1920.

die wieder uns Europäern fremd ist: vor anderen zu *essen* gilt als höchst unanständig und erregt hochgradige Verlegenheit.“ Bekannt ist die Gesichtsscham der Mohammedaner. So „entblößen sich die Frauen der Fellachen in Ägypten vor Männern ohne Scham, aber niemals lassen sie das Gesicht sehen.“ Wir erinnern dann an die Haarscham, von der etwas in der Tracht gewisser katholischer Orden für Frauen lebt. Auf Samoa, auf den Pelauinseln, gilt die Entblößung des Nabels als höchste Unanständigkeit, bei den Chinesinnen die des Fußes, ja es gilt „schon für anstößig, davon auch nur zu sprechen.“ Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen; man denke an unsere eigenen Sitten; wie lange ist es her, daß es höchst anstößig für ein gebildetes junges Mädchen war, von ihrem Körper zu sprechen? Schon die Bemerkung, sie habe Halsschmerzen, galt als unpassend. Oder man denke an das Entsetzen, als junge Mädchen anfingen zu turnen! Oder als die jungen Mädchen aufs Eis gingen, sich aufs Rad setzten! Wie galt das zuerst allgemein als unpassend, unschicklich. Und die Bräuche bei unseren Verlobten? Wo wäre es früher — es ist noch nicht lange her — möglich gewesen, daß Verlobte ohne Anstandsbaubau gelassen wurden, daß sie gar zusammen eine Reise machten — ohne Begleitung? Ja, das sind doch alles Sitten; haben die etwas mit Sittlichkeit zu tun? Dann wäre die Sittlichkeit eine außerordentlich schwankende Größe, auf die es sich nicht lohnte, ein System zu bauen.

Wir können das Problem von Sittlichkeit und Sitte nur soziologisch erfassen und folgen den Gedankengängen Müller-Lyers, dem wir auch einen Teil der oben angeführten Beispiele entnahmen („Phasen der Liebe“), denn die Sittlichkeit ist eine durchaus wandelbare Größe. Man nehme z. B. die Rechtspflege der alten Germanen, die ganz plump vom äußerlichsten Tatbestand ausgingen, die die Wunden mit dem Zollstock maßen und danach die Buße bestimmten. Aber noch heute ist es Sitte, die Kinder gleich oberflächlich nach dem Tatbestand zu strafen: ist die Vase entzweigegangen, so fällt die Strafe gröber aus als wenn sie heil geblieben. Die Sittlichkeit der vergangenen Epoche versteint zum Ideologismus, versteint zur Sitte der Gegenwart. Die lebendige Sittlichkeit aber ist der Zeitsitte voraus, sie muß im Kampfe mit der Sitte stehen. Die Anfänge der Sittlichkeit gehen aber über die Menschheit

hinaus, sie liegen bereits in dem Verhalten der Gesellschaftstiere beschlossen[1].

„Alle Gesellschaftstiere", sagt Müller-Lyer[2], „haben soziale Instinkte, die den anderen fehlen: sie haben die Neigung, aufeinander fortwährend aufmerksam zu sein, um sich nie aus den Augen zu verlieren; das Leben des Herdengenossen bis zu einem gewissen Grade zu achten; sich friedlich zu vertragen, die anderen nachzuahmen, sich gegenseitig anzuziehen, sich dem Ganzen unterzuordnen oder wenigstens die eigenen Interessen mit denen der Gesellschaft in Einklang zu bringen usw. Bei den höher organisierten geselligen Tieren kommt noch hinzu der Trieb, die anderen zu verteidigen, sich unter Umständen für sie aufzuopfern; Mitleid oder Sympathie zu empfinden und das Ehrgefühl (oder wenn man will die Eitelkeit), von den Genossen geachtet oder wenigstens nicht verachtet zu werden. Alle diese sozialen Triebe verdienen die Bezeichnung ‚moralische Triebe'; zusammengenommen machen sie die Moral der Rasse aus." Entwickelt worden sind diese sozialen Triebe aus der Not der Selbsterhaltung, weil nur so die aus schwächlichen Einzelwesen bestehende Horde sich im Kampf ums Dasein behaupten konnte.

Als Gegenstück zu diesem Bilde aus dem Leben der Gesellschaftstiere, dem so manches aus dem Leben unserer Volksgenossen — ob jung, ob alt — noch heute entspricht, fanden wir im vorigen Kapitel die Gemeinschaft der im Eros verbundenen Menschen, wie sie Stefan George mit wenigen Worten umreißt.

Aus der Erkenntnis, daß der Wert einer Arbeitsgemeinschaft nicht nur vermehrt, sondern potenziert wird in dem Maße, wie jeder einzelne seinen Wert steigert, daß eine stille, geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen dem Teil und dem Ganzen stattfindet,

> „und seine eigne — größre — (Kraft) schießt in alle
> und flutet wieder rückwärts in den Kreis,"

---

[1] Man vergleiche dazu die Ausführungen Peter Kropotkins in seinem Werk: „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt" (11.—15. Tausend, 1920, Theod. Thomas Verlag), speziell im ersten und zweiten Kapitel.

[2] „Der Sinn des Lebens", S. 49. Vgl. auch dazu Kautsky „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung" (11. Tausend, Dietz 1920), S. 57 ff.

aus dieser langsam und planmäßig sich steigernden Einsicht wird bei jedem einzelnen das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit für das Schicksal aller Genossen entstehen. Und diese Bewußtwerdung wird nun in großer Beschleunigung die Leistungsfähigkeit und Lebensfruchtbarkeit des Kreises steigern und in immer erneuter Wechselwirkung zwischen Glied und Organismus das Höchstmaß sittlicher und lebensformender Kraft aller erzielen. Und wenn man sich dann Rechenschaft geben wird, was nun eigentlich die geheimnisvolle Zauberei sei, die aus einem Chaos einen Mikrokosmos gestaltet, so wird die Antwort mit Müller-Lyer lauten:

„Sozial handeln und moralisch handeln ist genau dasselbe.“[1]

Wir haben unter diesem Gesichtspunkt der ethischen Entwicklung aus sozialem Geiste Ausgangspunkt und Ziel umschrieben, wie sie von der Horde der Gesellschaftstiere bis zur kommenden Tatgemeinschaft zu erkennen sind. Dazwischen liegt eine lange Entwicklung. Und für jeden unter uns gilt das biogenetische Gesetz, soweit sich eben ein Naturgesetz auf Kulturverhältnisse übertragen läßt. Es gilt für die geistige Entwicklung des Einzelmenschen (man denke an die religiöse, visuelle usw. Entwicklung), es gilt auch für die Organisation der geistigen Entwicklung aller. Denn in dieser Organisation unseres Bildungswesens kommt das biogenetische Gesetz zur Darstellung, ohne daß Kultusminister oder Parlamente, Fürsten oder Stifter sich dessen bewußt gewesen sind. Der Notwendigkeit immanenter Gesetzlichkeit folgend läßt uns die Organisation des Bildungswesens in Schule und Hochschule die geistige Entwicklung des Stammes, der Nation wiederholen, denn auch im Kultürlichen drängt alles auf organische bzw. überorganische Weiterbildung. Es gilt dies Prinzip aber nicht nur von der religiösen und geistigen Entwicklung, es gilt natürlich auch von der ethischen.

Schon vor der Schule werden wichtige ethische Phasen von den Kindern wie spielend wiederholt. Es handelt sich in der Regel um die Ethik der verwandtschaftlichen Phase der Menschheit, wie sie im allgemeinen *vor* der eigentlichen geschichtlichen Entwicklung vorlag. Das ganz Triebhafte regiert. Eine gewisse geschlechtliche Arbeitsteilung findet statt. Der Knabe, der im wesentlichen den

---

[1] Der Sinn des Lebens, S. 49/50.

Jägertyp repräsentiert, fängt Schmetterlinge und Käfer, geht auf Abenteuer und ist nicht frei von Grausamkeit und Gewalttat; das Mädchen hat die dienende, häusliche Arbeit zu verrichten, sie zeigt im Spiel mit den Puppen ihre vom Knaben verächtlich bemerkte niedere Art. Von der frühverwandtschaftlichen Phase, an die auch der Frauenraub im Kinderspiel erinnert, geht es weiter zur hochverwandtschaftlichen. Das Mädchen steigt im Wert, spielt oft eine führende, geachtete Rolle, um bald wieder von dieser Stellung herabzusinken. Die Unstetigkeit des jugendlichen Lebens läßt nach, ein gewisser Besitz, ein gewisser Reichtum primitiver Art läßt jenen Knaben mit seinem ursprünglichen, auf ein Nichts gestellten Sinn zu einem vorsorglich-berechnenden Inhaber gewisser Güter werden. Man darf gegen diese Skizze jugendlichen Lebens nicht einwenden, daß die Reihenfolge der gezeichneten Stufen oft eine andere ist: es findet eine starke Beeinflussung unter den Kindern statt, von den älteren auf die jüngeren. Da in den jüngeren die Entwicklungsmöglichkeiten bereits in hohem Maße vorliegen, die in den älteren schon zur Erscheinung gelangt sind, und da ferner bei der Jahrtausende zurückliegenden Menschheitsstufe die Einzelkonturen jener Epochen immer mehr verschwinden vor wenigen, für den Gesamtablauf der verwandtschaftlichen Phase charakteristischen Zügen, so kann es leicht geschehen, daß gewisse Stufen scheinbar überschlagen werden, sich vielleicht nur im Phantasieleben oder im Gesellschafts-, Puppen- und Soldatenspiel darstellen, so kann es kommen, daß wichtige Symptome sich verschieben, zunächst vielleicht verdrängt werden, um etwa ein wenig später nachträglich sich geltend zu machen.

Mit vollendetem 7. Lebensjahre ist ungefähr auch die verwandtschaftliche Phase durchlaufen, mit ihr hat es die Schule also fast gar nicht zu tun, dagegen beherrscht die Ethik der früh- und hochfamilialen Phase ungefähr die Zeit vom 7.—14. Lebensjahr. Charakteristisch für diese Zeit ist die beginnende Differenzierung, vor allem der Knaben (bei den Mädchen beginnt sie erst mit der personalen Epoche — also etwa nach dem 14. Lebensjahre), charakteristisch sind die kriegerisch-räuberischen Instinkte der Knaben, es bilden sich Gruppen von Herrschenden und Beherrschten, auch soziale Unterschiede beginnen eine Rolle zu spielen. Das Mädchen zeigt eine

wenig bestimmte Physiognomie, in der Vorstellung der Knaben lebt es als ein fernes, abstraktes Ideal. Kriegs- und Heldentaten füllen das Vorstellungsleben der Jungen, der Heros ist ihr ethisches Vorbild.

Um die Wende des 14. Lebensjahres zersetzt sich das heroische Sittengesetz zugunsten eines differenzierteren, feineren ethischen Empfindens. Ästhetische Gefühle und Vorstellungen ergeben eine humanere Lebensauffassung, philosophisches Denken lähmt die kriegerische Selbstverständlichkeit des Zuschlagens. Oft ist damit eine schwere Krise verbunden, die hart an die Vernichtung geht, ja gelegentlich mit Selbstmord endet, ähnlich wie die spätfamiliale Phase den Untergang der antiken Welt und die schwerste Krisis der modernen Welt bedeutet. Mit dieser Krisis ist gewöhnlich die Zersetzung der Familie, die Lösung des Kindes aus der Familie verbunden, wie sie im allgemeinen für die frühpersonale Phase kennzeichnend ist. Es beginnt nun auch die Differenzierung des Mädchens unter gleichen schmerzhaften Zuckungen der Familie; eine freie persönliche Ethik wird unter schweren inneren und äußeren Konflikten erkämpft.

So spiegelt die ethische Entwicklung der Kinder die Menschheitsentwicklung wieder, und es bedarf eines klaren Bewußtseins von dieser Gesetzlichkeit, um den Kindern in den verschiedenen Altersstufen gerecht zu werden. Tierquälerei bei Kindern berechtigt nicht zu dem Schluß, eine rohe, gemeine Natur vor sich zu haben; die kriegerischen Instinkte der 10jährigen brauchen einen nicht an einer humanen Weltumgestaltung verzweifeln zu lassen. Andererseits dürfen wir nicht verlangen, daß Kinder das ethische Empfinden und Handeln aufzubringen vermögen, das wir besitzen. Unsere Aufgabe wird es oft nur sein, zu verhüten, daß die Kinder auf der ethischen Stufe, auf der sie stehen, anwachsen und verkalken. Hat z. B. ein Knabe einen anderen, der ihn gekränkt hat, tüchtig verhauen, und kommt in dem vollen sittlichen Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, zu uns, so dürfen wir ihn nicht verwirren, indem wir ihn tadeln. Wir können ihn aber durch Vorbild, Erzählung und Art, vor allem durch *Vorbild*, ahnen lassen, daß es noch eine höhere, feinere Art gibt, sich gegenüber Gewalttat zu verhalten. Wird dies Bewußtsein nicht geweckt, so kann es geschehen, daß er

auf diesem Standpunkt stehen bleibt, später eine rückständige ethische Bildung, ein ethisches Petrefakt darstellt und als Chauvinist und Kriegshetzer eine Rolle spielt. Die eben skizzierte Entwicklung vollzieht sich im großen und ganzen auch ohne unser Zutun. Was die Erziehung, was die schöpferische Tatgemeinschaft hierbei zu leisten hat, ist im wesentlichen die Weckung des Bewußtseins zur Beschleunigung und Klärung des Prozesses. Aus ungezählten Beobachtungen am gegenwärtigen und vergangenen Leben wird sich dem aufmerksamen Blick die Erkenntnis erschließen, daß die moralischen Anschauungen außerordentlich verschieden sind. Auch ohne soziologisch geschult zu sein, wird das denkende Kind erkennen, daß die verschiedene „Weite“ der Gewissen auf die verschiedene „Weite“ des überegoistischen Lebenshorizontes zurückzuführen ist. Es wird sich diese Klärung schon rein begriffsmäßig, unter leichter Anlehnung an geschichtliche Erscheinungen, erreichen lassen. Das Kind wird einsehen, daß der erste Schritt, der aus einem rein egoistischen Leben herausführt, in der Liebe zu einem andern liegt, und daß dementsprechend nun auch das moralische Gewissen vom Standpunkt dieser zwei aus empfindet und so zuerst die Welt plastisch wahrnimmt. Und nun wird man von Stufe zu Stufe gehen können: der Kreis der Familie, des Stammes, des Volkes ist die weitere natürliche Folge, konzentrische Kreise, mit denen auch die sittliche Einfühlung sich weitet. Man wird zeigen können, daß gelegentlich die Entwicklung gehemmt wird, daß ein Stillstand eintritt und damit eine ethische Erstarrung. So wird ein Blick auf Teile des jüdischen Volkes lehren, daß man bei der hochfamilialen Ethik stehen blieb, und es wird ohne weiteres erkannt werden, daß dieser Standpunkt gegenüber der spätfamilialen und frühpersonalen Sittlichkeit, die den Blick auf die Nation, auf die Menschheit einstellt, ein zurückgebliebener ist. Und weiter wird die wachsende Einsicht zu dem Ring der europäischen oder der zivilisierten Nationen kommen, sie wird auch dabei nicht stehen bleiben und den Gedanken menschheitlicher Ethik unter Berücksichtigung nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft fassen, und schließlich wird einzelnen die Ahnung von der Möglichkeit kosmischen Denkens und einer kosmischen Ethik aufleuchten. Auch hier wird zu zeigen sein, daß die konzentrische Weitung der Begriffe lehrt, daß sich diese Bewußt-

seinsinhalte nicht ausschließen oder widersprechen, sondern daß der Weg notwendig vom engeren zum weiteren Kreise führt, daß also einer im andern enthalten ist. Oder anders ausgedrückt, daß beispielsweise nur aus der reifen völkischen Ethik der Samen menschheitlicher Sittlichkeit gewonnen wird.

Diese Erkenntnisse werden nun nicht durch den Vortrag eines ethischen Systems zu gewinnen sein, sie werden sich aus der Erfahrung, aus gelegentlichen Beobachtungen und Hinweisen, aus Vergleichungen und eigenen Erlebnissen entwickeln. Und es wird im besonderen Aufgabe der Tatgemeinschaft sein, den Zusammenhang solcher Erkenntnisse mit eigenen Entwicklungsstufen sehen zu lassen. Entspricht die begriffliche Ableitung auch nicht rein dem geschichtlichen Werdegang, so ist der Zusammenhang doch deutlich. Der 12—13jährige Knabe wird durch Nachdenken doch finden können, daß seine eigene kriegerische, nationalistische Empfindungsweise der völkischen Stufe in der geschichtlichen Entwicklung entspricht, und hat er in der Tatgemeinschaft immer den Weg vom Kleinen zum Großen, vom Engen zum Weiten gehen gelernt, so wird er dann wenigstens Ehrfurcht empfinden vor jenen, die nun schon wieder einen Schritt weiter gehen und aus dem Gesamtbewußtsein der europäischen Nationen handeln. Eine solche Betrachtungsweise bringt weiter den ungeheuren Gewinn: sie erzieht zur Gerechtigkeit und macht nachsichtig gegen andere. Gerechtigkeit ist das vornehmste Ziel aller Erziehungsarbeit, keine negative Tugend, wie viele mit großer Leidenschaft behaupten, sondern die schöpferischste Tugend, von der die Menschheit weiß, geradezu *die* soziale Tugend, oder überhaupt die Tugend aller Tugenden. Aber keine lehrbare, nur eine lebbare.

Diesem hohen Flug steht wie eine starre Mauer entgegen die heute herrschende Sitte, d. h. die versteinerte Sittlichkeit der Vergangenheit. Wenn die Erkenntnis, daß das, was für unsere Ahnen sittliches Handeln bedeutete, für uns starr und tot und daher unsittlich wäre, wenn diese Erkenntnis, daß wir anders handeln *müssen* als unsere Vorfahren, wofern in uns das Gesetz der Zeit lebendig ist und wir nicht wie unzählige Zeitgenossen zu den verhärteten und verkalkten Grabsteinen gehören, neben denen das Leben um so verschwenderischer blüht, wenn diese zwingende Erkenntnis verbreite-

ter wäre, wir würden uns nicht das Leben so unnütz erschweren, nicht von lebendigen Menschen ein Leben nach der Sitte verlangen, sondern wissen und verstehen, daß der Weg weiter geht, daß wahre Sittlichkeit eine Sache der Zukunft ist und nicht in die Grabmale der Ahnen eingemauert werden darf. Dieser Kampf gegen die Sitte ist eine besondere Aufgabe der Tatgemeinschaft in der Schule. Wie ein Alb liegt auf unserer Jugend die Moral der jüngsten Vergangenheit, die ästhetisch-utilitaristische. Das selbstzufriedene, asoziale Genießertum, das kleine Nützlichkeitsleben, das für den Augenblick die Zukunft opfert, das sind die schwersten Feinde aller echten Gemeinschaft, aller Zukunftssittlichkeit. Immer wieder wird es des Beispieles und Vorbildes des Erziehers bedürfen, nicht wie die alten Schulmeister, die durch Gewalttat, durch Herrschsucht und Umbiegung der weichen Schößlinge ihren Zweck erreichten, eine gleichförmige äußere Willensdressur zu erzielen, sondern unsere neuen Erzieher werden ganz eingehen in jenen Kreis der Genossen und werden nur kraft der ihnen innewohnenden Reife und Klarheit Ansehen und Liebe genießen und werden jedem jugendlichen Mitkämpfer in Liebe nachgehen und sein Gesetz zu erkennen versuchen und werden in dienender Liebe ihm zur rechten Stunde zur Seite sein, nicht ihm den Kampf abzunehmen, sondern ihm Klarheit zu verschaffen über sein eigenes Sein, ihm unnütze Grübelei und Selbstquälerei zu ersparen und ihn den Rhythmus der notwendig immer wiederkommenden Krisen erkennen zu lassen.

In unserem Kampfe gegen die Sitte stoßen wir auf der Sitte mächtigsten Verbündeten, die Kirche, die ganz durchtränkt ist vom Geist der familialen Epoche. Wenn ehrbare Mütter und Väter sich zu entsetzen pflegen, daß ihre Kinder sich von der Kirche zu lösen beginnen, so liegt darin ein Keim von Berechtigung im Rahmen ihres Verständnisses. Sie verwechseln Kirche und Religion, sie haben noch in Erinnerung — die Lehre der Kirche hat's ihnen eingeprägt, daß die Kirche einst eine Gemeinschaft gewesen ist. Das ist ganz gewiß richtig: es gab eine Zeit, in der alles soziale Leben sich im Rahmen der Kirche abspielte, wo außerhalb der Kirche stehen und asozial, d. h. also unsittlich denken und handeln das gleiche war. Es gab eine Zeit — es war einmal — heute ist's ein Märchen. Wer heute behaupten will, die Kirche sei eine soziale Gemeinschaft, der lügt

bewußt. Vergeblich sind alle Versuche einzelner Charaktere in der Kirche, von neuem eine soziale Gemeinschaft werden zu lassen. Diese Versuche sind ergreifend, sie sind tragisch. Sie sind Anachronismen. Und noch eins: gewiß wurzelt die echte Sittlichkeit zutiefst im Religiösen, in der Ehrfurcht vor dem Geheimnis, dem Unerforschlichen, dem Ewigen. Mancher wird allerdings widersprechen; er wird sagen: „Sieh dir so ausgesprochen religiöse Naturen an wie Augustinus, Rousseau, Strindberg, sie sind ethisch bedenklich schwach; sieh dir umgekehrt sogenannte Feinde der Religion an: Sokrates, Lessing, Häckel, Nietzsche, sie sind sittliche Größen ersten Ranges.“ Das sind Augenblicksargumente, die stark wirken, die einem zu erlauben scheinen, das Warme religiöser Gefühlsgemeinschaft gegen das Kalte ethischer Verstandesschärfe zu kontrastieren. Man betrachte zunächst die letzte Gruppe der Ethiker: waren die Sokrates, Lessing, Häckel, Nietzsche asoziale Menschen? Allen ist es gemeinsam, daß sie im Kampf mit der Kirche ihrer Zeit standen, die bereits keine Gemeinschaft mehr war, alle sind in dem Zersetzungsprozeß ihrer Zeit Vorboten künftiger Gemeinschaften. Das wird man bei Nietzsche bezweifeln. Mit Unrecht. So wunderlich es allerdings ist, ethische Anschauungen der hochfamilialen Zeit bei Nietzsche wie ehrwürdige Basalte herumliegen zu sehen, so wird doch alles umspült von dem Strom der Fernstenliebe, von der Liebe zur kommenden Gemeinschaft, und es ist eine starke Einseitigkeit, daß Müller-Lyer in seiner Auseinandersetzung mit Nietzsche das nicht gesehen hat[1]. Und wer wird diese Männer mit ihrer unendlichen Ehrfurcht vor dem Göttlichen, vor dem Geheimnis in Menschenseele und Natur, für areligiös halten? Sie wirken doch nur so im Gegensatz zur muffigen Kirchenstubenluft ihrer Zeit. Dagegen haben die erstgenannten, Augustinus, Rousseau, Strindberg, das Glück, ganz im Strom ihrer Zeit zu stehen, ganz in der vorhandenen Gemeinschaft der Zeitgenossen zu wurzeln. Und wo sie gegen die Gesellschaft sündigen, wie Augustin in der Jugend, wie Rousseau gegen seine Kinder, wie Strindberg in seiner Ehe, da handeln sie aus der Ahnung einer kommenden Zeit, da sündigen sie gegen den Geist der familialen Epoche, da tasten sie nach dem Leben der so-

[1] Müller-Lyer: Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft, Kap. 20, S. 73ff.: Der Nietzscheanismus.

zial-personalen Epoche, für deren Herbigkeit diese Naturen aber noch nicht reif sind. Was also diese beiden Gruppen unterscheidet, ist das: die Gruppe Augustinus—Strindberg steht mit der Hauptkraft ihres Seins innerhalb der Zeit, und nur einige Züge ihres Lebens — das „Positive" ihrer Sünden — deuten in die Zukunft; die Gruppe Sokrates—Nietzsche steht mit der Hauptkraft ihres Seins außerhalb der Zeit, bereits in der Zukunft, und nur wenige Tatsachen ihres Wesens, das „Positive" ihrer Sünden, gehören ihrer Zeit, bzw. der Vergangenheit an. Die erste Gruppe zeigt das Werden einer neuen Zeit im Gefühl auf, die zweite Gruppe ist bereits mit Erkenntnis und Willen auf sie eingestellt.

So zeigt sich der Gegensatz zwischen Religion und Ethik, wie er gefühlsmäßig so stark zum Ausdruck zu kommen schien, als eine Täuschung, die letzten Endes eine optische, eine perspektivische ist. Bei genauer Untersuchung des Problems ergibt sich, daß sittliches Handeln im tiefsten Grunde aus kosmischem Empfinden herauswächst, also religiös ist, daß aber der kirchliche Apparat, der bis jetzt gewöhnlich die Sittlichkeit anspruchsvoll umkleidete, nur morsches Gebäu ist. Angeblich stützte die Kirche die Sittlichkeit und gab ihr alle Kraft, in Wirklichkeit ist's umgekehrt; was die Kirche noch ist, dankt sie einigen sittlichen Persönlichkeiten, die ihr Kirchentum noch nicht erkannt, noch nicht abgelegt haben, weil sie sich durch die Ehrwürdigkeit der Überlieferung täuschen ließen, weil einstmals sittliches Leben in der Gemeinschaft der Gläubigen sich reich entfaltete. Für uns aber ist die Kirche ein Stück Sitte, ein Stück Hemmnis, ein baufälliges Etwas, das zerschlagen werden muß, damit Gottes Sonne und Licht wieder frei fluten können[1].

Damit stehen wir im schwersten Kampfe mit der alten religiös verschleierten Ethik der familialen Epoche, die in dogmatischer Form, autoritätstrunken, ihre Gebote den jugendlichen Gehirnen einprägte; nimmer kann eine Ethik der personalen Epoche dogmatisch sein, nimmer kann sie lehrhaft gepredigt werden: aus dem Gemeinschaftsleben erwächst sie, die Verantwortung innerhalb der Gemeinschaft erhebt sie ins Bewußtsein. Sie ist eine Richtungsethik,

[1] Diese Ausführungen entsprechen im wesentlichen dem Vortrag des Verfassers auf der Herbsttagung 1919 des Bundes entschiedener Schulreformer. Vgl. „Entschiedene Schulreform", S. 119—124.

aber keine Zielethik, sie ist keine formale Ethik, bei der irgend etwas an sich böse oder gut wäre, sondern sie ist eine Beziehungsethik: nur aus dem Zusammenhange ist der höhere oder geringere Wert eines Verhaltens zu beurteilen, und der Gesichtspunkt ist allein der Dienst an der Gemeinschaft: sozial handeln und moralisch handeln ist genau dasselbe.

Im Sinne unserer Zeit ist also alle Sittlichkeit beschlossen in dem Wesen der werdenden Gesellschaft: wer in ihrem Geiste handelt, der allein kann Anspruch auf Sittlichkeit erheben, wer im Sinne der alten Gesellschaft handelt, kann noch sehr sittlich handeln am Maßstabe Luthers und seiner Auslegung der zehn Gebote: im Rahmen unserer Zeit handelt er unsittlich.

3. Kapitel:
Kunst und Wissenschaft.

Kunst und Wissenschaft haben eine soziologische und eine kosmische Seite; die kosmische Seite der Kunst ist das Irrationale und Einmalige, die der Wissenschaft das Rationale und Wiederkehrende; Funktionen des Kosmischen im Menschen — im höchsten Verstande — sind Kunst und Wissenschaft. Nur aus diesen tiefsten Gründen heraus sind die ganz großen Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft geboren.

Die soziologische Seite beider Gebiete ist in den gesellschaftlichen Zuständen beschlossen, in sehr viel höherem Maße, als man vielfach geneigt ist anzunehmen.

Man prüfe mit tastender Hand die gesellschaftliche Oberfläche des letzten Jahrhunderts. Das hochgespannte Gefühl der Romantiker, mit dem Stachel Kantischer Problematik, mit der Enttäuschung der französischen Revolution, mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Europas — schlägt in Resignation (Schopenhauer), in Verzweiflung (Kleist), in Satire (E. Th. A. Hoffmann), ja in Unterstützung der Reaktion um. Die Kunst wird zum Narkotikum, um die Wirklichkeit vergessen zu machen. Durch ganz Europa geht eine Welle der Enttäuschung und der kleinen Gefühle und abwegigen Empfindungen (Spuk, Magnetismus usw.). Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg Europas erwacht dann im zweiten Viertel des Jahrhunderts — unter Zurückdrängung der kleinbürgerlichen, oft winkelhaften und abseitigen, verträumten romantischen Kunst — eine erobernde Kunst, die sich stofflich (Alexander v. Humboldt, Goethe, Ranke) und in ihren Mitteln (impressionistisch) in Neuland wagt: Annette von Droste sieht visionär-spukhaft, momenterhaschend und fabelhaft wirklich, Heine lehrt die Dissonanz als Kunstmittel werten, Sealsfield erlauscht den individuellen Sprechton, Freiligrath schwelgt in Farbenkontrasten. Auch in der bildenden Kunst geht's voran, nachdem die weite und vorurteilsfreie Einstellung, die Offenheit des Gefühls und der Sinne zu Beginn des Jahrhunderts ähnlich wie in Literatur und Musik zunächst verschüttet und verdorben war. Gewiß hemmen und lenken bisweilen ab höfische und kleinbürgerliche Interessen, schon aber schafft das

Lichtgenie William Turners. Um die Jahrhundertmitte vollzieht sich dann ein Zersetzungsprozeß ähnlich dem im Rokoko des 18. Jahrhunderts, entsprechend der langsamen Auflösung dort der Feudalkultur, hier des Hochkapitalismus. Es ist letzten Endes die Unmöglichkeit, die Zwiespältigkeit des kapitalistischen Lebens mit dem Glanz auf der einen Seite, mit dem Elend auf der anderen Seite innerlich zu bewältigen. Gelegentlich sucht man im Rausch der Worte, Töne, Farben und Formen Vergessenheit und nochmals Vergessenheit. Die große Masse des Bürgertums betrügt sich in Übereinstimmung mit höfischen Traditionen durch theatralisch-unwirkliche Kunst und hemmt den Aufstieg der wenigen Meister. Wohl wird man endlich der holden Täuschung müde, und langsam gewinnen die großen Propheten der sozialen Not das Ohr der Menge: Anzengruber, Sudermann, Gerhart Hauptmann reißen der schönen Lüge die Maske ab, die Goncourts und Zola, Shaw und Tolstoj — alles Propheten des Gerichts, alles Künder der sozialen Not. Abseits stehen die Quietisten, die Mönchsnaturen, die in Schönheit und Mystik die Augen vor der Wirklichkeit schließen. Schon aber sind die Nerven aufs Höchste gespannt, man fühlt buchstäblich die Angst der Zeit mit den Händen; Stimmung und Nuance durchzittert die nervöse Innen- und Kleinkunst.

So ist die Kunst des 19. Jahrhunderts ein Spiegelbild ihrer gesellschaftlichen Struktur.

Und während früher die Kunst in engem Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlichen Kreisen ein bescheidenes, aber organisches Dasein führte, bestimmte Aufgaben für Klöster und Kirchen, für Zünfte und Gilden, für Ratsherrn und Fürsten löste, wurde auch sie durch den hochkapitalistischen Zersetzungsprozeß entwurzelt, schuf ins Unbestimmte hinein, malte für die vage Unnatur der Kunstausstellungen, prostituierte sich in Operette und Couplet, in Venus- und Evatänzen, in Romanperversitäten und gereimtem Kitsch. Und die Kunst, auch die echte, auch die große, ward zur Ware. Und der Kunsthändler wurde reich von den durchhungerten Jahren und Jahrzehnten, von durchgrämten und in Verzweiflung und Raserei hingemordeten Nächten, von Blut und Tränen der wenigen, wahrhaften Meister.

Der große französische Meister Degas erlebte den ungeheuren

Triumph, daß ein Bild von ihm „Tänzerinnen an der Stange", 435000 Frcs. brachte. „Der greise Meister (im 79. Lebensjahr) weilte in einem Nebenraum des Auktionssaales. Kein Mensch beachtete das weißbärtige alte Männchen mit den unruhig flimmernden Augen. Und dann gab es eine kleine seltsame Szene: ein Freund dieses von der Gegenwart so schnell vergessenen Menschen, um dessen Bilder die Kunsthändler sich streiten, stürmte in das Zimmer und berichtete dem alten Manne von dem Triumphe seiner Kunst. 435000 Frcs.! Und der alte Herr schüttelte ein wenig erstaunt den Kopf. „Wie seltsam," sagte er mit leiser, fast tonloser Stimme, „nun scheint die Flut für die Modernen zu kommen." Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Ich erinnere mich noch, wie ich das Bild verkaufte, man gab mir dafür 500 Frcs."" — Lu Märten, deren eingehender Studie über „Die wirtschaftliche Lage der Künstler" wir dies Beispiel entnehmen, bemerkt an anderer Stelle[1]: „Das besitzende Bürgertum ist über den Grad und die Begierde des materiellen Behagens zu keiner großen kulturellen Aktion sonst gekommen. Wie es auf politischem Gebiet stagniert, so stagniert es im kulturellen. Die Belebung der Künste durch ein künstlerisch anspruchsvolles Bürgertum etwa ist ausgeblieben. Der Ersatz dieses Anspruchs war die Repräsentation des Milieus, und dies wurde und wird in der Hauptsache geliefert von der Industrie ohne Künstler. Die Frauen des Bürgertums haben teil an dieser unkünstlerischen Barbarei ihrer Klasse den Künsten gegenüber. Dieselben Bürgerdamen, die für eine Radierung keine 30 Mark übrig hätten — selbstverständlich nicht — tragen Hüte von durchschnittlich fünfzig Mark. Dieses nennt man die standesgemäße Pflicht einer Talmikultur — jenes andere bezeichnet man als „Liebhaberei". Für welche „Liebhaber" aus den privaten Genießerkreisen arbeiten dabei die Künstler? Irgendwann natürlich kauft das Bürgertum ein Bild oder einen Kunstgegenstand, „um etwas übers Sofa" oder auf dem Schrank zu haben. Für dieses, für jeden „Kunsthändler" rentable Bedürfnis aber haben die Künstler umsonst ausgestellt. Da sorgt immer noch die Photographie und der Druck, und wer künstlerische Reproduktionen kauft, ist mit seinem

[1] Lu Märten, Die wirtschaftliche Lage der Künstler, München, bei Georg Müller, 1914, S. 119f.

Geschmack schon sehr überlegen. Wie bestimmt sich nun die Empfindung dieser Kreise beim Einkauf von Kunst- oder kunstverwandten Gegenständen? Durch Sentiment oder Sensation. Außerdem wird jeder Verkäufer auch in Kunstgeschäften wissen, was eben modern ist. „Entzückende Marmorköpfchen", kitschige Tänzerinnen, stimmungsvolle Landschaften, hübsch eindeutig grün und blau, wie sie ein Bürger und nicht ein Künstler sieht, — das ist die geschmacksichere Ware unseres Bürgertums, bis hoch hinauf in stark begüterte Kreise. Ihr Luxus ist bisher weder in den Nerven, noch den Sinnen oder Seelen lebendig geworden. Er blieb parvenühaft, quantitativ und roh."

Und später bemerkt sie (S. 121): „Er wäre nichts schlimmer und im Grunde trauriger, wenn ein wirtschaftlicher oder politischer Sieg der Arbeiterklasse die Geschmacksleere und barbarische Kultur des Bürgertums in Sitten und Lebensgestaltung einfach übernähme; wenn es nicht die Bescheidenheit und größere Empfindung vor einer großen Unglücklichen — denn das ist die Kunst und die schöpferische Tätigkeit aller Zeiten — zu lernen und zu lehren hätte, um ihr vertraut und freund zu werden."

Es erübrigt sich, den Stil des Spätkapitalismus — die Stillosigkeit — näher zu charakterisieren. Schon mit dem Gebrauch des Wortes „Stil" sind wir mitten in soziologischen Problemen. „Zeigen sich nun bei einer Kulturgemeinschaft in den verschiedenen Äußerungen einer Kulturepoche gleiche Übereinstimmungen, die diese Äußerungen von denen einer vorhergehenden Epoche unterscheiden, so haben wir auch hier dasselbe Recht, diese Übereinstimmung als den Charakter dieser Zeit zu bezeichnen und als etwas, das im Schaffen des Einzelnen mitbestimmend einwirkt. ... Diese das Einzelschaffen mitbestimmende und erklärende Einheit des Gesamtschaffens nennen wir den Stil der Zeit."[1] Diese etwas gequälte Definition könnten wir einfach ersetzen etwa durch folgende Erklärung: Stil ist der formale Ausdruck der in der Gesellschaft wirkenden Kräfte, die ihrerseits wieder auf die wirtschaftlichen Faktoren zurückzuführen sind. Mit welchem sicheren Spürsinn weiß Hamann diesen gesellschaftlichen Kräften nachzugehen, wenn er

[1] Richard Hamann „Der Impressionismus in Leben und Kunst", Köln, 1907 (im Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung), S. 13/14.

von der Kunst der 30er bis 50er Jahre des 19. Jahrhunderts spricht: „Liberalismus der Bescheidenheit und Genügsamkeit.“ „Behaglichkeit der Philistrosität.“ „Repräsentabilität des Negativen: Sauberkeit, Ehrbarkeit, Ruhe als erste Bürgerpflicht.“ „Gutestubengemütlichkeit“ — oder wenn er fortschreitend zu der Gründerzeit kommt: „Das Bedürfnis geht auf Genuß im Stil großer Herren, auf das Rauschende der Festlichkeit des Barock als Vorbild. Neo-Imperialismus und Militarismus. Heroisches und personalrepräsentatives Weltbild.“

Und gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellt er eine „Objektivierung und Sozialisierung der Kunst“ fest, in dem Sinne einer naturalistischen Schilderung öffentlicher Vorgänge ohne Ressentiment, oder von Objekten, die öffentliche Bedeutung haben. Es würde zu weit führen, diesen Darlegungen Hamanns im Zwischensemester 1919 bis in alle Details zu folgen: von Wölfflin beeinflußt, hat er in großzügiger Weise stets den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Stil aufgezeigt. War es doch etwas Grundlegendes, wenn er in dem genannten großen Werk den Impressionismus als Gesellschaftscharakter in allen Künsten, im Denken, in der Ethik und allen Lebensformen nachweisen und schließlich ein rhythmisches Gesetz impressionistischer Lebenseinstellung feststellen konnte. Er beobachtete den Impressionismus als Endstil „von Kulturen“, im Hellenismus, im Rokoko, am Ende des 19. Jahrhunderts. Vielleicht werden wir — bei größerer Distanz, den Impressionismus des 18. und des 19. Jahrhunderts künftig als eine Einheit sehen lernen, als eine Einheit, die durch gewisse Reaktionserscheinungen gegliedert wird. Und wir würden dann sagen: Der Impressionismus ist der stilistische Ausdruck der sich zersetzenden familialen Epoche, der spätfamilialen Phase. Wir werden ja den Klassizismus immer mehr als eine höfische, renaissanceartige Reaktionserscheinung lokaler Art begreifen lernen, wir werden die Kontinuität zwischen dem sich im aufsteigenden Kapitalismus zersetzenden Feudalismus und zwischen dem seinerseits auch von dem Atomenwirbel erfaßten und zerfetzten Bürgertum sehen lernen.

Unmittelbar und eng ist also die Beziehung der Kunst zur Gesellschaft: dem Sehendgewordenen ist sie ein getreues Barometer aller wirtschaftlich-gesellschaftlichen Vorgänge. Längst hat uns

Mehring in Lessings Schaffen das Ringen der Klassen erkennen lassen, den Kampf des aufsteigenden Bürgertums gegen den Absolutismus, gegen das französelnd-höfische und servile Zeitwesen[1]. Aber etwas anderes ist die feine Reagenz der Kunst auf alle Schwankungen und Umlagerungen in der Gesellschaft, und etwas anderes ist die Beurteilung eben dieser Kunst durch die Gesellschaft. Wir waren eben schon bei dem großen Gegensatz zwischen der bürgerlich-hohenzollernschen Einstellung eines Erich Schmidt und der sozialistisch-ökonomischen eines Mehring. Das unterscheidet ja die Literaturgeschichte von der übrigen Kunstgeschichte: während die Kunstgeschichte den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Kunst ideologisch längst begriffen hat und fruchtbar blüht, hat die Literaturgeschichte, die ganz von der Philologie und Weltgeschichtschreibung abhängig ist und sich in Wortbetrachtung, Stoffvergleichung und Heroenanbetung erschöpft, völlig abgewirtschaftet, so daß heute die größte Verlegenheit herrscht, wenn eine derartige Professur besetzt werden soll. Gundolf ist rein kosmisch eingestellt — und damit sind wir am Ende der in Frage kommenden Namenliste. Das liegt aber daran, daß Kunst und Kunstbetrachtung von der bürgerlichen Gesellschaft immer ein wenig mit den Augen eines Zoologischen-Garten-Publikums besehen wurden, im geheimen mit der Hand am Stock und mit dem stillen Gruseln im Busen, es könnte etwas Unberechenbares und Furchtbares geschehen; mit denselben Augen besahen die Dresdener Bürger des Sonntags die Jacques Dalcroze-Schüler und -Schülerinnen und überhaupt die merkwürdigen Menschen in Hellerau, mit denselben Augen beschielt man die Künstler, die sich in die Geselligkeit jener Kreise verirren. Den Künstlern haftet immer noch etwas von jener Tradition des Nicht-Standesgemäßen an, die sich noch unter dem Großen Kurfürsten in der Accise-Ordnung von 1667 manifestiert, wo es unter Punkt 12 heißt: „Von künstlern, wolkonditionierten handwerkern, fischern, schiffern, fuhrleuten und dergleichen quartaliter: jeder meister 1 thal. 12 gr.; von mittelhandwerkern 1 thal.; von tagelöhnern 12 gr.; von jedem gesellen 8 gr.“ Kunst und Beschäftigung mit Kunst ist eben in den Augen der bürgerlichen Welt

[1] Vgl. Mehring „Die Lessing-Legende“ (Zur Geschichte und Kritik des preußischen Despotismus und der klassischen Literatur), 5. Aufl., Stuttgart 1919 bei Dietz.

etwas durchaus Unfaires, Unsolides, Gefährliches und Unabsehbares. Sämtliche Begriffe der familialen Weltordnung scheinen da locker zu sein, wenn Menschen sich freiwillig entschießen, der guten Gesellschaft den Rücken zu kehren, und so hat man sich darauf beschränkt, in den Schulen nur der sicher und lange Zeit schon toten Künstler zu gedenken, ihnen wenn möglich ein familiales Ideal unterzuschieben: so soll Lessing Friedrich den Großen verherrlicht, Schiller die Autorität gefeiert haben (den Tyrannenmord wußte man auf den „gegebenen Stoff" abzuwälzen) und Goethe ein Christ gewesen sein. So hat man alle wirkliche Kunstübung aus der Schule verbannt und jede schöpferische Regung unterdrückt, denn das verträgt sich nun einmal nicht mit dem Autoritätsprinzip.

In jedem Kunstwerk lebt sich aber eine neue Bewegung der Gesellschaft und damit eine neue Beziehung zu letzten Kräften und kosmischen Zusammenhängen aus.

Die familiale Auffassung der Kunst aber ist die, daß eine große Persönlichkeit, deren Leben in jeder bezahlten und unbezahlten Rechnung von Interesse, durch merkwürdige und unerklärliche Eingebung — oder durch fleißige Arbeit Werke geschaffen, die zu lesen und über die Aufsätze zu machen nützlich sei, die zu betrachten und nach den Kunstgesetzen des Laokoon wegen des fruchtbaren Momentes zu prüfen lehrreich sei; die zu hören und musikalisch zu empfinden in der Regel überflüssig sei. Am interessantesten aber seien die Stoffe, die sie gestaltet; den gleichen oder ähnlichen Stoff hätte nämlich bereits dieser und jener behandelt und das komme für das Verständnis des Kunstwerkes doch wesentlich in Frage. Und über die Stoffe hat die familiale Einstellung ganz autoritative Sicherheit, denn hier befindet sie sich auf dem Boden der vielgeliebten Philologie — und die ist ja solide und zuverlässig. Und damit ist man schon wieder bei den Griechen und Römern. Ja, warum endet denn alle familiale Kunst (und beinahe auch Wissenschaft) auf dem Boden der Antike? Wir sahen schon früher: nicht aus innerer Verehrung und Verpflichtung gegenüber antiken Idealen, wo die Erotik durch die Differenzierung der Männer bewußt geworden und noch nicht gleich verderbt war, wo der Körper gepflegt und das Nackte geheiligt war — sondern aus philologischer Tradition des 16. Jahrhunderts, aus dem lutherisch-autoritativen

Wortkult, aus der Einstellung auf die ungeheuer ähnliche Struktur der Antike, in der man dauernd eine Bestätigung der eigenen Gesellschaftsordnung findet. Die Parallelität der antiken und modernen Gesellschaftsbewegung ist ja verblüffend, es heißt aber doch allzu antik denken, wenn man mit Spengler, dem großen Analogien-Zauberer, auch um dieser Analogie willen am Ende der abendländischen Kultur zu sein glaubt (um noch einmal den Genuß einer familialen Epoche zu haben?) und wenn man übersieht, daß wir bereits eine Schwelle überschreiten, die uns für immer von der Antike scheidet und die uns deshalb endlich ihr gegenüber gerecht machen wird. Mit der personalen Epoche treten wir aus dem Reiche der familialen Analogien zu der Antike heraus, und damit werden sich langsam auch Wissenschaft und Kunst von ihrer Hypnose erholen.

Weit erschwerender als die familiale Auslegung der Kunst ist für das soziologische Verständnis ihre Einkleidung in die Formengebung der alten, bisher herrschenden Gesellschaft. Und innerhalb dieser Gesellschaft nahm sie wiederum die sublimsten, individuellsten, abseitigsten Formen an, um sich überhaupt noch als einen Eigenwert zu fühlen und dennoch angewiesen auf den Absatz in eben dieser Gesellschaft. „Die eigentliche Trennung zwischen Kunst und Handwerk, Begriffe, die jahrhundertelang sprachlich und sachlich zusammen gehörten, vollzieht sich schon im späten Mittelalter, erreicht aber ihre reinlichste Form erst in der modernen Zeit. Wollte sich die Kunst aus der neuen Wandlung der Dinge retten, aus einem Zustand, der durch Maschinen und durch eine bis ins Sinnlose durchgeführte Teilarbeit bestimmt wurde, durch einen sinnlosen Verbrauch von Nerven und Arbeit auf der einen Seite, Langeweile und Genuß auf der anderen Seite, so mußte sie sich von ihm abstrahieren, mußte sich in die extreme individuelle Betätigung retten, die sie, als einen Teil ihres Wesens, nun als ihr Wesen selbst nahm, da ihr der Mangel der sozialen Zusammenhänge noch nicht bewußt wurde. ... Sie (die Künstler) verfielen notwendig in ein Extrem: sie gründeten jegliche künstlerische Tat auf die subjektive persönliche Welt, und sie führten die individuelle Sprache, die die Renaissance begonnen, zu ihrer höchsten Vollendung.“[1]

[1] Lu Märten a. a. O. S. 17.

In wie grellem Kontrast steht diese Entwicklung zu dem Sinn des Kunstwerkes, von dem Lu Märten einmal so schön sagt: „Es erhellt den geheimen Sinn des Kunstwerkes als Geschenk an die Gesamtheit, daß es tatsächlich unverkäuflich und für alle da sein sollte." (S. 27). Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, über die wirtschaftliche Stellung der Kunst in der neuen Gesellschaft zu sprechen, die ähnlich der der Wissenschaft auf das Prinzip „einer sozialen allgemeinen Tragung der künstlerischen Existenz" gegründet sein müßte. Uns beschäftigt hier nur die Tatsache, daß die künstlerische Gestaltung unserer Tage zwar die Nöte der Gesellschaft spiegelt, aber in einer so erlesenen Form, daß dem Proletarier diese Kunstübung fremd bleiben muß. Diese Spannung muß überwunden werden.

Die werdende Gesellschaft muß einerseits die Sinne jedes jungen Menschen ausbilden, das Ohr für Sinnlichkeit, Rhythmik und Kraft der Sprache, der Musik üben, handwerklich gestaltende, Formen schaffende Fertigkeit pflegen, um damit die Voraussetzung für das materielle Verständnis jeglichen Kunstwerks zu schaffen, sie muß anderseits die aus Erlebnis und Gefühl quillende eigene Schöpferkraft wecken, daß sie sich in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zur Sinnenwelt darstelle. Wir glauben, daß aus dem Expressionismus, daß aus dem dekorativen, schmuck- und farbenfrohen Bedürfnis unseres Volkes der Weg zu einer wahren Volkskunst gefunden werden wird: sobald das Kunstwerk aufhört, Ware zu sein, sobald der Künstler aufhört, in den Formen der alten Gesellschaft zu schaffen und diese noch exzeptionell zu übersteigern. Wiederum ist die Möglichkeit einer neuen Volkskunst an den Sieg der werdenden Gesellschaft geknüpft, wiederum ist jeder, der die schöpferische Volkskraft entbindet, ein Mitstreiter für den Sieg des Sozialismus.

Während die Kunst stets etwas Unbürgerliches behalten hat, ist die Wissenschaft — bis auf jene wenigen großen Revolutionäre des Denkens — ein wohlangewandtes Instrument der herrschenden Gesellschaft gewesen. Sie hatte das zu beweisen und mit dem Mantel der Objektivität zu umhüllen, was gerade von der herrschenden Klasse gewünscht wurde.[1] Wir haben bereits auf die merkwürdige

[1] Ansprache des Königs von Sachsen an den Rektor der Leipziger Universität: „Ihre Aufgabe ist es, meine Herren, unsere Jugend nicht bloß wissenschaftlich zu bilden, sondern auch ihr die wahren Gefühle der Gottesfurcht, Pflichttreue, Hin-

Objektivität der Geschichtswissenschaft gegenüber unerwünschten Resultaten der ökonomischen Geschichtsauffassung hingewiesen. Viel interessanter als diese zum Teil gewollten Unterdrückungsversuche, die sich auch mit besonderer Hartnäckigkeit auf unzünftige Gelehrte richten — sind die ungewollten Umstellungen der objektiven Wissenschaft.

Da sind z. B. zwei Historiker der gleichen Schule: beide aus dem Kreise der Acta Borussica, beide in Schmollers strenger Methode aufgewachsen. Otto Hintze und Hugo Rachel. Beide erheben gewiß mit vollem subjektivem Recht den Anspruch, objektiv zu sein. Otto Hintze schrieb 1915 über Wilhelm II.: „Gedeckt durch diese doppelte Rüstung glaubte das Deutschland Wilhelms II. getrost seinen Friedensbestrebungen nachgehen zu können, maßvoll in seinen Ansprüchen, aber nicht gewillt, sich von dem Platz an der Sonne verdrängen zu lassen, furchtlos den nicht herausgeforderten Feindseligkeiten die Stirn bietend, aber doch entschlossen, jeden Konflikt zu vermeiden, der nicht das Lebensinteresse und die politische Ehre des Volkes berührte.“[1]

Hugo Rachel schreibt 1920: „Aber die politischen Mittel der nach Bismarcks Abgang (1890) von Wilhelm II. persönlich geführten Politik waren höchst unzweckmäßig; es war eine vielgeschäftige, doch unfruchtbare Politik, dabei schwankend und widerspruchsvoll. Sie war wirklich friedliebend, schon aus Unsicherheit und Verantwortungsscheu, aber durch kriegerische Gebärden aufreizend. Sie war neuer Gedanken bar, denn sie hielt immer nur an den äußeren Grundlagen der Bismarckschen Politik ... fest.“[2]

Die Gesellschaft denkt im einzelnen. Das Urteil der Gesellschaft über Wilhelm II. hat sich in 5 Jahren gewandelt. Beide Urteile aber sind nach der Meinung ihrer Urheber wissenschaftlich und objektiv gewonnen[3]. Aber wir gehen noch weiter: Die Gesellschaft gibt sich die Vergangenheit, die sie zu ihrer Rechtfertigung und Stütze braucht. Wir sprachen schon von der Vorliebe der spätfami-

---

gabe und Treue für König und Vaterland, Kaiser und Reich einzuflößen. Ja, ich halte diese Seite der Tätigkeit von Hochschullehrern für die allerwichtigste.“

[1] Otto Hintze: Die Hohenzollern und ihr Werk, Paul Parey, Berlin, S. 682/83.

[2] Hugo Rachel: Geschichte der Völker und Kulturen, Paul Parey, Berlin, S. 356/57.

[3] Vgl. den Aufsatz des Verf. „Die Geschichtsschreibung als Spiegelung unserer Zeit“, Freie deutsche Bühne vom 23. Januar 1921.

lialen modernen Phase für die spätfamiliale antike Phase. Wir können beobachten, wie die französischen Revolutionskämpfer von 1789 für Brutus und die Republik Rom schwärmen, wir sehen die Reaktion der Romantik sich am Nazarenertum begeistern, Theodor Mommsen kämpft den Kampf gegen die preußische Reaktion der 50er Jahre in den Senatssitzungen der alten Römer durch. Man projiziert die eigenen Probleme in die Vergangenheit. Heinrich v. Sybel, nationalistischen Geistes voll, findet schon im 10. Jahrhundert die gleichen Tendenzen: „Als in Frankreich ein halbes Jahrhundert später Hugo Capet sich im Gegensatz gegen die deutsche Hegemonie erhob, sah der weltliche Adel zum großen Teil in gleichgültiger oder feindseliger Untätigkeit zu, die Bischöfe aber scharten sich um den König mit energischer Einmütigkeit und waren zugunsten der nationalen Sache ebenso bereit, dem Papste wie dem Kaiser den Gehorsam zu kündigen“[1].

Der Kulturkampf spiegelt sich in Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“ und den Werken der evangelischen Historie; die Heldenverehrung der Bismarckzeit schafft mit naturwissenschaftlicher Verschleierung die Heldenbiographie, der Erich Schmidt Bahn brach. Der Darwinismus, in einseitigster Ausprägung, wird aus dem Geist des brutalen Machtkampfes in Nietzsches „blonder Bestie“ übersteigert. Naturwissenschaftlich — also ganz „objektiv“ — gebärdet sich die Aufklärungsphilosophie Haeckels.

In welchem Maße Erich Schmidts Auffassung von Lessing und seiner Stellung zum friderizianischen Staat Produkt einer Klassenanschauung ist, hat bereits Mehring gezeigt; hier sei auf zwei andere Züge hingewiesen, die dieses Werkes gesellschaftliche Abhängigkeit beleuchten. Wir sprachen schon von dem naturwissenschaftlichen Anstrich, wie er zeitgemäß war. Der Held muß aus dem „Milieu“ erfaßt werden: folglich erzählt uns Erich Schmidt von großen Geistern, die die Lausitz hervorgebracht; von Böhmes Schusterwerkstatt in Görlitz, von Weises Zittauer Rektorschaft — alles Dinge, die zum Verständnis des Helden und seines Werkes wertvoll werden könnten, aber nicht fruchtbar werden. Dann kommt die Lessingsche Ahnengalerie heran — und man glaubt, da-

[1] Die deutsche Nation und das Kaiserreich, Düsseldorf 1862.

mit die naturwissenschaftliche Exaktheit gegeben zu haben, während in Wirklichkeit alles bei literarischem Hin und Her bleibt und keine wahrhafte Entwicklung und Schilderung der gesellschaftlichen Zusammenhänge gewonnen wird. Nirgends erscheint Lessing als Exponent des aufsteigenden Bürgertums, sondern nur unter der Perspektive eines geistreichen und tapferen Literaten. So bleibt die Milieu-Einstellung nur ein Umhang, unter dem der wackerste Heroenkult blüht. Und die andere Beobachtung geht auf die Sprache: statt einfach, schlicht und klar dem deutschen Volke seinen Führer im Kampf gegen feudale Klassenherrschaft zu zeigen, drückt man sich literarisch-geistreich-gelehrt, d. h. für das Volk unverständlich aus; ja diese impressionistische Wort- und Gleichnisspielerei zeitigt die wunderlichsten Auswüchse: „Schon die trübe Morgendämmerung der elisabethinischen Bühnendichtung brachte um 1563 ein durchaus unreifes Geschling hervor, das die menschliche Handlung von Allegorien, den Ernst von Possen umwuchern läßt, Virginius mit dem abgeschlagenen Haupt seiner Tochter vor Appius zeigt, aber, statt der Amme schon eine Mutter einführend, nicht ohne Zartheit das Familienglück darstellt und dem argen Decemvir einen Konfliktsmonolog in den Mund legt.“[1] Wahrlich, ein vielseitiges Geschling, Sohn der Morgendämmerung, das umwuchern läßt und einem etwas in den Mund legt! Das ist die Sprache der geistreichen Bourgeoisie, eine Sprache, die dem Mann aus dem Volke und vielleicht auch Menschen unverdorbenen Geschmackes unverständlich bleiben muß. Doch dieses Thema wird später noch einmal zu erörtern sein. Zurück zum Darwinismus.

Peter Kropotkin erzählt: „Als Huxley im Jahre 1888 sein „Kampf ums Dasein“-Manifest (Struggle for Existence and its Bearing upon Man) erscheinen ließ — es war nach meiner Meinung eine völlige Entstellung der wirklichen Tatsachen der Natur, wie man sie in Feld und Wald beobachtet —, setzte ich mich mit dem Herausgeber des „Nineteenth Century“ in Verbindung und fragte, ob er mir für eine ausführliche Antwort auf die Ansichten jenes hervorragenden Darwinisten den Raum seiner Zeitschrift zur Verfügung stellen wollte. Mr. James Knowles empfing meinen Vor-

[1] Lessing, dritte durchgesehene Auflage, Berlin, Weidmann, 1909, II, S. 3. Zur Heraushebung der Gleichniswörter sind einige Ausdrücke gesperrt.

schlag mit voller Sympathie. Ich sprach auch mit W. Bates darüber. „Ja, gewiß, das ist wahrer Darwinismus," war seine Antwort. „Es ist schrecklich, was „man" aus Darwin gemacht hat. Schreiben Sie die Artikel, und wenn sie gedruckt sind, werde ich Ihnen einen Brief zwecks Veröffentlichung übergeben." Leider brauchte ich sieben Jahre, diese Artikel zu schreiben, und als der letzte veröffentlicht wurde, war Bates nicht mehr am Leben.

Nachdem ich in meinen Artikeln die Bedeutung der gegenseitigen Hilfe in den verschiedenen Tierklassen besprochen hatte, war ich naturgemäß gezwungen, die Bedeutung dieses Faktors für die Entwicklung der Menschheit zu erörtern. Dies war um so notwendiger, als eine ganze Zahl von Anhängern der Entwicklungstheorie wohl die Bedeutung der gegenseitigen Hilfe bei den Tieren anerkennen, sie aber, wie Herbert Spencer, für die Menschheit leugnen. Für den primitiven Menschen war — so behaupten sie — der Krieg aller gegen alle das Gesetz des Lebens. ...

Wir haben in den letzten Jahren so viel von dem „harten, erbarmungslosen Kampf ums Dasein" gehört, der von jedem Tier gegen alle andern Tiere, von jedem „Wilden" gegen alle andern „Wilden" und von jedem zivilisierten Menschen gegen alle seine Mitbürger geführt wird, und diese Behauptungen sind in einem Grade Glaubensartikel geworden, daß es erst einmal notwendig war, ihnen eine lange Reihe von Tatsachen gegenüberzustellen, die Tier- und Menschenleben in einem andern Lichte zeigen."[1] In diesem scheinbar rein wissenschaftlichen Streitfall ringen zwei Gesellschaftsordnungen miteinander: der Darwinismus in der Ausprägung, die er gewann, ist die Wissenschaft des Kapitalismus und Imperialismus, ist die „objektive" Einkleidung der Autoritäts-, Heroen- und Gewaltethik dieser Zeit. Man erinnere sich an die ethische Rechtfertigung, die Gustav Frenssen in seinem Südwest-Buch der Vernichtung der Hereros zuteil werden läßt.

Dem gegenüber vertritt Kropotkin die Wissenschaft der werdenden Gesellschaft, und seine Lehre hat in dem langsamen Aufstieg der neuen Ordnung bereits einen bemerkenswerten Niederschlag gefunden; das Schulblatt für Braunschweig und Anhalt bringt in

[1] Peter Kropotkin a. a. O. S. 15 ff.

seiner Nummer vom 1. Oktober 1920 „Ausführungsbestimmungen des Staatsministeriums — Abteilung für Volksbildung — zu Artikel 148, Abs. 1 der Reichsverfassung über die Erziehung im Geiste der Völkerversöhnung vom 14. September 1920“ zum Abdruck. Es heißt da unter Punkt 3 über den Geschichtsunterricht:

„Kriege zwischen den Völkern sind deshalb nicht als die Höhepunkte geschichtlicher Entwicklung, sondern zumeist als die Zerstörer menschlicher Kulturerrungenschaften zu werten. Sie sind nur in kleiner Auswahl und nach Maßgabe ihrer kulturellen Auswirkungen im Unterricht zu behandeln. Dafür ist auf die Kulturgeschichte als der eigentlichen Arbeitsgeschichte der Menschheit das größte Gewicht zu legen, und vornehmlich ihr Werdegang von den Anfängen bis zu der heutigen Höhe den Kindern in großen Zügen dazustellen.“

Punkt 5 lautet:

„In der Naturlehre ist die Einsicht zu vermitteln, daß die hier behandelten Fragen Gemeingut der ganzen Menschheit sind und daß sich alle Kulturvölker an ihrer Lösung beteiligen. In der Naturgeschichte ist als Ergänzung der Lehre vom Kampf ums Dasein nachzuweisen, wie daneben bei einzelnen Tiergattungen schon der Grundsatz der gegenseitigen Hilfe, des Einordnens in eine soziale Gemeinschaft befolgt wird, so daß diese Forderung mit um so größerem Recht für die menschliche Gemeinschaft erhoben werden muß.“

Aus dem Geist der werdenden Gesellschaft heraus ist es auch zu begreifen, wenn Schulte-Vaërting jetzt ein Buch erscheinen läßt: „Die Friedenspolitik des Perikles“, mit dem Untertitel: „Ein Vorbild für den Pazifismus“[1].

Drängt sich nicht elementar die Goethesche Weisheit auf die Lippen:

> „Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
> sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> in dem die Zeiten sich bespiegeln.“

---

[1] Ernst Reinhardt-München. Vgl. die Besprechung des Verfassers im „Freien Lehrer“ (1920, Nr. 21).

Wir aber erkennen, in welch ungeahntem Maße die Gesellschaft sich vermittelst der Wissenschaft ihre Daseinsberechtigung beweist, wir sehen, wie die spätfamiliale Phase sich im Darwinismus das Recht zum wirtschaftlichen Konkurrenzkampf auf Tod und Leben zuspricht, wir sehen, wie sie sich in der Anbetung der „Heroen" und „großen Momente"[1] selber anbetet und sich und ihrer Zeit das Beiwort der „Größe" zubilligt. „Wilhelm der Große", „Friedrich der Große", „der Große Kurfürst" — so erfaßt man sich als Gipfel unter den Gipfeln; „Friedrich der Große", „Moltke", „Hindenburg" — so steigert man sich zu Zeitgenossen des Heroen unter den Heroen.

Gerade die spätfamilialen Phasen sind's, die die Wissenschaft in diesem Sinne entwickelt haben; es ist die Angst vor dem kommenden Neuen, die sich immer und immer wieder die eigene Daseinsberechtigung klar macht. Und um dieser Wissenschaft die höchstmögliche Autorität zu geben, damit sie gerade den beherrschten Volksschichten imponiere, wird sie in einer Sprache gehalten, die nur den Eingeweihten, den Wissenden verständlich.

Mit großer Feierlichkeit verordnet der Arzt dem Kranken „aqua destillata", vielleicht noch mit Pfefferminz gewürzt, und der Kranke glaubt der hohen Wissenschaft und genießt den Zaubertrank. Wie rasch welkte der Ruhmeskranz unserer Mixturenmischer und Pillendreher, wenn man die Dinge deutsch zu nennen hätte. Unsere Ärzte gleichen den Medizinmännern der Buschvölker, umgeben von tausenderlei Unverständlichem sind sie das verkörperte Geheimnis göttlicher Heilkraft. Genau so wie die bürgerliche Geschichtschreibung die ökonomischen Arbeiten ignoriert oder lächerlich macht, genau so unterdrückt die „bürgerliche" Medizin die freie Heilkunst. Als seinerzeit gegen den „Lehmpastor" Felke das Verfahren schwebte, da konnte man aus „Fach"kreisen, wenn sie unter sich zu sein glaubten, hören: „Wo kämen wir hin, wenn wir dem Mann recht geben wollten" — ja, wo käme die bürgerliche Medizin hin? Wo bliebe ihre Autorität?

Warum redet man in den Kollegs und Lehrbüchern nicht von den großen abseitigen Medizinern, von den Laien und Dilettanten von Gottes Gnaden die doch so viel getan haben? Muß erst ein Schä-

[1] Vgl. die Abhandlung des Verfassers „Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts" (Verlag „Neues Vaterland" 1921, S. 13 ff.).

ser Prießnitz kommen, um die einfachen Kaltwasserumschläge den gelahrten Herren zu zeigen? Und muß die Sanktion solcher Naturketzereien erst durch die Anerkennung der Gesellschaft erfolgen? Hat nicht erst Prinz Heinrich, als er seine Kinder Lahmann anvertraute, diese Dinge „salonfähig" gemacht?

Wieviele Fachleute kennen denn überhaupt Liljequists „Diagnose aus den Augen", oder die Heilmethode nach Pastor Felkes Grundsätzen? Wer setzt sich ernsthaft mit der Homöopathie, mit dem Vegetarismus, wer mit der Tyrannei des Impfzwanges auseinander? Wer kümmert sich um die Probleme, die Carl Ludwig Schleich, die Wilhelm Fließ und sein Freund und Schüler Schlieper anschneiden? Wie steht's mit der Masdasnan-Lehre? Wie mit den theosophischen Theorien, den Arbeiten von C. W. Leadbeater? Wie mit der Christian Science? Klages Arbeit zur Graphologie (Handschrift und Charakter) müßte von jedem Arzt und Psychiater im besonderen gekannt sein. Wir wissen wohl, daß in diesen und andern ähnlichen Werken viele wunderliche Dinge stehen, daß manches als sicher hingestellt wird, was mehr als problematisch ist, aber wir wissen auch, daß bei der Autoritätsmaxime der bürgerlichen Medizin, die sich oft auf die unsichersten Grundlagen stützt, auf Fiebertabellen, die der Phantasie der Schwestern, aber nicht der Einwirkung der Medizinen entsprechen, daß bei dieser Autoritätsmaxime sich neues nur vorwagen konnte, wenn es mit mindestens der gleichen Miene der Unfehlbarkeit auftrat. In einer freien Gesellschaft werden die medizinischen Forscher auch in der Öffentlichkeit viel vorsichtiger und bescheidener auftreten, werden ungehemmt bleiben von zünftiger Bevormundung und werden in schlichtem Deutsch sagen, wie unendlich wenig die Ärzte im letzten Grunde wissen und helfen können.

Und so ist die aufkommende Naturheilmethode ebenso ein Kampf gegen Autoritätsgötzen, gegen die alte Gesellschaft, wie der Kampf der Jatho und Göhre gegen die Kirche. Die Tatsache, daß Schopenhauer seine philosophischen Werke in gutem Deutsch schrieb, trug ihm die Nichtachtung der ganzen zünftigen Philosophen ein — diese Dinge sind nun einmal nicht fürs Volk. Seitdem die latei-

[1] Stockholm 1911, 3. Aufl.

nische Sprache als Sprache der herrschenden Gesellschaft aus der Wissenschaft verdrängt ist, weiß sie sich mit Fachausdrücken und schlechtem Deutsch vor allgemeiner Verständlichkeit zu schützen[1] — es ist ähnlich wie mit Fremdwörtern und Rechtschreibung, die Bourgeoisie hält sich die wissensdurstigen Proletarier vom Leibe. Und sie hat ihren Zweck lange Zeit in hohem Maße erreicht. Welch hingerissene Ehrfurcht liegt auf den Gesichtern der einfachen Leute, wenn sie hören: „wissenschaftliches Ergebnis". Und dabei beruht die Autorität dieser Wissenschaft zum guten Teil auf ihrer Unverständlichkeit. Wahre Wissenschaft braucht die allgemeinverständlichste Sprache nicht zu scheuen, wie einfach und durchsichtig sind die Arbeiten von Müller-Lyer gehalten, der doch wahrlich über die schwierigsten Fragen handelt. Und die Pseudo-Wissenschaft der spätfamilialen Phase hat noch obendrein die merkwürdige Rede erfunden, als gäbe es einen besonderen wissenschaftlichen Geist, der auf den höheren Schulen und Hochschulen gezüchtet werden müsse. Als ob wissenschaftlicher Geist nicht in jedem Menschen steckt, der sich nicht mit dem Schein, mit der Oberfläche der Erscheinungen begnügt, sondern nach Ursachen, nach Zusammenhängen fragt. Und die spätfamiliale Phase hat ferner die Meinung erfunden, als seien Sprachen ein notwendiges Merkzeichen des gebildeten Menschen. „A. H. Niemeyer prägte das Wort „formale Bildung". Er fand ihr Wesen darin, daß „der Ideenvorrat so sehr vermehrt, das deutliche und ordentliche Denken so sehr befördert und die natürliche Logik früher in Anwendung gebracht" würde. Sie wird vermittelt durch die Sprachen, „die Magazine aller Verstandesbegriffe, aller Gedankenformen (d. h. der Kantischen Kategorien) und aller Mittel und Werkzeuge ihrer Zusammensetzung und Auflösung", durch deren Erlernung „die Vernunft sich ihrer notwendigen Gesetze bewußt werden" könne. Und besonders fand er diesen „formalen Nutzen" in den älteren Sprachen, d. h. im Griechischen und im Latein. Die nachkantischen deutschen Philo-

[1] Der Verfasser ist sich des eigenen mangelhaften Deutsch und der vielen Fremdwörter völlig bewußt, er steht aber einerseits unter der Tradition der alten Erziehung, die man nie ganz los wird, und er steht anderseits unter dem soziologischen Zwange der alten Gesellschaft, verständlich bleiben zu müssen, er hat mit dem Verständnis der alten Gesellschaft für eigensprachige Bücher schlechte Erfahrungen gemacht.

sophen Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer stimmten ihm zu. Herder ging von der realistischen Pädagogik zur humanistischen über. Fichte und Schopenhauer ergänzten außerdem Niemeyers Beweisführung, indem sie auf die Verschiedenheit der antiken von den modernen Begriffen hinwiesen, durch die es notwendig werde, um in die alten Sprachen oder aus ihnen zu übersetzen, auf den anschaulichen Inhalt der Begriffe zurückzugehen; Hegel wies hin auf die durch die alten Sprachen zu gewinnende grammatische Schulung, durch die „der Verstand selbst gelernt" werde. Und der Fichteaner F. J. Niethammer schrieb das Kampfbuch der neuen Richtung: Der Streit des Philanthropinismus und des Humanismus" (1808)[1].

In diesem Sinne wünscht Adolf Harnack die Erhaltung des alten Gymnasiums[2] „weil als Grammatik und Schule des Denkens keine moderne Sprache diesem Zweipaar (Lateinisch und Griechisch) gleichkommt", weil „wer tiefer in die Geschichte unserer Bildung vordringen will", „alte Geschichte (d. h. Lateinisch und Griechisch) studieren muß", weil wir durch die „Gestalten der Antike" „berührt werden von persönlichem Leben, von freier Individualität, von einer genialen Naivität."[3] Deutlicher kann das soziologische Zusammengehörigkeitsgefühl der beiden spätfamilialen Phasen gar nicht zum Ausdruck kommen. Und nun vergegenwärtige man sich, mit welcher Energie die herrschende Klasse stets auf fremdsprachliche Bildung gehalten hat als auf das Mittel, was ihr die Abgeschlossenheit am besten garantierte. Ist's nicht wie bei dem Sieg der Israeliten unter Jephthah über die Ephraimiten, als die Gileaditer die Furten des Jordans besetzten und die kommenden Flüchtlinge sprechen ließen: „Schiboleth" — sprachen sie „Siboleth", alsdann griffen sie sie und und schlugen sie an den Furten des Jordan, an 42000 Ephraimiten (Richter 12, 6) — ist nicht die Fremdsprachigkeit das „Schiboleth" der Bourgeoisie? Man denke an die Herrschaft des Französischen und der klassischen Sprachen, an die Herrschaft des Englischen seit etwa 1890 in Deutschland — galt der für

[1] Paul Barth, Die Geschichte der Erziehung, 1920, S. 634.
[2] „Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit", 2. Abdruck, Berlin 1910.
[3] Zitiert nach Barth a. a. O. S. 733, Anmerkung.

voll, der beim Tennisspiel deutsch zählte? Man denke entsprechend an die Herrschaft des Griechischen in Rom seit den punischen Kriegen. Man erinnere sich, daß das Griechische bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die Sprache der Kapitalisten auf der Balkanhalbinsel und im Orient war, daß die nationalen Sprachen des Balkan sich mühsam dagegen durchkämpften, und daß dann wieder die herrschende Klasse ein Lateinisch-Rumänisch im Unterschied zum Volksrumänisch sprach, daß dann in Griechenland das Alt-Griechische mit dem Neugriechischen kämpfte, daß ähnlich in Norwegen das Dänische mit dem Volksdialekt rang —, überall hat die herrschende Klasse so oder so ihr sprachliches „Schiboleth", um die weniger zungenfertigen Brüder auszuschließen und zu erwürgen. In diesem „Schiboleth" liegt die Wurzel der ganzen fremdsprachlichen Hypnose der alten Gesellschaft. Die werdende Gesellschaft weiß, daß fremde Sprachen zwar sehr nützlich sind, daß sie aber keineswegs das Charakteristikum eines gebildeten oder wissenschaftlich denkenden Menschen sind, und darum kann sie weder aus Rücksicht auf die antike Parallelität in der soziologischen Struktur, die sie ja gerade zu überwinden im Begriff ist, noch aus sonstigen formalen Gründen die Überschätzung der Fremdsprachen mitmachen.

Wie steht's denn überhaupt mit der allseitigen Formalbildung? Barth unterscheidet drei Seiten dieser Bildung: eine reflektierende (Spezifikum: klassische Sprachen), eine objektivierende (Spezifikum: Naturwissenschaften und Zeichnen) und eine systematisierende (Spezifikum: Mathematik) und erstrebt eine Reform der höheren Schulen[1]. Er beruft sich auf Schleiermacher: „Fehlt die Allgemeinheit in der Bildung, so fällt alles auseinander." Und er selber argumentiert: „Ist eine solche identisch mit einer allgemeinen Formalbildung? Keineswegs, aber diese ist die unerläßliche Vorbedingung jener (der philosophisch vertieften Bildung). Wer nicht in den drei wesentlichen Arten geistiger Tätigkeit geübt ist, der wird nur eine einseitige Weltanschauung haben." Barth weist darauf hin, daß der einseitig gebildete Techniker kein Verständnis für Weltanschauung und Wirtschaft habe, der einseitige Geisteswissenschaftler blind sei für Fragen der Technik und der

[1] P. Barth a. a. O. S. 730 ff.

Wirtschaft, und daß beide der Konsequenz des mathematischen Denkens bedürften. Uns scheint das durchaus unkritisch gedacht. Es entsteht da wieder etwas wie „allgemeine Bildung“ — alle „höheren“ Schulen treiben etwas Latein, etwas Philosophie — und das soll die Einheit des Volksgeistes garantieren? Uns scheint das so auf den Kopf gestellt in der Logik des Zusammenhanges, wie Barths anfänglich erwähnte Polemik gegen die Entwicklung der Reformation aus ökonomischen Prinzipien. Nur die Lebensgemeinschaft in praktischer Werkarbeit kann diese Einheit erzeugen; nur dadurch wird das Gemeinbewußtsein geboren, was wir brauchen. Diese Barthsche Kur der höheren Schulen sondert genau so wie bisher die herrschende Klasse von der beherrschten, baut genau so wie bisher im spätfamilialen Geiste, schafft genau so wie bisher ein „Schiboleth“ der Bourgeoisie. Und sie wird nicht anders als bisher den Techniker und den Beamten zu einem Rädchen der kapitalistischen Maschine machen, und ihr gemeinsames Wissen um Latein und Philosophie wird sie nicht anders als bisher zu dem gemeinsamen Klassenbewußtsein der Bürgerlichkeit gegenüber dem Proletariat führen, das ihnen durch die wirtschaftliche Konsequenz einfach eingehämmert worden ist.

Uns ist der ganze „Ideologismus von allgemeiner Bildung“ und „wissenschaftlichem Geiste“ nichts anderes als das Bedürfnis der guten Gesellschaft, aus „objektiven“ Gründen unter sich zu sein.

Es bedürfte allein einer umfangreichen Untersuchung, um diesen Gedanken bis in alle Konsequenz zu verfolgen, um Herz und Adern unter dieser Hülle von Verkleidung bloßzulegen: diese Stränge im Leibe der alten Gesellschaft, gespeist vom Blut des Privatrechts mit den kirchlich-staatlichen Nerven, in diesem Leibe der alten Gesellschaft, der nach außen heute das Kostüm der medizinischen, morgen das der geschichtswissenschaftlichen, dann der naturwissenschaftlichen und jetzt der theologischen Wissenschaft trägt und als Normalkostüm des Alltags den Kittel der allgemeinen Bildung führt — aber immer steckt dahinter der faulende Körper der alten Gesellschaft.

Für so manche wissenschaftliche Disziplin ist der Zusammenhang bereits aufgezeigt; es ließe sich diese Arbeit noch sehr ausgestalten, hier sei nur noch auf die Entwicklung der Psychologie verwiesen,

die im Sinne der alten Ordnung zur sorgfältigsten Individualpsychologie sich entwickelte, die die Begabungshöhe des isolierten Kindes feststellen wollte, die zum Segen der kapitalistischen Gesellschaft unter dem Schlagwort: „Freie Bahn dem Tüchtigen" die intellektuell geeigneten jungen Menschen dem Proletariat entfremden und zur intensiveren Beackerung des kapitalistischen Feldes verwenden wollte.

So würden sich überall, wo die Sonde angesetzt wird, überraschende Ergebnisse finden, wir fänden überall bestätigt, daß der Bewußtseinsinhalt einer Gesellschaft, wie er sich in Kirche und Staat, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft „objektiviert", Ergebnis bestimmter wirtschaftlich-technischer Tatsachen ist. Diese Bewußtseinsinhalte sind bisher fast durchweg ohne Erkenntnis dieses Zusammenhanges langsam, fast mechanisch entstanden. Als sich die Menschheit in Karl Marx dieser Tatsache bewußt wurde, diesen Zusammenhang sah, da war das Gesetz bereits in Umformung zu einem höheren begriffen: die Tatsache solcher Einsicht zeigt das an. Wir sind in dem Übergangsstadium (wer weiß, wie lange es dauern wird?), wo klare Einsicht in die Gesetze der Entwicklung uns lehren wird, eben diese Entwicklung zu beeinflussen, zu beschleunigen; wo wir anfangen, das zu wollen, was wir sollen. Das quantitativ-mechanische Gesetz der ökonomischen Bedingtheit wandelt sich mit dem Übergang in die personale Epoche zu einem qualitativ-organischen Prinzip der freien Gesetzlichkeit, des gewollten Sollens.

„Was wir an der materialistischen Geschichtsauffassung unumwunden anerkennen," — sagt Paul Natorp[1], „ist dies: In den weiter und weiter gehenden Möglichkeiten technischer Beherrschung der toten Naturkraft ergeben sich zugleich nicht bloß neue Möglichkeiten, sondern die entscheidendsten Antriebe zu sozialen Gestaltungen, die auf mehr vereinte Arbeit zielen. Beides wirkt in voller Übereinstimmung mit immer unentrinnbarerem Zwang in der Richtung fortschreitender sozialer Konzentration zunächst der wirtschaftlichen Tätigkeit. Dadurch aber erhöht sich nicht nur der technische Erfolg jeder gemeinschaftlich und im Sinne erhöhter

[1] Paul Natorp, Sozialpädagogik (4. Aufl., Stuttgart 1920), S. 184.

Gemeinschaftlichkeit geregelten Arbeit und befestigt sich damit um so mehr die Tendenz zur Gemeinschaft, sondern es muß sich zugleich das Bewußtsein der Beteiligten über den blinden Drang der täglichen Notdurft und augenblicklichen Behauptung im Kriege aller gegen alle um die soziale Existenz mehr und mehr erheben; es muß immer klarer werden, daß von der Herrschaft des Bewußtseins für den Menschen schließlich nicht weniger als alles abhängt, und es muß so das Verlangen entstehen und allgemein werden nach durchgängig vernunftgemäßer Regelung der sozialen Tätigkeit auf Grund sicherer wissenschaftlicher Erkenntnis der technischen (naturtechnischen wie sozialtechnischen) Bedingungen eines menschlichen Daseins auf Erden; dazu aber werden die drei Grundformen sozialer Tätigkeit, die wirtschaftliche, regierende und bildende, in der Art zusammenwirken müssen, daß der letztbestimmende Faktor der des Bewußtseins, mithin die bildende Tätigkeit ist."[1]

In diesem Sinne muß auch künftig die gesamte Wissenschaft bis in ihre Spitzenentwicklung hinein im Dienst der bewußt gestalteten, der intensiv erforschten Gesetze der Gemeinschaftsarbeit stehen; sie hört auf, Instrument und Luxusobjekt einer sich selbst rechtfertigenden Oberschicht des Volkes zu sein, sie hört auf, der alten Gesellschaft das Recht der Selbstanbetung zuzusprechen. Sie wird als Denkprinzip Allgemeingut des gesamten Volkes, sie wird als Sonderforschungsgebiet Lebensaufgabe der von der Volksgemeinschaft Beauftragten. Die Gabe der kosmischen Intuition, die wir bei ganz großen Wissenschaftlern finden, wird nicht mehr mit den Wünschen einer herrschenden Klasse in Widerspruch geraten, ihr Träger nicht mehr unter der Verfolgung der alten Gesellschaft zugrunde gehen müssen. In freier Wirkung wird die kommende Gesellschaft, die keine Vergewaltigung kennt, jedem schaffenden und forschenden Geiste Betätigungsfeld schaffen, denn jede Gestaltung, jede Erkenntnis kosmischer Zusammenhänge wird für die Allgemeinheit Steigerung ihrer Lebenskraft, ihrer Produktionskraft, ihrer Menschlichkeit bedeuten.

[1] Wir verweisen überhaupt auf die ungemein fesselnden Betrachtungen dieses Abschnittes „Grundgesetz der sozialen Entwicklung".

DRITTER TEIL



Die Ausprägung der Ideologie im Unterricht

1. Kapitel:
Religions- und Geschichtsunterricht.

Aus dem Wesen der nun überständig gewordenen Ideologie der alten Gesellschaft ergab sich die Unterrichtspraxis, genau so wird die Ideologie der werdenden Gesellschaft eine neue, eine andere Praxis erzeugen.

Zu der bisherigen Praxis verweisen wir auf das höchst lesenswerte Kapitel bei Heinrich Schulz in der Schrift „Die Schulreform der Sozialdemokratie“[1]: „Der heutige Religionsunterricht“. Er charakterisiert die allgemeine Stellung des Religionsunterrichts im Gesamtlehrplan der Volks- und höheren Schulen, zitiert das Wort von Pfarrer Bonus „Was als Religion in der Schule angeboten wird, das ist ja nichts anderes als verdorbene, zersetzte, sozusagen käsig gewordene hellenische Philosophie“. Mit Recht verweilt er ausführlich beim religiösen Memorierstoff und bei der höchst bezeichnenden Auswahl der Sprüche. Wir übernehmen die Klage des Superintendenten Gallwitz in Salza bei Nordhausen:

„Beim vierten Gebot ist der Spruch Eph. 6, 5—7 vorgeschrieben: „Ihr Knechte, seid gehorsam,“ die Ergänzung dazu in V. 9: „Und ihr Herren, tut auch dasselbige gegen sie und lasset das Drohen und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person,“ ist ausgelassen. Den Kindern wird eingeschärft: „Seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn,“ Eph. 6, 1—3; V. 4 ist wieder ausgelassen: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn.“ ... Nach Römer 13, 1—2 soll jeder — scheinbar unbedingt — der Obrigkeit untertan sein. Sie wird in jenem Vers schlechthin als Gottes Ordnung bezeichnet; wie ja in der damaligen Zeit die Rechtsordnung des römischen Reiches die einzige Macht war, welche dem Zusammenbruch wehrte. Daß aber nicht unbedingt und unter allen Verhältnissen Gehorsam gegen die jeweilige Obrigkeit als Gottes Wort und Wille gepredigt werden darf, hat Petrus bezeugt, wenn er sich gegen seine legitime geistliche Obrigkeit, Hohepriester, Schriftgelehrte und Hohen Rat, mit den Worten auflehnt: Man muß

---

[1] Heinrich Schulz, Die Schulreform der Sozialdemokratie, Schmidt & Co., Berlin 1919, S. 94 ff.

Gott mehr gehorchen als den Menschen. Dieser bedeutsame Spruch ... hat unter den 164 Sprüchen des Minimums ebenfalls keine Aufnahme gefunden. Beim siebenten Gebot wird durch Sprüche Sal. 22, 2 in mißverständlicher Übersetzung der Eindruck erweckt, als solle der Arme seine Armut als ein von Gott ihm unabänderlich aufgelegtes Kreuz tragen, und als sei es sündlich, wenn er zu Wohlstand aufzustreben begehre. ... Es scheint, als dürfe an Beseitigung der Armut nach Gottes Willen nicht gearbeitet werden. Nach dem Zusammenhange hat der Spruch einen ganz andern Sinn: Ein guter Name ist wertvoller als großer Reichtum, besser als Silber und Gold ist Gunst. Reich und arm begegnen einander, und der sie alle schuf, ist Jahwe. Durch die Spruchauswahl zum siebenten Gebot wird die Heiligkeit der bestehenden Besitz- und Erwerbsverhältnisse eingeschärft und gegen den Armen Wohltätigkeit empfohlen; aber das Recht des Armen, welches das Alte Testament energisch einschärft, ist in der Auswahl der Sprüche nicht berücksichtigt. Das Wort 3. Mos. 19, 13: „Es soll des Tagelöhners Lohn nicht bei dir bleiben bis an den Morgen“ ist immer noch sehr beherzigenswert ... Unser handarbeitendes, emporstrebendes Volk will sich in Fragen des Lohnes und der Arbeitsbedingungen, kurzum des Eigentums, nicht mit Wohltaten und Almosen abspeisen lassen, sondern fordert sein Recht, d. h. freie Bahn, sich zu organisieren und sichere Arbeits- und Lohnverhältnisse zu schaffen. Wird dieses Streben nicht als gerechtes und von Gott gewirktes anerkannt, sondern beim Religionsunterricht ignoriert oder bekämpft und verdächtigt, so ist es kein Wunder, daß in der Arbeiterschaft ein instinktiver Haß gegen die Kirche erwacht, und sie deren Gebote als überwundenen Standpunkt und als Ausfluß polizeilicher Willkürherrschaft betrachtet.“

Wir haben diesen ehrlichen Worten des Superintendenten Gallwitz aus dem Jahre 1903 nichts hinzuzufügen, sie bestätigen all das, was hier früher ausgeführt ist, daß der Religionsunterricht konzentrierter Autoritätsunterricht, Kernstück der Schule der alten Gesellschaft ist.

Wie ist die Sachlage nun vom Standpunkte der kommenden Gesellschaft? Natorp meint: „Nachdem sich uns aber eine Möglichkeit

eröffnet hat, den menschlichen Kern der Religion festzuhalten, und nur den unhaltbaren Anspruch der Transzendenz abzulehnen, wird damit das Problem lösbar. Nur was allgemein überzeugend gemacht werden kann, darf Gegenstand eines für alle pflichtmäßigen Unterrichts sein."[1] Er spricht von drei Stufen des Unterrichts, von der Zeit der Kindlichkeit, von der Zeit des „Kinderglaubens". „Gott ist dem Kinde im menschlichsten Sinne Vater, das Christkind ein lieber Gespiele seiner Gedanken, in dem es das Beste, was es selbst sein möchte, dargestellt denkt." Für diese Stufe sei ein Religionsunterricht gefahrlos.

Die zweite Stufe der 12- bis 14jährigen müsse „vor die Frage der Religion gestellt" werden, natürlich *ohne* Forderung der Entscheidung.

Die dritte Stufe, die der pubertätsreifen Jugend, müsse sich auf Grund religionsgeschichtlicher Kenntnisse eine feste Stellung zur Religion erringen.

Einen solchen „undogmatischen" Religionsunterricht verfechten neben Natorp heute viele edle Naturen aus heiligem Idealismus. Wir wissen, daß es Männern wie Scherer, Schlemmer usw. ernst ist mit ihrem Kampf. Sie merken nicht, daß sie zunächst nur Vorspanndienste für die alte Gesellschaft leisten, die sich diesen werbekräftigen Idealismus gern gefallen läßt, weil sie genau weiß, daß sie nur mit solchen Hoffnungen ihre unhaltbare Position zu retten Aussicht hat. Sobald sie fest im Sattel sitzt, sind diese Vorspannleute leicht stille zu kriegen. Sie vergessen ferner, daß die alte Gesellschaft soeben ihren festen Willen bekundet hat, diesen Weg *nicht* zu gehen, denn in der Verfassung heißt es in jenem unglückseligen Artikel 149: „Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien (weltlichen) Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. *Der Religionsunterricht wird in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft* unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates erteilt." Mit großer Emphase wird bestritten, daß es sich hier um eine Rückkehr zur Bekenntniskirche handle, „Grundsätze" seien keine „Dog-

[1] Sozialpädagogik S. 381 u. ff.

men“. Es wäre ja nun hochinteressant, zu erfahren, welches die „Grundsätze“ der evangelischen Kirche sind. Für die katholische Kirche ist es ja klar, daß es die Dogmen und päpstlichen Entscheidungen sind. Wie ist's nun mit der evangelischen Kirche? Sind es die Grundsätze Luthers vor 1525, die revolutionären, oder die nach 1525, die staatserhaltenden? Ist's die Augsburger Konfession oder sind's die Lehren, die in Hollenbergs „Hülfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in Gymnasien“ oder die in dem bereits genannten Werk von Grundke und Schmidt „Die evangelische Religionsfakultas“ stehen? Wir geben einige Proben: „Das Christentum ist nicht etwa dualistisch, da der Teufel ursprünglich ein guter Engel war und sich erst später gegen Gott empört hat. Aber auch als Haupt der bösen Engel steht er unter Gott, und dieser läßt ihn nur gewähren.“ Über die Schöpfung lehren die Verfasser z. B.: „Die Schöpfung des Weltstoffes (aus „nichts“): daß die ganze Welt einer besonderen schöpferischen Tätigkeit des persönlichen Gottes ihr Dasein verdankt, muß der Christ auf das entschiedenste behaupten.“ „Wenn auch die Schöpfungsgeschichte nicht wörtlich aufzufassen ist, so ist sie doch auch wieder nicht mit den heidnischen Kosmogonien auf dieselbe Stufe zu stellen. Dazu ist ihr Wahrheitsgehalt zu hoch. Wir sind also wohl berechtigt, auch in diesem Abschnitt der Bibel ein Stück der höheren Offenbarung zu sehen, die uns Gott hat zuteil werden lassen.“

Über Engel und Teufel wird ferner gelehrt: Die Engel „sind geistige Wesen, aber vielleicht nicht ganz ohne eine gewisse Leiblichkeit; denn sie können auch den Menschen erscheinen.“ „Zwingende, unwiderstehliche Gewalt hat der Teufel über die Menschen nicht, so wenig wie der Mensch zum Guten gezwungen werden kann.“

Von der Entstehung des Menschen wissen die Verfasser, „daß alle Menschen von einem Urpaare abstammen.“ Die Lehre von der „wunderbaren Geburt“ Jesu durch Maria wollen die Verfasser so lange festhalten, bis nicht sicher nachgewiesen wird, „daß Matth. 1, 18ff. und Luk. 1, 26ff. sehr späte Zusätze sind“. Das sind so einige Proben, die beweisen, wie beschaffen die Grundsätze der Staatskirche gewesen sind, und wir fürchten, sagen zu müssen, noch heute sind — jedesfalls in den Herzen ihrer führenden Männer.

Eine gewisse Freiheit ist genehm, das schmeckt nach Wissenschaft-

lichkeit und Gründlichkeit — aber bitte, nur in der vorgeschriebenen Dosis. Gewiß, mit großem Eifer wird von den Vertretern des Religionsunterrichts z. B. das letzte Werk abgelehnt, keine wissenschaftlich-theologische Zeitschrift hätte es gebilligt, es sei nicht kanonisch, es sei ein Winkelbuch für Stümper. Aber die Praxis? Man sehe nach der Auflage und Verbreitung, man frage bei Antiquaren, wie begehrt der „Grundke und Schmidt" für Examinanden ist; man stelle fest, wie befriedigt die Examinatoren von einer sicheren Inhaltskenntnis jenes Buches sind, und dann widerlege man die typische Bedeutung dieses Werkes! Aber gewiß, es kann so lange hin und her gestritten werden, so lange man blind ist für soziologische Zusammenhänge, so lange man nicht sehen will, wozu der Kampf um den Religionsunterricht heute führt. Unter der Fahne des Kampfes für den Religionsunterricht scharen sich die Anhänger der alten Gesellschaft, die Anhänger des Autoritätsprinzips und des Klassenstaates.

Wem aber Religion Spannungs- und Lösungsbedürfnis ist mit jener „Agnostik der Ehrfurcht", wem es eine reine Sache des Erlebens ist, der muß einen Religionsunterricht so ablehnen, wie der Liebende einen Unterricht in der Liebe als lächerlich empfände. Ähnlich wie die gesellschaftsstützende Wissenschaft, wie Sexualität und Prüderie ist auch das Eifern um Religion, das Einhämmern der richtigen Lehre ein Spezifikum der spätfamilialen Phase — und spätere Soziologen werden vielleicht feststellen, daß zwischen dem Kaiserkult des römischen Imperiums und der Selbstvergottung der kapitalistischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert kein wesentlicher Unterschied bestehe. Oder ist es etwas anderes, wenn Wilhelm II. einem Heiligen an der Metzer Kathedrale seine Gesichtsmaske geben läßt, wenn er reihenweise seine Ahnen aufbaut und pomphaft enthüllt, wenn er so und so oft bereits die eigene Büste, das eigene Medaillon anbringen läßt? „Tenant pour ainsi dire la place de Dieu" — sagt Ludwig XIV.

Hätte die Schule der Zukunft denn wirklich nicht Raum für eine Religion wie die, von der Göhre in seinem schönen Buche spricht? Vielleicht — aber nicht in dem Sinne, daß sie in besonderen Stunden gelehrt werden müßte[1]. Das ist nur nötig bei einer Religion,

[1] Vgl. den Aufsatz des Verf. „Religions- und Moralunterricht" (Neue Erzieh., 1920, Heft 15).

die uns im Grunde so fremd ist wie das Christentum. Eine solche Religion muß mit allen Mitteln der Dialektik und Geschichte eingeprägt werden in des Wortes Urbedeutung: die natürlich schöne, weiche, glänzende Masse wird „gebrochen“ in ihrem freien Schwellen und zusammengepreßt und mit dem Bild des Adlers oder des Herrschers versehen. So stempelte der Religionsunterricht unser natürliches Gefühl mit den Prägstöcken jüdisch-griechischer Scholastik. Eine in Jahrhunderten durchziselierte Sprache, eine in Jahrhunderten, ja Jahrtausenden geübte Begriffsakrobatik verstand es, uns schließlich die unglaublichsten, unfaßbarsten Dinge als so selbstverständlich hinzustellen, daß man eben hypnotisiert wurde und anderes zu meinen gar nicht wagen durfte, wenn man nicht in den Verdacht eines böswilligen, dummen oder kranken Menschen kommen wollte. Man sehe nur das Kunstgerüst der christlichen Erlösungs- und Gnadenlehre mit unbefangenen Augen, man höre diese Glaubensartikel mit frischen Ohren wie zum ersten Male, und man begreift es nicht, daß solche Lehren heute angeblich von allen vernünftigen Leuten noch anerkannt sind. Um das zu erreichen, sind natürlich Religionsstunden nötig, viele, es können gar nicht genug sein; um das zu erreichen, muß die Gesinnung der Lehrenden kontrolliert werden, muß der Geistliche die Schulaufsicht haben, dem Schulvorstand präsidieren. Derartige Kunst und Tücke hätte die neue Religion nicht nötig. Sie brauchte keine besonderen Stunden, weil sie keine besonderen unwahrscheinlichen Lehren hat. Da wäre der selbstverständliche Hintergrund des gesamten Unterrichts in der neuen Schule Religiosität, Ehrfurcht vor dem Geheimnis, Ehrfurcht vor der großen Weltkraft, Ehrfurcht vor jedem Mitmenschen, Ehrfurcht vor der Erde und ihrer Mütterlichkeit. Diese Religion hat keine Glaubensartikel und keinen Katechismus, keine Dogmatik und keine Priester. Dort ist jedermann ein Bewahrer göttlicher Kraft und stolz-bescheidener Erkenntnis von den Grenzen unseres Wissens. Denn Religion ist Leben und nicht Lehre, und es verträgt sich schlechterdings nicht mit dem wahrhaften Leben, es wöchentlich zwei- oder dreimal von 8—9 oder von 12—1 Uhr schön zugerichtet vorzuführen in eigener Dressur. Um der Reinlichkeit unserer Gewissensbindung willen, um des wahrhaft heiligen Lebens willen, das sonst vergewaltigt und zugerichtet wird, ist also

zu fordern, daß der Religionsunterricht aus den Schulen entfernt wird und ganz den Charakter eines Privatunterrichts außerhalb der Schule und der Schulzeit erhält. Wir geben zu, daß das im Augenblick ein Notzustand ist. Denn die heutige Schule hat nicht den Hintergrund echter Religiosität, die heutige Schule wird damit endgültig bestätigt als das, was sie letzten Endes ist, als eine Maschine zur raschen Wissensübertragung. Viele Kinder kommen dann in die Not, vielleicht nie etwas vom religiösen Leben zu spüren. Denn es gibt auch Religionsstunden — allerdings sehr selten, in denen religiöses Leben pulsiert, meistens in den Betrachtungen, die abseits vom Pensum vorgenommen werden; und es gibt nur wenig Elternhäuser, wo Vater oder Mutter mit den Kindern aus eigener Kraft neue Wege gehen können. Und viele Eltern werden ihre Kinder zu einem gesonderten Unterricht am Nachmittag nicht schicken. Vielleicht ist das ein Notzustand, vielleicht ist dieser Notzustand aber ein Segen. Vielleicht wird erst aus einer solchen Generation, die nicht durch die Kirche verdorben ist, die nicht im Unterricht verbildet ist, vielleicht wird gerade aus einer solchen Generation der Hunger kommen, der Durst nach lebendigem Wasser, der Hunger nach nahrhaftem Brot, anstatt dieses abgestandenen Trunkes, dieses mit Sand und Kleie gewürzten Brotes, wie es heute verabfolgt wird. Und eine solche Generation wird uns dann die neue Schule bauen, wo die wahrhafte Gemeinschaft zwischen Lehrenden und Lernenden, wo freiwilliger Gehorsam gegen frei erkorene Führer erst die Voraussetzungen schafft, unter denen Religion gedeihen kann. In einer solchen Gemeinschaft aber sind besondere Religionsstunden sinnlos, da ist jedes Erlebnis eines Kunstwerkes, jeder gemeinsame Gang durch die Natur, vor allem aber jede gemeinsame Arbeit Gottesdienst.

Selbstverständlich gibt es in solcher Gemeinschaft Feierstunden, wo religiöses Gut aller Zeiten und Kulturen im Mittelpunkt gemeinsamer Andacht steht, wo sich das Erlebnis der Verbundenheit über den Kreis der Mitmenschen hinaus zu dem der gesamten Menschheit aller Vergangenheit und Zukunft weitet, wo der Horizont sich im Kosmischen und Unendlichen verliert.

Und es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die soziologische Seite aller Religionen, die gesellschaftliche Ausprägung unter

diesem oder jenem Wirtschaftssystem, daß diese Seite der Religion, die religionsgeschichtliche und vergleichende Aufgabe, in den soziologisch ausgebauten Geschichtsunterricht gehört.

Und damit kommen wir überhaupt zur Reform des Geschichtsunterrichts. Von welchem Geiste der alte Geschichtsunterricht getragen wurde, das zeigt das Kapitel „Der Geschichtsunterricht"[1] in dem oben genannten Werk von Heinrich Schulz, das zeigen die Erinnerungen eines Schülers des Wilhelms-Gymnasiums in Berlin W an die staatsbürgerlichen Leistungen seiner Schule[2].

„Von Gott und Vaterland ist zu uns geredet worden, von den Heroen Luther und Bismarck, besonders aber von den Herrschern, von Wilhelm I., dem Gründer dieser Anstalt, und von seinem Enkel Wilhelm II. Man hat uns gesagt, das Christentum verbiete den Mord, man hat uns gelehrt, die Vaterlandsverteidigung gebiete den Mord. Man hat alles so schön mit Redewendungen umsponnen, man wußte so viel „Wenn" und „Aber", daß wir völlig eingeschläfert wurden. In den Schulandachten wurde präpariert für die nächste Stunde, die Festreden wurden verträumt, verulkt, mit Lektüre und Skatspiel überstanden. Wir nahmen diese Reden und Feiern wie etwas Auferlegtes hin, das nun einmal ertragen werden mußte. Den eigentlichen Widerspruch, die objektive Unwahrheit, die in all diesem Gerede lag, die merkten wir nicht. Hörten wir es doch daheim kaum anders, war doch die Schule der Treffpunkt feudalster und kapitalkräftigster Herrlein, die manchmal schon früh besser die Laster ihrer Kreise als deren Arbeitsleistungen zu kopieren wußten. Eines Mitschülers erinnere ich mich, dessen Vater Sozialist war, der, von ihm unterwiesen, mit uns über Bebel und Marx sprach. Um seinetwillen provozierte ein adliges, völlig verderbtes Jüngelchen auf der Abiturientenabschiedsfeier einen Skandal; jener verließ, gefolgt von einer Reihe fein empfindender Mitschüler die überpatriotische Feier und ließ die feudale Clique für sich zechen.

Aber eigentlich pazifistische Gedankengänge erreichten unsere Hirne nicht, tauchte derartiges am Horizonte auf, so wurde es so-

[1] a. a. O. S. 193 ff.
[2] Vgl. den Aufsatz des Verf. „Pazifismus und Schule" in dem Sammelwerk von der Herbsttagung 1919 „Entschiedene Schulreform".

fort mit dem Fluch der Lächerlichkeit verscheucht. Einmal sprach ein deutsch-russischer Mitschüler von der Fälschung der Emser Depesche, ich war entrüstet; konnte ich mir doch die Verhältnisse gar nicht anders denken, als daß die Deutschen immer brav und fromm gewesen, die bösen Feinde uns aber stets gekränkt und verleumdet hätten. Ich war entschlossen, den Erbfeind, die Franzosen, besiegen zu helfen, falls er sich wieder einmal „erdreisten" sollte. Dieses — letzten Endes — gedankenlose Dahinschlendern auf ausgetretenen Pfaden war das wesentliche Merkmal der Abiturientenpsyche jener Zeiten. Jeder wollte für sich möglichst viel Lust, die er durch die Befriedigung seines Trieblebens zu erreichen versuchte; der Allgemeinheit gegenüber war unser Sinn einfach unerschlossen, stumpf; ästhetische und naturwissenschaftliche Fragen bewegten allein die höher Entwickelten. Das Nationale, das Patriotische war das Selbstverständliche, das einfach außerhalb jeglicher Diskussion stand. Eigentlich kriegerische Instinkte waren bei uns allerdings kaum entwickelt, davor bewahrte die laue Luft des blasiert-ästhetischen Großstadtwesens."

Auf dem wesentlichen Gebiete also, auf dem Gebiet der sozialen Kultivierung, versagte die alte Schule vollständig, der solidare Grundtrieb des Menschen blieb nicht nur völlig ungepflegt, er wurde sogar nach Möglichkeit unterdrückt, falls er sich hier und da spontan äußerte. Das Humanitätsideal der Klassiker wurde mit leiser Verlegenheit als eine überwundene Utopie beiseite gelegt, da es vor dem nüchtern prüfenden Blick unseres „fortgeschrittenen" Zeitalters nicht standhalte.

Und doch, sollte man denken, hätte auch die alte Zeit Verständnis haben sollen für humane Lebensauffassung, für Völkerverständigung, für einen wenigstens rationalen Pazifismus.

Es war doch keine kriegerische Zeit in dem Sinne, daß das heroische Ideal die Menschen bestimmt hätte. Es war eine kaufmännische Ära mit dem Grundsatz des „Lebens und Lebenlassens", eine ästhetisch-bequem gestimmte Epoche. Wie oft ist gerade von großkapitalistischer Seite aus vorgerechnet worden, daß der wirtschaftliche Vorteil des einen den wirtschaftlichen Wohlstand des anderen bedinge, daß man allein mit zahlungsfähigen Kunden Geschäfte schließen könne. Gesagt worden ist das sehr oft, und dennoch ist

diese einleuchtende Logik des Geschäftsmannes völlig ergebnislos geblieben. Worin mag das begründet sein? Letzten Endes doch wohl in der völligen Negativität des Gedankens, denn ein Nicht-tot-schlagen-wollen, ein Nicht-vergewaltigen-wollen ist keine positive Kraft; eine positive Kraft ist nur die, die selber „den andern will“, die liebt, fördert, sich für den anderen einsetzt. Solche Kraft aber war früher nirgends vorhanden.

Darum muß ein Geschichtsunterricht aus dem Geist der werdenden Gesellschaft brüderlichen Geistes nachweisen, in welchem Grade Kulturfortschritt gesteigertes planvolles Zusammenwirken ist, und negativ wird er zeigen müssen, daß Anwendung von Gewalt stets nur eine scheinbare Förderung gewesen ist, daß nicht einmal die Gewalt als Mittel zu verteidigen ist, weil alle Gewalt es zum Wesen hat, sich zum Selbstzweck zu setzen.

Nehmen wir den sogenannten Verteidigungskrieg. Es ist klar, daß man sich bemüht, den Krieg nicht im eigenen Lande wüten zu lassen, und da die wüsten Grenzstriche der Vergangenheit fehlen, muß er sich dann im fremden Lande abspielen. Man dringt also in das andere Land ein und verknechtet dessen Bevölkerung. Zieht sich der Kampf in die Länge, werden große Blutopfer gefordert, dann entsteht die fromme Rede: das Land sei durch so und soviele Blutopfer erworben, erkauft, mit Recht zu beanspruchen. Außerdem gebiete es die Sicherheit, zur besseren Verteidigungsstellung bei zukünftigen Kriegen dieses Grenzgebiet zu behalten. Wohl gemerkt, es handelt sich immer um den „Verteidigungskrieg“. Alle Annexionen werden nur um der kommenden Verteidigungskriege willen gemacht. Und mit Notwendigkeit gebiert die Annexion einen neuen Krieg, so erzeugt Gewalt immer wieder Gewalt, und es ist des Mordens kein Ende. Das scheint ein ehernes, unentrinnbares Gesetz zu sein von ähnlicher Wucht, wie anfänglich die materialistische Geschichtsauffassung von dem in allen Zeiten maßgebenden Einfluß der wirtschaftlichen Grundvoraussetzungen zu sprechen berechtigt zu sein glaubte. Und wenn diese Gesetze für die vergangene Kulturphase Geltung gehabt haben, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie auch für die kommende Phase gelten. Denn auch die Gesetze der Tierwelt gelten nicht ohne weiteres für die Menschen, sondern sie verändern sich. „In der organischen Natur

finden die Verbesserungen statt durch zielloses Variieren, in der Kultur durch bewußte Absicht" (Müller-Lyer). Es wäre ein ungeheures Neues, der Tag, wo zum ersten Male die Kette von Gewalt, Unrecht und Mord gebrochen würde, wenn ein Volk, dem Unrecht geschieht, sich zu der gewaltigen sittlichen Leistung aufschwänge, einmütig zu erklären: wir wehren uns nicht, aber wir protestieren mit jedem Gedanken, mit jedem Gefühl, und man mag uns eher alle einzeln töten, ehe wir von diesem Protest ablassen. Was hätte es bedeutet, wenn das deutsche Volk diese sittliche Kraft im Frühjahr 1919 besessen hätte, den Frieden nicht zu unterzeichnen, sondern eines Herzens und einer Kraft bis zum letzten Mitglied zu protestieren, ohne einen Arm zur Gewalt zu erheben? An dieser ehernen Mauer wäre die Gewaltlust einer Welt zerschellt; an dieser Bereitschaft, alles ertragen zu wollen, ehe selber zur Gewalt zu greifen — an solcher Bereitschaft und Kraft wird in Zukunft der Aufwand der Millionen von Kriegern, Geschützen, Kriegsschiffen wie Spreu zunichte. Unser armes, ausgehungertes und betrogenes Volk hatte damals nicht die Kraft zu solcher Leistung, und da es keine Einmütigkeit gab, mußte unterzeichnet werden, aber wir hoffen, daß eine nicht allzu ferne Zukunft unserem Volke solche sittliche Größe verleihe. Denn Gewalt erzeugte bisher immer neue Gewalt, Krieg wieder Kriege; die Stunde ist gekommen, wo das Gesetz erlahmt, wo eine neue Gesetzlichkeit der Überwindung der physischen Dinge durch die geistige Kraft regiert. Von solchem Geiste müßte der Geschichtsunterricht getragen sein, aber dazu bedarf es einer neuen Entfesselung des Menschentums in unseren Schulen.

Es handelt sich in jedem Geschichtsunterricht also um wahre Humanität, am wenigsten aber um den Stoff, der bisher die Hauptrolle spielte, — dieser ist in übersichtlicher Tabellistik den jungen Menschen in die Hand zu geben[1] —, es handelt sich um Erziehung zum Verständnis der Volks- und Menschheitsgemeinschaft[2], zum

---

[1] Vgl. den Aufsatz des Verf. „Nur Geschichtstabellen" im „Elternbeirat" vom 15. März 1921.

[2] Vgl. die Artikel des Verf. „Gemeinschaftskunde" im „Freien Lehrer" vom 22. März 1921 u. „Soziologischer Geschichtsunterricht" in Nr. 151 des Berliner Tageblattes vom 1. April 1921.

Wissen um ihre Gesetze, ihr Werden und Wesen, zum Willen, in dieser Gemeinschaft selbstverantwortlich mitzuarbeiten. So wenig soll der Stoff als Gedächtniswerk in Frage kommen, daß sowohl beim Unterricht als auch bei Vorträgen der Schüler das Tabellenbuch offen zum Einblick vor ihnen liegt.

Dagegen muß die körperlich-produktive Arbeit als Voraussetzung und Begleiterscheinung aller soziologischen Unterweisung angesehen werden: nur in der Praxis werden die Zusammenhänge zwischen Arbeitsgestaltung und Lebensgestaltung klar.

Die staatsbürgerliche Bildung ist kein besonderes Fach, sie ergibt sich aus der soziologischen Grundeinstellung des gesamten Geschichtsunterrichts, sie ergibt sich aus dem Gemeinschaftsleben der Schule, aus Selbstverantwortung und Selbstbestimmung der Jugend in der Schulgemeinde[1]. Staatsbürgerliche Unterweisung ohne die grundlegende Übung im täglichen Leben ist wie Schwimmunterricht auf dem Lande. Die Gesetze des Werdens und Wesens der Gesellschaft sollen gemeinschaftlich erarbeitet werden; der zu Beginn des Geschichtsunterrichts (etwa im 14. Lebensjahr) und später schon reichlich vorhandene ungeordnete Stoff, den die jungen Menschen aus tausend Quellen bereits in sich tragen, soll durch engste Fühlung mit örtlichen Erinnerungen, mit örtlichen öffentlichen Einrichtungen, mit Zeitung und auftauchender Tagesforderung ausgebaut und zusammenhängend zum Bewußtsein gebracht werden[2].

Planmäßige Lektüre soziologisch wertvoller Novellen, Dramen, Romane, Briefsammlungen, Lebenserinnerungen usw. muß dieses Wissen ergänzen. Arbeitsgemeinschaften besonders befähigter Schüler sollen sich in die Quellen vertiefen; das zurechtgemachte „Quellen"studium an der Hand von Auswahlsammlungen ist als eine Gefahr zu betrachten, da hier Erarbeitung vorgetäuscht wird und Urteile indirekt suggeriert werden.

---

[1] Vgl. Natorp, Sozialpädagogik, S. 323: „Also der Geschichtsunterricht vermag das, was von ethischer Wirkung überhaupt in seinem Bereich liegt, nur auf dem Grunde eines wahren Gemeinschaftslebens zu leisten."

[2] Vgl. die Aufsätze von Ausländer, Reform des Geschichtsunterrichts, Wuessing, Über Soziologie und Erziehung zu politischer Einsicht und Tat, Kawerau, Pazifismus und Schule, in der Sammlung „Entschiedene Schulreform", Herbsttagung 1919 der Entschiedenen Schulreformer (Erich Reiß, 1920).

Wir würden es für richtig halten, den für alle Jugendlichen des Volkes verbindlichen Stoff auf die Zeit von etwa 1500 bis zur Gegenwart zu beschränken, diese Zeit aber nach Wirtschafts- und Kulturgeschichte ganz anders durchzuarbeiten als bisher. Es wäre denkbar, daß man vom 18. Jahrhundert aus auf die verwandte Struktur der Spät-Antike zurückgriffe, daß man von der Gegenwart aus einen Überblick über die Gesamtentwicklung der menschlichen Gesellschaft gäbe. Gegenüber dem bisherigen dogmatischen Unterricht müssen wir ganz bewußt den Weg der Problematik gehen. Es ist verhältnismäßig gleichgültig, was geschehen ist, aber es ist von großer Bedeutung, wie es geschehen ist. Es wird notwendig sein, dieselben Vorgänge von ganz verschiedenem Standpunkt aus zu betrachten, etwa die Reformationszeit aus Janssens und aus evangelischer Perspektive, aus Rankes und aus Kautskys Gesichtswinkel.

Der künftige Geschichtsunterricht wird schon an sich gesellschaftlich eingestellt sein, es wird stets auf das Grundproblem kommen: was geschah zum Wohle der Allgemeinheit? Wie war die Lage des Volkes? Wie gestaltete sich die gegenseitige Hilfe im öffentlichen Leben? Inwiefern kann man von „Fortschritten" sprechen? Die sogenannten „großen" Männer werden als Exponenten ihrer Zeit erscheinen; immer mehr wird die Zwangsläufigkeit der historischen Bewegungen erkennbar werden; schließlich muß zum Gesetz der ökonomischen Bedingtheit Stellung genommen werden: gilt es stets? Hat es stets gegolten? Ist es am Ende einer entsprechenden Epoche erkannt? Wird es in Zukunft sich umsetzen in ein höheres Gesetz? Und aus dieser Beweglichkeit der Methode wird die Notwendigkeit eigener Stellungnahme, eigener Entschluß- und Entscheidungskraft bitter, aber eindeutig hervorgehen. Diese Methode ist sehr unbequem, sie gibt keine Dogmatik mit, auch keine marxistische, sie zwingt zum Selbstdenken, Selbstfühlen, Selbsthandeln[1].

Mit Recht wendet sich Natorp gegen die episch-ästhetische Art des alten Geschichtsunterrichts, der die skaldische Heroisierung und Begeisterung brauchte, um die Willkür und Brutalität der Auffassung

[1] Vgl. die ausführliche Entwicklung und Begründung dieser Gedanken in der Broschüre des Verf. „Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts" (Verlag Neues Vaterland, 1921).

zu verschleiern. „Es verschwindet in den Ausführungen über die Pädagogik des Geschichtsunterrichts oft gänzlich, daß es in der Geschichte überhaupt etwas zu verstehen gibt. Man erzählt und läßt wiedererzählen. Zwar sollen es ohne Zweifel geschehene Tatsachen sein, die man erzählt, auch bemüht man sich wohl in der Erzählung, etwas von ursächlichem Zusammenhang der Tatsachen wenigstens ahnen zu lassen. Aber daß beides, die Tatsachen und der ursächliche Zusammenhang, erst erforscht, erst festgestellt zu werden nötig hat, davon empfängt der Schüler fast keinen Eindruck."[1]

Wir sind deshalb der Meinung, daß auf Grund reichlicher Lektüre von soziologisch brauchbarer Literatur unter Anleitung des Lehrers die typischen Formen des Gesellschaftslebens[2] etwa um 1550 und von da ab, Jahrhundert für Jahrhundert, bis zur Gegenwart festgestellt werden, daß an der Hand dieses Materials Richtungslinien der Entwicklung auf allen Gebieten des Gemeinschaftslebens, z. B. in der Religion, in der Naturbetrachtung, im Staatsleben, in der auswärtigen Politik, in der Familie, in Recht, Sitte usw. beobachtet werden und daß in dieser Form sich die Schüler Ergebnisse erarbeiten. Bei dieser Art des Unterrichts ist staatsbürgerliche Bildung ein selbstverständliches Resultat solcher Anleitung zum selbständigen ursächlichen Denken über gesellschaftliche Erscheinungsformen. Wird dann dem jungen Menschen dicht vor seinem Eintritt ins praktische Leben, also etwa im 18. Lebensjahre, ein Aufriß der gesamten Entwicklung der Menschheit von Urbeginn an gegeben, fügen sich seine Kenntnisse in Geologie, Botanik und Zoologie harmonisch dazu, so würde jeder denkende junge Mensch ein Bild vom Werdegang des Erdballs, vom Werdegang der organischen Natur und vom Werdegang des Kulturlebens in sich tragen — und er träte ins eigene Leben und führte bewußtschaffend die Entwicklung weiter, als ein williges Glied in dem großen Rhythmus alles Weltgeschehens[3].

---

[1] Vgl. Natorp a. a. O. S. 316.

[2] Vgl. die Analyse der „Frau Maria Grubbe" in der oben genannten Broschüre des Verf. S. 26—33.

[3] Zur ethischen Bedeutung eines solchen Unterrichts vgl. ebendort S. 38 ff. Einen solchen Aufbau umreißt Paul Krische in seinem Werke „Gemeinschaftskunde", A. Hoffmanns Verlag, Berlin 1921.

2. Kapitel:

Moral- und lebenskundlicher Unterricht.

Nicht unter dem Gesichtspunkt des „Ersatzes“ für Religionsunterricht darf die Frage eines moralischen oder lebenskundlichen Unterrichts behandelt werden. Wenn heute die Praxis vielfach auf solche Einstellung drängt, so erschwert das nur eine ruhige und gründliche Erledigung dieses Problems.

Wir müssen an die grundsätzlichen Ausführungen anknüpfen, die wir unter der allgemeinen Darlegung über „Sittlichkeit“ gemacht haben, und erinnern uns an das, was Müller-Lyer über die sozialen Triebe der Gesellschaftstiere sagte. Alle diese Triebe lassen sich Zug für Zug bei einer Schar Kinder beobachten, die sich durch Zufall zum Unterricht zusammenfinden. Auch hier zunächst die primitiven Triebe der Beobachtung, einer gewissen Achtung voreinander aus dem dunklen Gefühl, es könnten geheimnisvolle Kräfte dem anderen zur Verfügung stehen; der starke, für den Unterricht so wichtige Trieb der Nachahmung, das Bedürfnis nach Einordnung und Unterordnung, schon weil der Wirrwarr auf die Dauer keine Freude macht. Aus der Not, aus dem Schutzbedürfnis heraus gegenüber dem allmächtigen Lehrer kommen dann die höheren sozialen Instinkte zur Ausbildung und Kräftigung: das Eintreten des einen für den anderen in echter Kameradschaft, Mitleid und Sympathie für den leidenden, geistig und körperlich dem Lehrer unterlegenen Herdengenossen, Ehrgefühl und Eitelkeit aus dem Bedürfnis, entweder vom Lehrer oder von den Kameraden geachtet sein zu wollen. Der ursprünglichere Trieb ist zweifellos der, sich die Achtung der K a m e r a d e n erringen zu wollen; oft schlägt er gerade bei Erfolglosigkeit in dieser Richtung in das Gegenteil um und sucht nun vom L e h r e r aus die Befriedigung der Eitelkeit zu erreichen.

Und es gilt auch hier, bei allen diesen Erscheinungen, die sich aus dem geselligen Beieinander der werdenden Staatsbürger ergeben, das gleiche Wort, das für die Herdentiere gilt: alle diese sozialen Triebe sind moralische Triebe. Diese Triebe sind bisher, in der alten Schule, völlig ungeleitet und ungestaltet geblieben. Daß überhaupt gewisse soziale Instinkte in der Schule zur Entfaltung kamen, rührte ja gerade von dem Umstand her, daß der Lehrer als

der geborene Feind und Bedränger galt, gegen den ein Kampf mit allen Mitteln ehrenvoll und ruhmwürdig war. Umgekehrt aber versuchte die Schule mit großem Eifer, gewisse soziale und moralische Triebe bei der Schülerschaft zu unterdrücken, ja geradezu auszurotten. Höchst unbequem war der Lehrerschaft das solidarische Bewußtsein der Schülerschaft mit dem Prinzip gegenseitiger Hilfe, werktätigen Mitleids. Mit offenen und geheimen Mitteln wurde versucht, diese Solidarität zu brechen, einen Keil in die Phalanx zu treiben, einzelne zum Verrat durch Umbiegung ihres Eitelkeitsbedürfnisses (ihres Ehrgeizes) zu gewinnen; man scheute sich nicht, die Mächte des Elternhauses und der Religion in Anspruch zu nehmen, um die soziale Geschlossenheit einer Klasse zu brechen. So blieben die sozialen Triebe nicht nur ungeleitet und ungestaltet, sondern sie wurden z. T. absichtlich unterdrückt, verdorben, umgebogen.

Der Erfolg ist die ungeheure moralische Verwirrung und Schwäche, in der wir uns befinden. Kaum einer hat die Schule, zumal die höhere Schule, verlassen, ohne ernstlich Schaden genommen zu haben an der unmittelbaren Klarheit seines sittlichen Urteils. Wenn gerade akademische Kreise durch eine gewisse moralische Rückgraterweichung ausgezeichnet sind, so ist das nicht zum kleinsten Teil Ergebnis unseres alten Schulbetriebes, der die kleinen Nützlichkeitsinstinkte auf Kosten der sozialen Solidarität und Aufopferungsfähigkeit züchtete.

Nicht zuletzt ist das alte System auch deswegen zur Unfruchtbarkeit verdammt gewesen, weil in dieser wichtigsten Frage, die zur Charakterbildung hätte führen sollen, in Wirklichkeit aber zur Charakterverbildung führte, eine so ungeheure Kraftverschwendung geübt wurde. Welche Vergeudung wertvollster seelischer Energien ergab sich bei den sittlichen Konflikten zwischen Lehrerforderung und Klassensolidarität, welche Vergeudung bei dem enttäuschten Vertrauen den Mitschülern, dem Lehrer gegenüber.

Die neue Schule muß aus diesem Chaos den Weg zum Kosmos finden. Durch Pflege dieser vernachlässigten und irregeleiteten, vergeudeten und unterdrückten Kräfte kann in der Schule eine Welt von sittlicher Leistung, Freude und Schönheit erblühen, von der wir jetzt nur in kühnsten Träumen wissen. Die erste Bedingung da-

zu ist die Arbeitsgemeinschaft. Die Hilfsbereitschaft der Kinder untereinander muß positiv nutzbar gemacht werden, statt unterdrückt zu werden, der Begabtere helfe dem Schwächeren, der Handbegabte dem Kopfbegabten im Werkunterricht und im Sprachunterricht umgekehrt[1]. Der Lehrer muß eintreten in den Ring der Genossen als Genosse, als älterer, mitarbeitender Freund. Nur wenn die von außen erborgte Autoritätseitelkeit der Lehrer schwindet, wenn er in dienender Liebe, aber nicht aus Machtvorwitz mit den jungen Seelen in Gemeinschaft steht, nicht in einer Gemeinschaft der Rede und der Gefühle, sondern in einer Tatgemeinschaft, nur dann kommen wir voran.

Ein Leben in Selbstverantwortung und Selbstzucht wird aus der Gemeinschaft heraus für jedes Glied des Kreises mit Notwendigkeit erwachsen. Und diese Selbstzucht wird in demselben Maße an Kraft und Folgerichtigkeit gewinnen, in dem jeder einzelne sich der Gemeinschaft und ihrer Aufgaben bewußt wird. Zunächst wird das Leben der jungen Schar triebhaft-unbewußt sein, geeint in der Liebe zu ihrem Erzieher. Und sie werden vieles aus Liebe zu dieser Persönlichkeit leisten, was sie später um ihrer selbst willen tun werden. Schon beim Sprachunterricht und beim ersten Werkunterricht wird ihnen das Bewußtsein aufdämmern, wie nötig es ist, daß einer dem anderen diene. Das Bedürfnis nach Mitteilung und Frage, die Notwendigkeit gegenseitiger Hilfe bei der Übung der Hand: im Gartenbau oder bei handwerkerlicher Ausbildung, von der einfachsten Papparbeit bis zur Drechslerbank — alles das läßt immer klarer die Schönheit und Bedeutung solidarischer Betätigung zur Eroberung des Lebens erkennen: daß es eben nur einen Weg ins Leben gibt, den Weg in der Tatgemeinschaft Gleichstrebender, während der abseitige Individualist, der asoziale Mensch, zur Unfruchtbarkeit und zur geistigen Verelendung verurteilt ist.

Wie soll sich nun die Zukunftsschule in der Frage der sittlichen Unterweisung der Jugend verhalten? Werden wir den Kindern in bestimmten Stunden Moralunterricht oder etwas ähnliches er-

[1] Hierzu bemerkt der Rezensent des „Humanistischen Gymnasiums" (Heft V/VI, 1920, S. 165): „Nun ja, ‚edel sei der Mensch, hilfreich und gut'! Aber wo bleibt nun hier die Erziehung zur Selbständigkeit? Soll die Selbständigkeit als nebensächlich gelten?" Ein Kommentar erübrigt sich.

teilen? Ein vorgeschriebenes, an Stunden gebundenes Reden über ethische Fragen vor einer Schar wird in der Regel die ethische Gesinnung eher schwächen als kräftigen. Wir wissen auch nicht, wie in einer Tatgemeinschaft dafür Bedürfnis und Zeit sein sollte. Selbstverständlich wird der Erzieher mit dem einen oder anderen der jugendlichen Gefährten in einer stillen Stunde, auf einem Spaziergang oder selbst in einer fast gestohlenen Minute auf sittliche Probleme zu sprechen kommen und hier und da ein sittliches Ergebnis formulieren, was unausgesprochen bereits zwischen ihnen vorhanden war; selbstverständlich wird der Urgrund allen Unterrichts ein schweigender Hymnus ethischer Harmonie sein, dessen Rhythmus in all und jeder Arbeit schwingt. Wie Funken wird aus jedem Werk der Tatgemeinschaft wie bei einer gewaltigen Schmiede das Feuer sittlicher Kraft sprühen und alle Dunkelheiten erhellen. Eros und Nomos heißt der elektrische Strom, der durch die Werkgemeinschaft flutet, der sich jedem Ding mitteilt, das von den Genossen berührt wird. Die ungezählten chaotischen Moleküle ordnen sich in und um uns in diesem Durchflutetwerden; im Werk- und Sprachunterricht sind Ordnung und Sauberkeit, Genauigkeit und Hellhörigkeit die Voraussetzungen, die immer unter dem doppelten Gesichtspunkt der Rücksicht auf das Ich und die Gemeinschaft geleistet werden müssen. Der mathematische Unterricht steigt von der Reinlichkeit des Denkens und der Anschauung zu den höchsten sittlichen und philosophischen Problemen, sobald er an die Grenzfragen rührt. Im naturwissenschaftlichen Unterricht soll das soziologische Bewußtsein geweckt werden, das dann in den rein soziologischen Fächern, schon in den Fremdsprachen, dann in der Erdkunde, in der deutschen Kulturkunde und schließlich in Geschichte und staatsbürgerlicher Erziehung sich ausreift. Ohne irgendwie der Formulierung zu bedürfen, steckt in allen Unterrichtsfächern eine gewaltige sittliche Energie, die sich unausgesprochen auswirken wird, je lebendiger die Tatgemeinschaft ist. Und eine besondere Stellung nehmen die heute mit Geschichte und Deutsch bezeichneten Fächer ein, weil ihnen die hohe Aufgabe anvertraut ist, das Bewußtsein zu wecken, den Blick zu schärfen, zunächst für die Tatsachenkomplexe soziologischer Art und schließlich für die Richtungslinien und Gesetze, die wir für den Entwicklungsgang der Menschheit daraus ableiten

können. Und in diesem Unterricht mag dann bei reifen Schülern auch das ausgesprochen werden, was man auf unteren Stufen nur ahnen läßt, was da wie Goldbrokat unter schlichter Hülle durchschimmert, hier mag es dann einmal gezeigt werden: wie ungeheure Leiden die Menschheit durchkostet hat, um nun endlich an der Schwelle einer Zeit zu stehen, wo sie hoffen darf, ohne sich utopistisch schelten lassen zu müssen, daß wir bewußt-schaffend Menschheitsschicksal in den Händen halten, wo wir an einem Reich reinen Menschentums und wahrhaften Friedens unter den Menschen bauen[1]. — Wir sind uns dessen voll bewußt, daß wir mit einer Ablehnung eines organisierten ethischen Unterrichts dem Gefühl weiter Volkskreise entgegentreten. Diese Ablehnung wird allzu leicht verstanden als eine Ablehnung sittlicher Einwirkung und Bildung bei jungen Menschen überhaupt. Als der Verfasser den schon mehrfach erwähnten Aufsatz im Augustheft der Neuen Erziehung[2] mit den Worten schloß: „Religionsunterricht und Moralunterricht sind also sichere Anzeichen dafür, daß Religion und Moral im Leben abhanden gekommen, darum müssen wir alle mithelfen, daß wir Religions- und Moralunterricht aus der Schule loswerden" — kam sofort aus England ein liebenswürdiger Protest, als wollten wir die Sittlichkeit aus der Schule verbannen. Wir hoffen, daß solche Mißverständnisse nicht wieder unterlaufen werden und verweisen noch einmal auf die in jenem Artikel ausgeführten Gründe:

1. Welche Sittlichkeit sollen wir der Jugend bringen, sofern es eine systematische ist, die der Vergangenheit, die der Gegenwart, die der Zukunft?

2. Selbst wenn diese Frage gelöst wäre, wie sollte die gleiche Ethik für Kinder passen, deren jedes in einem anderen Entwicklungsstadium ist?

3. Sollen wir dann noch obendrein eine nach Geschlechtern differenzierende Ethik bringen, da doch Knaben und Mädchen gleichen Zahlenalters ein ganz verschiedenes biogenetisches Alter haben?

---

[1] Vgl. den Aufsatz des Verf. in der „Entschiedenen Schulreform": Ethische Aufgaben im Unterricht.
[2] a. a. O. 1920, Nr. 15.

Mit diesen Überlegungen wird nach unserer Meinung die Unmöglichkeit jeglicher systematischen Ethik deutlich.

Wie steht es nun mit einer den Altersstufen angepaßten Ethik, wie Ernst Horneffer das seinerzeit versucht hat? Wir halten den Gedanken für durchaus beachtenswert und fruchtbar, fürchten aber auch, daß eine Reglementierung mit Stoffauswahl, festen Stunden und Sammelklassen den Tod dieses lebendigen gelegentlichen Versuchs bedeutet.

Es kommt doch alles auf das Vorleben einer sittlichen Persönlichkeit im Rahmen der Lebensgemeinschaft an: wo die zupackt, da werden die Funken von Seelenpol zu Seelenpol springen. Ob es sich da um Grasmähen, Abwaschen, Mathematik oder um Häkeln handelt — das ist völlig gleichgültig. An solchen lebendigen Persönlichkeiten wird sich auch die größte Gefahr wenden, die immer wieder unsere Jugend bedroht, daß sie irgendwo starr und hart werden. Mancher bleibt auf dem Standpunkt seiner Räuberromantik, manche auf dem Punkt der Püppcheneitelkeit ihr Lebelang stehen. Aber eine starke Erzieherpersönlichkeit reißt solche ans Ufer geschwemmte Seelchen wieder mitten in den Strom und führt sie weiter dem großen Ozean zu. Denn das ist die Gnade solcher Freunde der Jugend: von ihnen aus strahlt in die dunkelste Seele der Schein der Hoffnung, die Ahnung eines höheren Seins. Und das treibt selbst die verstocktesten Gemüter, wieder vorwärts zu schreiten, dem Bilde einer höheren Sittlichkeit nach.

Wir glauben, daß bei gründlicher Prüfung der Zusammenhänge sich wohl schwerlich noch jemand finden wird, der einem eigentlichen ethischen Unterricht das Wort reden wird. Ja, wird aber von anderer Seite eingeworfen, eine systematische „Gemeinschaftskunde", die könnte doch nichts schaden, im Gegenteil, sie würde „die verstreuten Einzelergebnisse zusammenfassen, vertiefen und zu einer geschlossenen Weltanschauung verdichten". Da ist soeben ein Büchlein von Paul Krische „Gemeinschaftskunde", Stoffdarbietung zur Einführung und zum Unterricht für Eltern, Lehrer und Jugendliche sozialistischer und freigeistiger Kreise erschienen[1].

Der erste Abschnitt handelt vom Kosmos und seiner Entwicklung.

---

[1] A. Hoffmanns Verlag 1921, Berlin O.

Von der Entstehung der Weltkörper geht's über die Entwicklung der Erde und ihrer wechselnden Oberflächengestaltung zur Entfaltung des organischen Lebens in Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt, zur Erläuterung der Stoffzusammensetzung mit beigefügter Erklärung der Einsteinschen Lehre. Ein zweiter Abschnitt ist dem Menschen und seiner Entwicklung durch alle Gesellschaftsstufen hindurch gewidmet, ein dritter den Arbeitsformen des Menschen, ein vierter den menschlichen Gemeinschaftsformen; wobei Philosophie und Religion wieder besonders ausführlich im Anschluß an die soziologischen und historischen Verhältnisse behandelt werden. Das Buch gipfelt in einer „sozialistischen Ethik“[1].

Ein solches Buch hat zweifellos seinen Wert für rasche Orientierung. Es hat ferner seinen Wert für die taktische Frage der Übergangsbehelfung an Simultanschulen, wo zunächst gleichzeitig mit dem Religionsunterricht „Gemeinschaftskunde“ erteilt werden kann (unter Umständen — muß).

Kann aber ein derartig organisierter Unterricht für die Zukunftsschule in Frage kommen? Das Problem ist in hohem Maße aktuell. Zurzeit erscheint ein dem obigen ähnliches, aber weit umfangreicheres Werk von dem Deutschböhmen Johann Storch: „Stoffsammlung für Lebenskunde. Ein Handbuch des Ethikunterrichts“[2]. Oestreich schreibt in einer Besprechung dieses Buches[3]: „Über „Moral“- oder lebenskundlichen Unterricht bestehen die verschiedensten Auffassungen. Die einen wollen ihn als „Ersatz“ des Religionsunterrichts, die andern sehen in ihm eine Übergangseinrichtung, bis die Umwandlung der Bildungsstätten in Produktionsglieder das Kind von selbst mit sozialer Ethik erfülle. Die dritten, ich rechne mich zu ihnen, wollen schon jetzt Moral- oder „lebenskundlichen“ Unterricht dieser Art nur fakultativ *neben* ebenso fakultativem, religionskundlichem und auch, auf Antrag, konfessionellem Unterricht, an einem für *diese* Zwecke freien Wochentage, im Zusammenhange mit der Schule, die allgemein „weltlich“ in dem Sinne sein soll, daß sie für die *Welt* erzieht, als *Lebensschule*, in die immer mehr Teile des

[1] Unterabteilung unter „Religion als Gemeinschaftserlebnis“.

[2] Verlag A. Haase, Wien, Prag, Leipzig.

[3] In der „Glocke“, Nr. 34, vom 20. November 1920.

flutenden Lebens, der Wirtschaft, der mechanischen, geistigen und künstlerischen Produktion hineingezogen werden. Die Schule muß ein Wirtschaftsbetrieb, der Ort wirklichen Erlebens, nicht der Besprechung an den Haaren herbeigezogener konstruierter Beispiele für moralische Lehrsätze sein. „Heimat“- bzw. „Lebenskunde“ ist gut, muß verbindlich für alle Schüler erteilt werden, soweit es sich um die Gewinnung von Kenntnissen und Einsichten in die natürlichen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge handelt. „Lebenskunde“ als ausgemachter „Moral“unterricht, als „Ersatz“ des alten angeblich Ethik schaffenden Religionsunterrichts ist ebenso vom Übel wie dieser, kann ebenso ledern werden wie er, ebenso dogmatisch und ketzerriecherisch, darf nicht obligatorisch für Schüler und Lehrer sein. Staatlich fixierte und kontrollierte „Moral“ hieße: den antireligiösen Religionsteufel durch Beelzebub austreiben.“

In diesen lebendigen Worten Oestreichs liegt schon mancherlei Antwort auf die uns vorliegende Frage. Uns scheint die Antwort prinzipiell so zu liegen: in der Aufmachung, die Krische und Storch ihren Werken geben, handelt es sich um Wissensstoff, der methodisch so oder so, geschickt oder weniger geschickt, den Kindern beigebracht werden soll. Durch Wissen wird aber keine Sittlichkeit gewonnen. Ein solcher Unterricht kann dennoch nützlich sein, zumal dann, wenn — wie es heute der Fall ist — andere Unterrichtsfächer versagen, sich widersprechen oder mit veraltetem Material gefüllt sind. Wir sind der Meinung, daß all die großen Stoffgebiete, die Krische nach seinem Abriß behandelt wissen will, und die doch in den wenigen zur Verfügung stehenden Stunden nur sehr oberflächlich behandelt werden könnten — wir sind der Meinung, daß alle diese Stoffe im gewöhnlichen Unterricht in der Geologie, Astronomie, Naturkunde, Soziologie usw. erledigt werden müßten.

Stunden des Gesamtunterrichts, Stunden der Klassengemeinde, der Schulgemeinde könnten schon heute Gelegenheit geben, weltanschauliche Zusammenfassungen von Einzelproblemen zu Gesamtüberblicken zu geben. Das wird den geistigen Horizont der jungen Menschen außerordentlich erweitern, das kann schmerzlich empfundene Lücken im Unterricht ausfüllen, es kann sozusagen das schließende Band um die Stäbchen-Einzeldisziplinen gegeben werden — es hat aber an sich nichts mit sittlicher Erziehung, mit sitt-

licher Unterweisung zu tun. Das hat nur dann etwas damit zu tun, wenn Erkenntnisse das Ergebnis von Erlebnissen sind.

In der täglichen Arbeitsgemeinschaft der Zukunftsschule werden Stunde für Stunde sittliche Probleme aufsteigen: die Kinder sind verteilt zur Arbeit in der Werkstatt; jeder hat seine Aufgabe: der eine langt die Bretter vom Stapel, der andere reicht sie zur Maschine, der dritte reguliert die Stücke bei der Sägemaschine, der vierte ordnet die geschnittenen Teile usw. — Karl, der zureichen sollte, ist nicht da. Ein anderer springt ein. Man wundert sich aber über Karls Ausbleiben. Er kommt später. Hat er sich versäumt? Hat er verschlafen? Hat er in einem Buch gelesen und sich nicht losreißen können? Hat er einem andern schnell helfen müssen? Mußte er eine Zeit allein sein? — Unter Umständen verlangt ein solcher Fall nach Besprechung; es können die kompliziertesten Konflikte vorliegen, und gegebenenfalls wird Karl sich rechtfertigen müssen, warum er den andern Zeit raubte, sie warten ließ, ihnen gar die Arbeit unmöglich machte usw. Der Erzieher wird hier darauf achten, daß scheue Jungmenschen nicht Schaden leiden, weil sie vielleicht den eigentlichen Grund nicht sagen können — da muß die Gemeinschaft so weit Achtung vor den Mitgliedern haben, daß zuzeiten die Erklärung genügen muß: ich konnte nicht kommen, den Grund kann ich nicht angeben.

Wenn heute ein Kind in der Schule zu spät kommt — und die Mädchenschulen kämpfen einen geradezu verzweifelten Kampf gegen diese Unsitte bei Schülerinnen und — Lehrerinnen, dann empfindet es selten eine Klasse als ein Unrecht an der Gemeinschaft; gewöhnlich ist's eine erwünschte Abwechslung, und etwaige Erörterungen sind eine herrliche Zeitvergeudung, die die andern vor lästigen Fragen bewahren. Vielleicht könnte man durch drakonische Strenge solche Unsitte auf Zeit unterdrücken, aber die Eltern sind ja im Bunde mit den Kindern, und weder telephonische Rückfragen noch kindliche Strafen werden daran etwas ändern. Diese Probleme können nur von innen her, aus der Arbeitsgemeinschaft, gelöst werden, und es verrät die ganze hochfamiliale Einstellung des Altphilologen, wenn der früher zitierte Referent[1] der

---

[1] a. a. O., Heft V/VI. 1920.

„Entschiedenen Schulreform“, im „Humanistischen Gymnasium“ schreibt: „Übrigens besteht ja eine Arbeitsgemeinschaft in der Klasse unter der Leitung des Lehrers“, wenn also die zufällig durch Zusammenstecken ungefähr gleichaltriger Knaben und durch das Eintreten eines älteren Mannes, den man aus Miene, Gang, Sprechweise und Handbewegung als Lehrer enträtselt, entstandene Beisammenschaft als Arbeitsgemeinschaft bezeichnet wird. Besprechungen ethischer Probleme haben also nur dann Sinn, wenn sie sich mit Notwendigkeit aus dem Gemeinschaftsleben als der Klärung bedürftig aufdrängen — und dann werden sie bald erledigt werden müssen und nicht erst am nächsten Montag von 8—9 Uhr. Und sie werden nur dann vor der Schar besprochen werden können, wenn sie die ganze Schar betreffen. Immer wieder wird der Erzieher-Freund sich den oder jenen gesondert nehmen müssen, weil nur in der Stille, nur im tiefsten Vertrauen diese oder jene Frage erörtert werden kann. Mit der Zeit wird es dahin kommen, daß gelegentlich ein Problem von außen hineingetragen werden kann, natürlich nur scheinbar von „außen“ — wenn etwa der Erzieher merkt, daß eine Klärung besser an einem neutralen Objekt erreicht werden kann als an dem in der Problemstellung allzu persönlichen Fall. Und schließlich werden in Dämmer-, Feier- und Ruhestunden aus der reichen Erfahrung lebensumstürmter Männer und Frauen Konfliktmöglichkeiten vor den jungen Seelen entrollt werden, die ihnen immer wieder eine Ahnung und Vorstellung von der Größe seelischer Nöte geben, so daß sie vor pharisäerhafter Selbstgerechtigkeit verschont bleiben.

Lebenskunde aber vermittelt ihnen täglich und stündlich die gesamte Praxis und der gesamte Unterricht der kommenden Lebensschule. Dazu bedarf es keines besonderen Faches.

Es bleibt noch ein Wort über die Stellung und Aufgabe des Erziehers gerade in dieser Frage der sittlichen Erziehung zu sagen. Den Leuten alten Geistes scheint ja die Erde zu wanken, wenn wir den Erzieher der amtlichen Autorität entkleiden, wenn etwa die Zöglinge in der Arbeitsgemeinschaft zu ihrem Führer „Du“ sagen; sie glauben, damit wäre er jeglicher Schmach und Verachtung preisgegeben. In Wirklichkeit ist's umgekehrt: der Erzieher erlangt eine ungeheure Bedeutung. Die Eltern haben nicht die Beruhigung,

daß ein Schulrat, ein Direktor jedes Wort belauschen kann; diese Bedeutung des Erziehers könnte unter Umständen schädlich werden — nur der freie und edelste Wetteifer unter den Erziehern, nur das freie Wahlrecht für die Jugend, welcher Führung sie sich anvertrauen wollen, kann da ein Gegengewicht sein. Und dennoch werden sich große und folgenschwere Konflikte nicht vermeiden lassen: Elternliebe wird eifersüchtig werden; Erzieher werden unter Umständen der eine auf den andern eifersüchtig sein — durch diese Gefahren muß entschlossen und ehrlich hindurchgegangen werden. Was aber dann, wenn ein Erzieher einen anderen sittlichen Maßstab hat als der Miterzieher, als die Eltern? Hier heißt es: Vertrauen haben! Hier heißt es: nicht täglich und von Fall zu Fall an diesem Wort, an jener Handlung herumdeuteln, ob sie so oder anders auszulegen sei; hier heißt es Vertrauen haben im Sinne Luthers: ein guter Baum trägt gute Früchte; ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte tragen. Wenn unsere seelischen Organe etwas feiner wären als sie heute durch Mißbrauch oder bewußte Unterdrückung in der Regel sind, wir würden den in seinem Sein guten Menschen fühlen, wittern, schmecken — und wir würden dann zu ihm Vertrauen haben, täte er auch dies oder das, was wir nicht gleich verständen. Es ist durchaus denkbar, daß Eltern zunächst die pädagogische Behandlung ihrer Kinder unverständlich finden — haben sie aber wirklich Vertrauen und sind sie bescheiden, sind sie sich bewußt ihrer Unzuständigkeit in diesen Fragen, dann werden sie sagen: ich verstehe diese Handlung zunächst nicht, aber ich habe Vertrauen zu deiner pädagogischen Weisheit, ich spüre hier neue, mir bisher unbekannte Möglichkeiten, so tue mit meinem Kinde, was du für richtig hältst, wofern mein Kind sich restlos frei dir gibt. Es kommt die Zeit, wo eine neue edle Erotik zwischen Mann und Jüngling, zwischen Mann und Jungfrau, zwischen Frau und Jüngling und zwischen Frau und Jungfrau pädagogisch in ungeahnter Weise fruchtbar werden wird und Kräfte entfesseln und befreien, die bis dahin zu einem Knäuel verfitzt häßlich und unfruchtbar ruhten. Doch das sind heute noch Geheimnisse, an die man kaum rühren darf, ohne sich den häßlichsten Verdächtigungen auszusetzen.

Daß in allen diesen Problemen große und lebenbedrohende Ge-

fahren schlummern, das unterliegt keinem Zweifel. Aber nichts ist so gefährlich wie das Leben, und darum soll man diesen Dingen nicht aus dem Wege gehen. Probleme meiden heißt nicht Probleme lösen.

Wenn da eingewendet wird, es hieße doch leichtfertig die seelische Gesundheit der Kinder gefährden, wenn unter den Erziehern auch nur einer wäre, der sich vergäße — und Erzieher seien doch auch Menschen —, so ist dagegen zu sagen: nur in der bisherigen Isolierung von Erzieher und Zögling konnten solche Mißverständnisse eintreten und dadurch die Meinung jener Ängstlichen bestätigen; nur unter dem Druck der Sexualität der alten Gesellschaft kamen diese Geschichten vor, daß sich Lehrer und Lehrerinnen das Vertrauen von Knaben und Mädchen durch unlautere Mittel erschlichen und es mißbrauchten — dagegen hilft nur eines: die volle Freiheit der Geschlechter in täglichem Gemeinschaftsleben. Wie rasch wird die Jugend merken, falls sich da ein unlauteres Element einschleichen wollte! Und wie anders wäre man so gegen solche Elemente gefeit als bisher! Jetzt kann nur eingegriffen werden, wenn wirklich faßbare Dinge vorliegen; aber die Unkeuschheit der Augen und Gedanken, die Unkeuschheit der doppelsinnigen Worte ist frei und ebenso die Unkeuschheit all der vergiftenden Prüderie — dagegen hilft kein Gesetz, und die Jugend ist dem schutzlos preisgegeben. In einer Zukunftsschule würde der allgemeine Boykott, der sofort und unwillkürlich einträte, einen solchen Menschen isolieren und unschädlich machen. Der Übergang ist gewiß schwierig. Aber Menschen, aber Jünglinge und Jungfrauen müssen gewagt werden, wenn wir vorwärts wollen.

Ihr seid Bekenner mit all-offnem Blick —
Opfrer, bekränzt das freie Haar im Wind —
den besten gleich im regen Spiel der Glieder ...
Elend sind sie, die eures Bandes spotten,
die auf euch starren und in eignen Fesseln
sich lieber quälen als dem Sprenger danken ...
Der bangste Zwang, nicht Freiheit, ist ihr Zweifeln
und Mißform, Müdigkeit und Lähme ... Glaube
ist Kraft von Blut, ist Kraft des schönen Lebens.

(Stefan George, Stern des Bundes.)

3. Kapitel:
Entfaltung von Kunst und Wissenschaft.

Man macht uns Schulreformern den Vorwurf, wir seien zu sehr eingestellt auf den künstlerischen Menschen, wir wollten gewissermaßen aus jedem Kinde einen Künstler machen. Wir halten diesen Vorwurf für eine Ehre, sind aber der Meinung, daß er auf eine Unklarheit im begrifflichen Denken und auf eine Unkenntnis des Kleinkindes zurückzuführen ist. Im tiefsten Grunde ist der Künstler nichts anderes als der reine Mensch, der wahrhafte Mensch. Er gestaltet: einerlei ob in Farben, Tönen, Worten, Ton, Marmor, Erz, einerlei ob in seinen Bewegungen,in seinem Umgang mit Menschen, in seinen Gedanken, in seinen Gefühlen. In der Regel beschränkt man den Begriff der künstlerischen Gestaltung auf die erste Gruppe, zu Unrecht; der Mensch, der aus dem Gesetz seines Atmens heraus seinen Gliedern die Notwendigkeit des inneren Rhythmus mitzuteilen vermag; der Mensch, der die stillen Spannungen zwischen Mensch und Mensch zu leiten vermag, daß sie stark und fruchtbar bleiben, — der „das Planetengesetz der Distanzen in der Beziehung der Menschen zueinander" (Carpenter) beherrscht; der Mensch, der seinem eigensten tiefsten Gedanken Ausdruck zu geben vermag — und sei es durch die Haltung seines Lebens —; der Mensch, der seine Gefühle zu gestalten vermag wie die großen Liebenden — der Mensch ist ein Künstler. D e r Mensch ist ein w i r k l i c h e r Mensch. Wir haben bis jetzt allzu einseitig den Begriff des Künstlers auf die Fähigkeit, das Erlebnis des Kosmischen zu objektivieren, beschränkt, weil diese Werke deutlich und überpersönlich dauerten, überlieferbar waren und mit den Sinnen zu fassen. Wir sind im Begriff, auch die subjektiven Gestaltungen zu erkennen, zu begreifen, daß ein Tänzer, ein Sänger, ein Schauspieler, ein Erzieher, ein Lebensformer, ein Eigendenker, ein Liebender, eine Liebende[1], — daß das alles Künstler, daß das alles Menschen in besonderem Sinne sind. Und wer das Kleinkind kennt, weiß, daß j e d e s Kleinkind ein Menschlein in besonderem Sinne — wenn wir also wollen, ein Künstler ist.

[1] Hier ist die besondere Erwähnung der weiblichen Kraft — an die auch sonst immer gedacht ist — notwendig.

Die Menschheit wird sich stets derer, die imstande waren, ihr Tiefstes zu objektivieren, aus sich herauszustellen, besonders erfreuen, wird ihnen die Möglichkeit schaffen, getragen von der Allgemeinheit, der Allgemeinheit zu geben — sie wird aber diese Gabe um so richtiger, inniger und liebender gewähren lassen können, je mehr sie von der heutigen Luxuseinstellung sich entfernt, je mehr die heutigen Schranken zwischen Künstlertum und Bürgertum schwinden, je mehr die reine und eine Menschlichkeit der kommenden Gesellschaft sich durchsetzt. So lange der Kapitalismus in ungezählten Wesen, die sich Menschen nennen — sowohl im Bourgeois wie im Proletarier — jegliches Menschentum tötet, die schöpferische Kraft in der Sinnlosigkeit der Arbeit, in dem Elend der Existenz erstickt — so lange wird die unnatürliche Scheidung in Künstler (d. h. heute überbewußte Menschen) und Nicht-Künstler (d. h. heute unterbewußte, verkümmerte, erstickte Menschen) bleiben.

Auch hier zeigt sich der Kampf zweier Gesellschaften auf: gegenüber dem entseelenden Schul- und Lebensbetrieb der Nachahmung in der alten Gesellschaft fordern wir im Geiste der kommenden Gesellschaft die schöpferische Lebensgestaltung in Schule[1] und Leben.

An keinem Punkt des Schullebens wird die Frage so brennend wie beim deutschen Aufsatz. Es erübrigt sich, die Schädlichkeit dieser Einrichtung näher zu kennzeichnen, das ist von berufener Seite bereits vielfach geschehen. Es handelt sich heute ausschließlich um die positive Seite. Vor Jahren hat der Verfasser in einsamer Arbeit in einer Provinzstadt bereits sich an die entscheidenden Fragen herangetastet, er schrieb in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“[2]:

„Um das, worauf es mir ankommt, klar machen zu können, will ich ein Gleichnis benutzen. Ich erinnere an den Zeichenunterricht. Wir alle haben wahrscheinlich noch früher die nachahmende Methode durchgemacht und sind erstaunt, welch neuer Geist durch die selbsttätige Methode hineingekommen ist. Man hat die Beobach-

[1] Vgl. zu diesem Abschnitt Franz Hilker „Künstlerisches Erleben in der Bildungsanstalt als Produktionsgemeinschaft“ in dem Sammelbuch von der Oktobertagung in Lankwitz 1920 (Oestreich: Zur Produktionsschule, Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin 1921, S. 30 ff.).

[2] Aprilheft 1915: „Zu den schriftlichen Arbeiten im deutschen Unterricht“, S. 281 ff.

tung gemacht, wie wenig ein nachahmendes Talent mit produktiver Fähigkeit verbunden zu sein braucht. Auf dem Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge 1906 in Berlin waren Zeichnungen von Kindern ausgestellt. Ich erinnere mich besonders eines Knaben, von dem ein Bismarck-Porträt ausgestellt war, das mit überraschender Akkuratesse auf Grund einer Vorlage gearbeitet war. Dieser selbe Knabe war aber nicht fähig, aus dem Gedächtnis auch nur annähernd eine Lampe oder ein Türschloß zu zeichnen. Am lehrreichsten waren ferner die dort ausgestellten Versuche über folgende Probe: man hatte Kindern das Gedicht „Das Schlaraffenland" vorgelesen und sie aufgefordert, das zu zeichnen, was sie gehört. In einem Zeitraum von 45 Minuten waren dann Zeichnungen entstanden, die in sehr interessanter Weise zeigten, welche Vorstellungskraft und welche Fähigkeit zur Raumgestaltung die Kinder besaßen. Wenn man diese Blätter durchsah, so entsprach wohl keines dem alten Ideal einer peinlich sorgfältigen sauberen Zeichnung. Wie entzückt war man aber über jedes Zeichen einer selbständigen Auffassung und eigener, wenn auch noch so primitiver Ausdrucksweise."

Und schließlich erwuchs ihm im Gang der Untersuchung die Formulierung: „Das Ziel des deutschen Aufsatzes ist selbsttätige Arbeit in schöpferischem Erfassen der Umwelt. Dies Erfassen ist zugleich ein Abstand nehmen und bedeutet Erziehung zur Charakterstärke und ergibt als reifste Frucht: Gerechtigkeit."

Gerade für die Pubertätszeit verlangte der Verfasser produktive Tätigkeit als Unterstützung in der so notwendigen Entspannung dieser durch das alte System überhitzten Lebensphase:

„Ein Überwiegen von reproduktiven Leistungen in dieser Zeit verstärkt den natürlichen Hang zur Abgeschlossenheit, zur Scheu, sich irgendwie zu verraten. Es gibt im letzten Grunde kaum etwas Spröderes, als einen Knaben in der Entwicklungszeit, und man kann schon manche Kräfte in ihm entfesseln, ihm über manche Hemmungen hinweghelfen, wenn man ihm die so ersehnte Gelegenheit gibt, eigene Gedanken und Gefühle äußern zu dürfen, aber man kann dabei nicht vorsichtig genug sein: eine verletzende Bemerkung über irgendwelche, vielleicht sonderliche Ausdrucksweise und Gedankenverbindung des Schülers kann ihn für Jahre in unnahbare

Abgeschlossenheit hineintreiben. Es bedarf für dieses Alter in besonderem Maße der Pädagogen von Gottes Gnaden."

Als schöpferische Tätigkeit sah er einerseits jegliche Standpunktveränderung an: „nur in dem Falle, daß ein psychologisch anderer Blickpunkt gegeben ist, liegt schöpferische Forderung vor, nur in dem Falle werden die Kinder ihre eigene Sprache sprechen und nicht in die Worte des Dichters zurückfallen." Als Standpunktveränderung bezeichnete er auch ein Sich-hinein-versetzen in andere Menschen, Berufe, Lebenslagen. Dagegen warnte er vor allen „Confessionen", die leicht als Aufforderung zur Indiskretion wirken können und dann geradezu ins Lügen treiben. So heißt es z. B. in der „Schwester Mechthild" bei der Entwicklung eines jungen Mädchens: „Was sie plante, war so jenseits von ihrem bisherigen Leben, daß nun selbst die kleinen Ausreden und Notlügen zu kurz wurden — sie hatte bisweilen derartiges angewandt, aus seelischer Scham, um nicht in allem beäugt und betastet zu werden, als eine Art Schutzwand, hinter der ihr Eigenleben sich im Dunkel gestalten konnte und Wurzel fassen — ..."

In diesem Sinne muß immer und immer wieder zur Vorsicht ermahnt werden, daß wir nicht selber die Kinder hinter jene traurige Schutzwand der Lüge treiben.

Und anderseits forderte der Verfasser eine planmäßige Anleitung zur Kritik, denn „Urteilen ist ein schöpferischer Vorgang". Kritik gegenüber der Literatur, Kritik gegenüber dem Leben rings um die Schule, rings um den einzelnen, Kritik gegenüber den gesellschaftlichen Sitten und Zuständen. Von einer Kritik an der Schule selber ist noch nicht die Rede.

Überhaupt leiden die Ausführungen des Verfassers, der damals in langsam wachsender Erkenntnis sich mit den Problemen ringsum bewußt auseinanderzusetzen begann, nachdem er die entscheidende Schlacht auf dem Gebiete der Religion geschlagen[1] — sie leiden noch sehr unter der Tradition der Befangenheit, zumal der üblichen Überschätzung der schriftlichen Leistung.

Auch diese Einstellung ist eine notwendige Folge aus dem Geist

[1] „Rabbi Jesus", 1. Aufl. 1912.

der alten Gesellschaft — wir wollen nicht reden vom Kurialstil und Ergebenheitsstrich seligen Angedenkens — wir verweisen aber auf das seelenlose, papierene, staubige Gespenst der Bureaukratie, das den alten Autoritätsstaat so „anheimelnd“ machte, ein Geist, dessen nicht einmal die Ventilations-Zugluft der modernen Großbetriebe Herr wurde. Und darum war auch die Rechtschreibungs-Kleiderordnung in Preußen so wichtig, gab sie doch vielfach den Ausschlag für die Beurteilung — der Aufsätze in den Schulen, der Akten in den Kanzleien.

Die kommende Gesellschaft wird ganz anders als die alte auf den Gebrauch lebendiger mündlicher Rede angewiesen sein, und die Kunst, anschaulich und wesentlich zu sprechen, wird die wichtigste Übung in der Zukunftsschule sein.

Wir verweisen auf die Richtlinien für den „Unterricht im Deutschen“ von Ernst Hierl in seinem prächtigen Buch „Lehrer und Gemeinschaft“, eine Schule der Verantwortung[1]; es heißt da:

„Der Unterricht im Deutschen ist, wie schon der Name es sagt, besonders verbunden mit der Muttersprache. Er sei aber nicht verbunden mit irgend welchem Nationalismus.

Sinn und Aufgabe des Deutschen ist ein deutscher Stil im überliterarischen Sinne des Wortes.

Der Suche nach einem solchen Stil und dem Versuch darin dienen im Bereich des Wortes die dichtenden Äußerungen des Menschen[2]. Dieses Spiel in der Einbildungskraft erhält jedoch seinen Ernst und behält seinen Sinn nur, wenn das Wort außerdem, als sittliches und religiöses Wort, der Verantwortung der tatsächlichen Lebensführung dient. Stil = Lebenshaltung.

Darum ist das Deutsche „Ausdruck des ganzen Lebens der Schule. Es dient der Aussprache zwischen Lehrern und Schülern, Älteren und Jüngeren, Erfahrung und Frische und kann deshalb nicht als „Fach“ „reformiert“ werden.“

Zum „Aufsatz“ heißt es dann des genaueren:

„Schriftliche Äußerungen erfolgen nur, wenn sich im Zusammenleben ein natürlicher Anlaß ergibt, sich schriftlich zu äußern,

---

[1] Verlag „Der Neue Merkur“, München 1919, S. 68 ff.

[2] Vgl. dazu Walter Schönbrunn „Das Erlebnis der Dichtung in der Schule“ (Heft 2 der „Lebensschule“, Verlag Schwetschke & Sohn, Berlin 1921).

Dinge festzuhalten. Eine bloße Stilübung ist widersinnig: denn sowie der sachliche, äußere Anlaß und ein inneres persönliches Äußerungsbedürfnis fehlen, wird nicht der Stil, nicht die Ausdrucksfähigkeit des Menschen geübt, sondern es wird der geschickte Wortemacher zum Vorbild erhoben. Eine reelle Schulung geschieht immer nur in der Weise, daß der Lehrer es nicht müde wird und immer wieder Freude daran hat (dafür ist er Lehrer), seinen Schülern zu zeigen, wie das Wort nur lebt, wenn es wirklich Verantwortung der wirklichen Lebenslage, wenn es in ihr unentbehrlich ist."

Wir glauben, daß den natürliche Anlaß, Dinge festzuhalten, in der Zukunftsschule vor allem die Berichte über die einzelnen Arbeitsgebiete, die Besprechungen des Gemeinschaftslebens geben werden, und daß hier eine selbst redigierte, in jeder Kleinigkeit selbst hergestellte Zeitung oder Wochenschrift jedem Gelegenheit zur Mitarbeit und Mitverantwortung schaffen wird. Wir denken an das Vorbild der „Lindenblätter", die unter Karl Wilkers Leitung so schön Leben und Geist dieser Lindenhofer Kameradschaft widerspiegelten.

Jedesfalls ist die Pflege der Sprache das erste und stärkste Moment der Scheidung zwischen alter und neuer Gesellschaft: hier Nachahmung, dort schöpferische Art. Wie sich die alte Schule jedweder künstlerischen Tätigkeit gegenüber verhielt, zeichnet Heinrich Schulz unter Beifügung authentischer Urteile in folgenden Worten:

„Der deutsche Unterricht streift durch seine lederne Pedanterie allen Duft und alle Farbe von den Blüten der Poesie; nur für seine didaktischen Zwecke scheinen sie ihm nützlich; daß sie als Kunstwerke ein eigenes Leben und eigene Gesetze haben, kommt dem Durchschnittslehrer nicht zum Bewußtsein. Ebensowenig fördern die anderen Unterrichtsfächer das lautere Gold ästhetischer Wirkung und Anregung zutage, das in strotzenden Adern in ihnen quillt. „Unsere deutschen Schulen," so schreibt der bekannte badische Pädogog Ernst von Sallwürk[1] „haben seit Jahrhunderten gesungen; aber sie taten es, weil die Kirchen Nachwuchs für die Sängerchöre und Verstärkung ihres Gemeindegesanges gewünscht haben.

[1] Deutsche Schule, 1901, S. 660.

Man zeichnet und malt auch in unseren Schulen; aber das ist zunächst nur des praktischen Zweckes wegen geschehen: es gibt ja wenig Handwerke, die diese Künste entbehren können. Die höheren Schulen haben früher nur in denjenigen Klassen zeichnen lassen, welche gleichaltrig mit der Volksschule waren, und heute noch meinen manche Schulmänner, das Zeichnen der höheren Lehranstalten nehme dem Lehrplan nur eine Zahl von Stunden weg, die das Opfer durch keine nennenswerten Leistungen lohnen. In unseren Tagen bereitet sich eine Wendung zu m Besseren vor: aber der praktische Nutzen wird lange noch die Lehrpläne beherrschen, und die Kunst wird noch lange Zeit den Schulsälen, in denen schwere Arbeit von manchem freudlosen und ergebnisarmen Zögling geleistet werden muß, geärgert den Rücken kehren[1]."

Das wichtigste Unterrichtsfach für die künstlerische Erziehung, das mehr als irgend ein anderes die Elemente des künstlerischen Schauens und Schaffens dem Kinde vertraut zu machen vermöchte, der Arbeitsunterricht, fehlt noch völlig im Lehrplan der heutigen Schulen.

Das Prinzip der allseitigen harmonischen Ausbildung aller Kräfte, dem die sozialdemokratische Schulreform zustimmt, verlangt auch die volle Berücksichtigung der Kunst durch die Erziehung. Sowohl muß durch die Erziehung die schöpferische künstlerische Kraft, die im Volke schlummert, geweckt werden, als auch die beglückende Fähigkeit, Kunst zu genießen. Beides war bisher ein Vorrecht der herrschenden Klassen ... Eine Auferstehung und Befreiung der Kunst ist erst zu erwarten, wenn der Druck der materiellen Not von der Menschheit genommen ist ..."

So schreibt Heinrich Wolgast, der Anreger der modernen Jugendschriftenbewegung, in der Grundlegung zu seiner wertvollen Schrift: Das Elend unserer Jugendliteratur[2]. „In diesem Befreiungskampfe des Menschen gegen die ihn beherrschende Produktion entspringt die Quelle einer neuen pädagogischen Strömung. Ist der Mensch nicht mehr der gefesselte Sklave der

[1] Vgl. zur Frage der Erziehung durch Kunst und zur Kunst die Ergebnisse der Kunsttagung der Entschiedenen Schulreformer, Himmelfahrt 1921 in Lankwitz, im Mai-Heft 1921 der „Neuen Erziehung".
[2] Hamburg 1899, S. 3.

Produktion, so gewinnt er Muße und Lust, Ausblick zu halten auf die Weite der Welt und ihre Herrlichkeit. Es entsteht das Genußbedürfnis, und die Erziehung eilt, den Menschen für den Genuß fähig zu machen. ... Die Warenerzeugung intensiver zu machen durch Erziehung zur Arbeit, den degenerierenden Einflüssen der modernen Produktion und den aus ihr sich ergebenden Lebensgewohnheiten entgegenzuarbeiten durch größere Pflege der körperlichen Erziehung, endlich den ermöglichten Lebensgenuß zu leiten und zu veredeln durch Erziehung zur Kunst, das sind die Wegstrecken, die wir heute absehen können."[1]

Lu Märten macht zur Kunstpflege in der Schule folgende beachtenswerte Vorschläge:

„So lange die Kunstgeschichte als Sondergebiet neben der allgemeinen Geschichte und diese wiederum nur in der bekannten Weise getrieben wird, daß sie alle der Erscheinung zugrunde liegenden Erklärungen in das Reich des unerforschlichen Ratschlusses stellt, so lange ist von dieser Seite überhaupt nichts zu erhoffen. Desgleichen wird alle ästhetische Lehrtätigkeit ohne bildlichen und sinnlichen Hintergrund wenig erfolgreich wirken. Es bleibt mit und neben diesem aber die Ausgestaltung des Handfertigkeitsunterrichts in den Schulen, und zwar des allgemeinen, dessen spezifische Fachausbildung dann den Fachschulen überlassen sein kann. Warum wird dieser ganze Unterricht nicht von künstlerischem Prinzip getragen, gesondert in die Klasse einer einfachen Handfertigkeit und die einer zusammengesetzten höheren, so bei Knaben wie bei Mädchen. Hier ist der Ort für einen Teil Kunsterziehung. — Freilich dürfte die Tätigkeit solcher Stunde durch keine Quanten und durch kein Pensum bestimmt werden. Sie sei Spiel und Kunst. Sie sei im individuellsten, freiesten Sinne für das Kind produktiv, und sie stehe unter Leitung von Künstlern. Der Hinweis und die Erklärung des Künstlers ist seiner Art nach sinnfälliger und geeigneter für eine Kunsterziehung, für ein Kunst*verstehen* wie die eines Schulmeisters. Das Wissen um das Geheimnis der künstlerischen Produktion lehrt die sinnfällige Formel finden für die Zweckmäßigkeit und das Charakteristische der Kunst. ... Solange solche oder ähn-

[1] Aus Heinrich Schulz, Die Schulreform der Sozialdemokratie, S. 187/188.

liche Konsequenzen nicht betont und gefördert werden, bleibt das Wort „Kunsterziehung" eine Phrase. Diese Phrase oder dieser gute Wille wird sich bei einer praktischen Organisation solchen Unterrichts erweisen, denn es bleibt nicht zu verkennen, daß die Interessen der großen Industrie-Inhaber- und der Händlerschaft dem entgegenstehen. Eine Kunsterziehung, die zu Vorbildern und zu wirklicher Schönheit und Kunst führen soll, kann unmöglich ohne Kritik, ohne Gegenbeispiele des täglichen Lebens, das sie ja erst hervorgerufen hat, vorbeigehen. Es bleibt dem Kinde sonst dieselbe Heuchelei überlassen, die etwa gläubig das Erbe alter Kunst bestaunt und anbetet und ebenso gläubig die Formscheußlichkeiten des täglichen Lebens und Schauens akzeptiert."[1]

Gerade in den letzten Sätzen wird es wieder von einer anderen Seite her beleuchtet, warum die alte Gesellschaft mit ihrer Massenfabrikation unkünstlerischer Art eine wirkliche Kunsterziehung zu hintertreiben allen Anlaß hatte, während die kommende Gesellschaft das Problem der Vereinigung von Quantitäts- und Qualitätsarbeit lösen muß und gerade dazu allgemeines künstlerisches Verständnis braucht. Das tiefste Motiv für die Ablehnung freien Künstler- und Menschentums durch die alte Gesellschaft ist aber die schon früher gekennzeichnete Unvereinbarkeit dieses lebendigen Prinzips mit dem unschöpferischen Autoritätsgedanken.

Das Streben nach wahrhafter Menschlichkeit in der Harmonie aller Kräfte wird in der kommenden Schule den Kindern die Ursprünglichkeit und Schöpferkraft ihrer ersten Jahre bewahren, wird ihnen helfen, ihre Gefühle und Erschütterungen, sei es im Tanz, sei es in Tönen, sei es in Formen, sei es in Farben oder sonst in schöpferischer Art darzustellen. Auf diese Weise wird das Triebleben geadelt und schön, nicht etwas, das gewaltsam unterdrückt werden muß und sich dafür in Hemmungen und inneren Katastrophen rächt. In diesem Zusammenhange müßten auch Bewegungsspiele aller Art bewußt in den Dienst der Menschenbildung gestellt werden: viele Spiele sind zweifellos Reste ehemaliger sehr ernsthafter Raub- und Kampfszenen. Indem die Kinder in solchem Spiele sich gänzlich hingeben, durchlaufen sie leichter die entsprechende bioge-

[1] Lu Märten a. a. O. S. 73 ff.

netische Stufe; sie reagieren sich ab, ohne daß Traum- und Vorstellungsleben unnütz belastet werden müßten, ohne daß sie sich in solcher Phase mit ihrem Gefühlsleben verwurzeln. So müßte auch das Soldatenspiel gänzlich zum Spiel werden, müßte sich aus der Wirklichkeit in das freie Reich kindlicher Lust zurückziehen. Wir teilen in diesen Dingen die Angst weiter pazifistischer Kreise vorm Soldatenspiel nicht; womit ja nun nicht gesagt ist, daß man diesen Trieb durch Geschenke vergrößern und befestigen soll. Als ein kleines Beispiel für die produktive Art von Kindern erwähnen wir eine Stelle aus den Aufzeichnungen einer Mutter für ihre Tochter, im Gedanken an kommende Zeiten in persönlicher Anrede gehalten:

„Zu meinem Geburtstag hast du mir eine große Freude gemacht. Am Abend zuvor fand Vater dich noch zu später Zeit wach liegen und fragte, warum du nicht schläfst. ‚Ich muß doch für Muttis Geburtstag mir ein Gedicht ausdenken.‘

Und am andern Tag sagtest du es mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen:

Ein Wässerlein rauscht . . .
Ein Mann kommt und sagt:
‚Wässerlein rausche,
fließe zur Sonne und versäubere dich dort,
verreinige dich im Sonnenschein,
fließe weiter zu den Menschen:
sie ackern auf dem Felde,
sie graben um,
sie machen Heu zu Brot,
dabei werden sie schwitzig —
erfrische sie mit deinem Wasser —
Wässerlein rausche!‘ —

Das ist also deine erste und vielleicht letzte Dichtung!“

Das Gedichtchen stammt aus der Kriegsnot — Frühjahr 1918, das Kind war noch nicht 6 Jahre alt und ging noch nicht zur Schule.

Und dann kommt die Schule, und die ganze Unmittelbarkeit und Frische geht verloren, die Kinder werden müde, unfroh und verschlossen. Alles schlägt nach innen, wird zurückbehalten und bleibt als unerlöstes Leben wie Schwere in den Gliedern.

Demgegenüber muß und wird die Schule der aufsteigenden Gesellschaft diese Möglichkeit zur Befreiung und Erlösung geben und wird der Ort der Freude und Sehnsucht für frische, frohe und offene Kinder sein, deren Gliederspiel leicht und frei der inneren Kraft und Rhythmik entspricht. —

Entsprechend der veränderten Stellung der künftigen Schule zur Kunst ergibt sich auch aus den früheren Darlegungen allgemeiner Art eine veränderte Stellung zur Wissenschaft. Wir formulierten oben: die Wissenschaft wird als Denkprinzip Allgemeingut des gesamten Volkes, sie wird als Sonderforschungsgebiet Lebensaufgabe der von der Volksgemeinschaft Beauftragten.

Gegenüber dem bisherigen Zustand, in dem einerseits ein isoliertes Spezialitätentum gezüchtet wurde in der Art des Taylorsystems, das aber hier dem Geist kosmischer Intuition, von dem alle Wissenschaft gespeist sein muß, stracks zuwiderläuft —, in dem anderseits das Volk künstlich dumm gehalten wurde und absichtlich gehemmt unter der humanen Maske, man wolle keine Unzufriedenen schaffen, — gegenüber dem bisherigen Zustand muß in Zukunft das Prinzip wissenschaftlichen Denkens den gesamten Unterricht durchdringen, — es gibt keine Volksschul-, Gymnasial- und Hochschul-Pädagogik. Gerade im Kernunterricht muß die stets auf Zusammenhänge, Ursachen und Folgen gerichtete Methode bei sämtlichen Kindern den Trieb nach Tiefenforschung — bei jedem nach seiner Gabe — entfesseln.

Wir glauben, daß ein mit Natur, Eigenbeobachtung und Eigenexperiment innigst verbundener naturwissenschaftlicher Unterricht eine wundervolle Lösung all dieser Kräfte im jungen Menschen veranlassen wird; wir glauben, daß ein mathematischer Unterricht, der noch weit mehr als heute das Starre und Dogmatische abstreift und zur Beweglichkeit des Denkens führt, das Odium der Prädestination verlieren muß.

Wir denken an unsere Schülerzeit: wievielmal haben wir Analysis, Konstruktion und Beweis nach dem eingebläuten Schema gemacht, ohne den Sinn der Analysis verstanden zu haben! Wir fingen eben an: „Angenommen Dreieck ABC wäre das gesuchte, es wäre also ... usw. usw." Das Schema saß fest, wurde gewissenhaft ausgefüllt; in der Praxis wurde zuerst munter konstruiert, und

nachträglich wurde dann die Analysis vorgepappt. Als der Verfasser einmal in einer höheren Töchterschule im Mathematikunterricht vertrat und es wagte, einen bisher A genannten Punkt X zu nennen, rief ihm der Chorus zu: „Das sei falsch!"

Zu solchem Unterricht gehörte vielleicht eine von Gott verliehene Sonderbegabung; wir wissen, daß es hier schon ganz anders geworden ist; wir glauben aber, daß dennoch manche Aufgabe zu lösen bleibt. So müßte gerade von den einfachsten und scheinbar selbstverständlichsten Schlüssen und Verhältnissen aus der Weg zur Problematik, ja zum Philosophischen gefunden werden. Warum sollen nicht auch die Denk- und Kombinationsspiele mit in den Unterricht einbezogen werden? Das Schachspiel ist doch zweifellos eine prachtvolle Übung, in planmäßigem, kombinierendem Denken Ruhe der Überlegung, verbunden mit klarer Entscheidungskraft, zu erzielen.

In allem aber kommt es darauf an, loszukommen von der alten Dogmatik, einzutreten in das Reich der Beweglichkeit, in das Reich der Problematik, in das Reich, das überall an die letzten Dinge grenzt.

Es kann hier natürlich keine Didaktik der einzelnen Unterrichtsfächer gegeben werden — dazu reichten die Kenntnisse und die Praxis des Verfassers nicht aus — es muß aber grundsätzlich zur Methode in den Interessenkursen ein Wort gesagt werden. „Sollen die denn alle bereits Sonderforschungsgebiete darstellen oder sollen sie im Gegenteil gar nicht wissenschaftlichen Geistes sein und in der Art der Berlitz-Scool rasch einige Kenntnisse einprägen?"

Darauf hieße die Antwort: die Methode der Berlitz-Scool oder ähnliche Systeme haben in der eigentlichen Einheitsschule bis zum 16. Lebensjahr überhaupt keinen Platz; es kann eine Sache der Praxis sein, daß ein künftiger Kaufmann auf seiner Fachschule nach dem 16. Lebensjahr sich diese oder jene Sprache derart nutzbar macht (von Aneignung kann doch keine Rede sein), aber in die eigentliche Menschen-Schule, wo aller Unterricht Hilfsmittel der Erziehung ist, gehört eine solche mechanische, noch so praktische Aneignungsmethode nicht. Damit ist aber nicht gesagt, daß der bisherige Betrieb in den Schulen gerechtfertigt sei.

Um Sonderforschungsgebiete kann es sich natürlich auch nicht

gleich handeln, sondern um Erprobung. „Bist du fähig und willens, das wissenschaftliche Prinzip des kausalen Denkens hier auf Sprache, Naturwissenschaft, Technik usw. anzuwenden? Und wofern du dazu fähig und willens bist, dann wird es sich mit den Jahren zeigen, ob du imstande bist, hier dir das Sonderforschungsgebiet zu wählen, dem deine ganze Lebenskraft gehört."

Der Abiturient des klassischen Gymnasiums kann heute doch auf keinem Gebiete etwas Ordentliches: wer liest noch 10 Jahre nach dem Abgang den Tacitus oder Sophokles? 99 % könnten es nicht mehr. Und das gymnasiale Französisch oder Englisch ist beinahe sprichwörtlich geworden, die geographischen Kenntnisse sind unter Null, die naturwissenschaftlichen erreichen kaum die des Volksschülers.

In dieser Charakteristik liegt keine Übertreibung, die Praxis bestätigt sie täglich. „Aber die formale Bildung." Von diesem Gespenst haben wir schon früher gesprochen. Etwas Richtiges ist dann gemeint, wenn darunter verstanden wird: sie haben wissenschaftlich denken gelernt. Das ist allerdings oft der Fall, aber auf wie umständliche, unfruchtbare Weise! Man sollte sich doch endlich darüber klar sein: wer wissenschaftlich denken gelernt hat, dem ist es eine Kleinigkeit, sich, wenn es sein muß, umzuschalten, mindestens innerhalb des Gebietes der Geisteswissenschaften oder innerhalb des Gebietes der Naturwissenschaften oder innerhalb des Gebietes der Technik. Die Übergänge zwischen den drei Gebieten sind vielleicht schwieriger, aber trotzdem durchaus vollziehbar. Und je intensiver er auf *einem* Gebiete zu Hause ist, um so leichter wird er sich in ein zweites hineinfinden. Uns aber hängt das Universalbildungsideal der einheitlichen höheren Schule, der allgemeinen Bildung wie Pech an: das lebende Konversationslexikon ist bestenfalls das Ergebnis dieser Bildungsfabrik. Etwas gründlich können und bescheiden sein, das ist das Ergebnis der Zukunftsschule; nichts gründlich können und unbescheiden sein, das ist das Ergebnis der heutigen (höheren) Schule!

Als erster Erprobungsunterricht war in dem Plan der Zukunftsschule das Englische genannt. Es ließe sich nach landschaftlicher Kulturbeziehung Französisch, Italienisch, Polnisch, ja auch Latein als solcher denken. Auch an die Möglichkeit, gleichzeitig mit einem

naturwissenschaftlichen Erprobungsunterricht zu beginnen, kann gedacht werden. Unter Umständen wäre auch ein technisch-künstlerischer Versuch am Platze.

Es wird eine Sache der Erfahrung sein, ob man gleichzeitig mit diesen Erprobungen einsetzt oder mehr nacheinander, ob man etwa naturwissenschaftliche und praktisch-technische Anlagen noch der ganz freien Erweckung und Betätigung in Werkstatt und Garten, in Stallung und Laboratorium, in freien Versuchen und stillen Liebhabereien überläßt.

Neusprachlicher und altsprachlicher Unterricht werden, um „wissenschaftlich" zu sein, nicht der historischen Grammatik bedürfen, so gut auch derartige Hinweise sind; sie werden sich dies Prädikat durch Entwicklung lebendigen Sprachgefühls im Vergleich und in der Einfühlung verdienen.

Zwischen alt- und neusprachlichem Unterricht muß der Unterschied walten, daß eine Übertragung aus unserer heutigen Sprache ins Lateinische oder Griechische nicht ernsthaft in Betracht kommt. Es bleibt etwas Gekünsteltes und Unnatürliches, wenn wir Gedankengänge so verschiedener soziologischer Stufen sprachlich auszutauschen versuchen. Unsere Übungsbücher reden eine überzeugende Sprache von unmöglichem Deutsch (so glatt es heutzutage auch behobelt wird) und künstlicher Fremdsprache. Solange die Parallelität der familialen, speziell der spätfamilialen Einstellung, vorhanden war, war es noch zu begreifen. Heute aber ist es ein törichtes Hindernis, das uns auf der Schule die Lektüre der spät-antiken und mittelalterlichen Schriftsteller verwehrt, weil sonst die Autorität des klassischen Latein, des klassischen Griechisch Schaden litte.

Lohnender wäre es dann, gerade die sprachliche Struktur der klassischen und nachklassischen Zeit zu vergleichen und aus ihr den Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse zu enträtseln. Damit fiele auch die Ursache unendlichen Ekels fort, der heute auf den Gymnasien die Freude an dem antiken Geist verdirbt, weil alle Lektüre auf das Übersetzen aus dem Deutschen, auf grammatische Sicherheit in der autoritativen Klassizität zugeschnitten ist. Wieviel nützlicher könnte diese Zeit darauf verwandt werden, in der Sprache

das Gewand der Gesellschaft zu sehen und darunter ihr Herz leidenschaftlich und hart pochen zu hören[1].

Der neusprachliche Unterricht kann und darf dieses Hin und Her zwischen Sprache und Sprache nicht entbehren, und gerade aus dem Vergleich mit dem Deutschen wird sich sprachlicher, geistiger und gesellschaftlicher Unterschied offenbaren, sei es zu den demokratischen Westvölkern, sei es zu den primitiveren Ostvölkern. Aber auch hier dürfte man nicht zu den zurechtgemachten Übungsbüchern greifen, sondern sollte, sobald sich eine unmittelbare Aufnahme der Sprache, ein Einfühlen und Einleben vollzogen hat, aus Zeitungen, Romanen, wissenschaftlichen Werken der heutigen Zeit hinüber und herüber diese sprach- und geistvergleichende Übung vornehmen. So stellt der Sprachunterricht eine außerordentlich wichtige Seite aller soziologischen Erkenntnis dar.

Wie steht es aber mit einem besonderen philosophischen Unterricht? Darf eine solche Einführung in der Zukunftsschule fehlen?[2]

Wir glauben, daß eine wichtige Seite der Philosophie — mehr als im allgemeinen geahnt wird — in den soziologisch ausgebauten Geschichtsunterricht gehört: Philosophie als die allgemeinste Begründung des jeweiligen gesellschaftlichen Zustandes.

Wir glauben, daß die Durcharbeitung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Probleme „in der kritischen Untersuchung unserer Denk- und Forschungsarbeit" stets kontrolliert und vertieft werden muß, wobei es einzelnen, besonders angeregten jungen Menschen freisteht, sich zu einer Arbeitsgemeinschaft für physiologische Psychologie, eventuell für Erkenntnistheorie, für Ethik, für Soziologie zusammenzuschließen.

Wohl sind bei dem heutigen Spezialitätentum und Automatenbetrieb unserer höheren Schulen alle die Versuche begreiflich, die in einer philosophischen Propädeutik, in einem lebenskundlichen Unterricht etwas wie eine Synthese schaffen wollen, wie einen Sammelpunkt für all die auseinanderstrebenden und zer-

---

[1] Vgl. dazu Walter Schönbrunn „Erziehung zum kritischen Denken bei der Lektüre lateinischer Klassiker" (Heft 2 der „Praxis der entschiedenen Schulreform", Verlag Neues Vaterland, Berlin 1921).

[2] Vgl. hierzu M. H. Baege: „Philosophische Propädeutik?" (Entschiedene Schulreform S. 95 ff.).

flatternden Wünsche und Neigungen — für die Zukunftsschule fällt jeglicher Anlaß zu solch künstlicher Schöpfung fort; es spricht aus diesem heutigen Wunsche für den Soziologen die Sehnsucht, aus der kapitalistischen Zersetzung herauszukommen, und die Unfähigkeit, schöpferische Vereinheitlichung zu vollbringen. Die Zukunftsschule trägt die Einheit in der Werkgemeinschaft, sie bedarf keiner verbindlichen Religions-, Ethik-, Philosophiestunden. Sie läßt allen die Freiheit, solchen Bedürfnissen für sich nachzugehen, sie fürchtet nicht etwaige Zerreißung und Zersplitterung: denn sie wird getragen von einer Gesellschaft, die ohne kastenmäßige Sonderung, die ohne irgendwelche Verknechtung in sich einheitlich ist und die sich schöpferisch und denkkräftig in ihrer Schule fortpflanzt.

Kunst und Wissenschaft gehören dem ganzen Volke. Jeder habe teil an ihnen, jeder helfe zu ihrer Blüte — und jedem im Volke werden Kunst und Wissenschaft behilflich sein, mitzuarbeiten an einer planvollen, zielbewußten Erneuerung der gesamten Menschheit.





S C H L U S S W O R T



Persönlichkeit, Gesellschaft
und Gemeinschaft.
Materialismus und
Idealismus.

Die familiale Weltanschauung macht unsere Gedanken über Gemeinschaft und Persönlichkeit lächerlich, indem sie einmal darüber witzelt, daß wir die Selbstverantwortung wollen und dabei die Pflicht zur gegenseitigen Unterstützung anerkennen, ein andermal sich erregt, daß wir nicht genügenden Gemeinschaftsgeist hätten[1].

„Es ist ja scheinbar eine Antinomie — aber im Grunde so gegensätzlich wie alles Leben, das ja eben nicht durch eine Formel aufzulösen ist — daß Individuum und Gemeinschaft sich gegenseitig bedingen, daß die Höchstentwicklung des Individuums nur durch die Gemeinschaft gewährleistet ist und daß anderseits die Gemeinschaft nur gedeihen kann durch Selbstbescheidung des Individuums. Das liegt im Wesen des Menschen als eines Zoon politikon begründet. Der Mensch ist nur als soziales Geschöpf denkbar."

Mit diesen Worten begründete der Verfasser seine Stellung zum Geschichtsunterricht als zu einem ganz wesentlichen Hilfsmittel der Erziehung, die sich einstellt auf die Lebensgemeinschaft.

Diese Antinomie bedarf noch eingehender Klärung.

Schon der Begriff der „personalen Epoche" bedarf der Erläuterung, zumal Müller-Lyer selber ursprünglich den Ausdruck „individuale Epoche" gebraucht hatte. Er sagt darüber[2]: „Diese Bezeichnung hat aber den Nachteil, daß Individualismus als Gegensatz zum Sozialismus eine Einseitigkeit der Charakterentwicklung bezeichnet, die mit dem Ausdruck Individuale Epoche durchaus nicht gemeint war." Er meint mit „individual" oder „personal" etwa „sozial-individualistisch", d. h. einen Zustand, in dem die größtmögliche Freiheit der einzelnen Persönlichkeit mit größtmöglicher Vergesellschaftung des gesamten öffentlichen Lebens verbunden ist.

„Es ist einer der verhängnisvollsten und zugleich populärsten Irrtümer unserer Zeit, daß Sozialismus und Individualismus unvereinbare Gegensätze seien. Das ist nur dann der Fall, wenn man beide Anschauungen einseitig und extrem auffaßt, wenn man im Sozialismus eine gewaltsame Gleichmacherei sieht, ein Kasernen-

---

[1] Vgl. dazu die früher erwähnte Kritik der „Entschiedenen Schulreform" im „Humanistischen Gymnasium" und die Glossen zur Bundesarbeit in der „Nationalen Erziehung".

[2] „Phasen der Liebe", S. 68, Anm.

leben unter künstlicher Regulierung und Bevormundung durch die Staatsgewalt oder eine Universalbureaukratie, einen Kommunismus der Faulen auf Kosten der Fleißigen unter Abschaffung aller persönlichen Freiheit, sowie der Konkurrenz und jeglichen Wettbewerbs u. dgl. Richtig verstanden aber ist der Sozialismus etwas anderes: es ist die Vereinigung (Sozialisation) der Kräfte zu höheren Aufgaben, als sie der Einzelne zu lösen vermöchte, es ist die höchste Steigerung der menschlichen Macht durch planvolles Zusammenwirken. Und ebenso ist der wahre Individualismus nicht die Anarchie und auch nicht die Herrschaft einer kleinen Minderheit, der Plutokratie, sondern es ist die Freiheit des Individuums, die keine anderen Grenzen hat als die Freiheit der übrigen Individuen.“[1]

Und an anderer Stelle formuliert Müller-Lyer:

„Je besser die Gesellschaft organisiert ist, um so reicher und machtvoller ist sie; und um so reicher und machtvoller ist also auch — bei einer gerechten Verteilung der Arbeitsprodukte — der Einzelne.“[2]

Damit wird das wechselseitig wirkende Verhältnis zwischen Gesellschaft und Individuum treffend gekennzeichnet.

Was ist nun aber diese „Gesellschaft“, von der wir behaupten, sie pflanze sich in der Erziehung fort?

„Als Gesellschaftssphäre gilt Marx die Welt der Bedürfnisse und der Bedürfnisbefriedigung, der Wirtschaftstätigkeit mit den sich aus ihr ergebenden materiellen und den aus diesen erwachsenden geistigen Beziehungen von Mensch zu Mensch. Mitglied der Gesellschaft ist der Mensch also insofern, als er mit den anderen durch seine wirtschaftliche Arbeitstätigkeit (Unterhaltsgewinnung) verknüpft ist und Anteil am wirtschaftlichen Lebensprozeß der Gesellschaft hat, also heute in seiner Eigenschaft als Unternehmer, Lohnarbeiter, Handwerksmeister, Fabrikant, Bankier, Händler, Agent, Ingenieur usw. Die Klassenschichtung ist demnach auch kein staatliches, sondern ein soziales Gebilde, die Klasse keine staatliche Institution, sondern eine soziale, aus dem Wirtschaftsprozeß sich ergebende gesellschaftliche Schicht. Und das Band, das die Gesellschaft zusammenhält, ist kein Staatszwang, sondern der eigene Be-

[1] Myller-Lyer: „Der Sinn des Lebens“, S. 224.
[2] a. a. O. S. 226.

dürfniszwang; das Verflochtensein mit anderen im gesellschaftlichen Wirtschaftsgetriebe.

Dagegen ist der Mensch nur insofern Mitglied einer Staatsgemeinschaft, als er mit dieser durch staatliche Rechte und Pflichten verbunden ist, als er Mitbürger, Concitoyen ist, und als solcher der staatlichen Rechtsregelung untersteht. Er ist deshalb auch nicht Staatsmitglied in seiner Eigenschaft als Bourgeois oder Arbeiter, Ingenieur oder Händler, sondern in seiner Eigenschaft als Rechtsteilhaber an einem politischen Gemeinwesen und dessen Einrichtungen."[1]

Legen wir diese Marxsche Begriffstrennung zwischen Gesellschaft und Staat zugrunde, so ergibt sich, daß die Schule in erster Linie eine Funktion der Gesellschaft ist. Die Welt der Bedürfnisse und der Bedürfnisbefriedigung schuf im kapitalistischen System die höhere Schule nach den Bedürfnissen des Bourgeois, die Volksschule nach den Wünschen des Bourgeois, die eine Schule für ihn und seinesgleichen, die andere für den von ihm auszubeutenden Proletarier. Die Welt der Bedürfnisse und der Bedürfnisbefriedigung wird im sozialistischen System nur die einheitliche, innerlich differenzierte, elastische Schule kennen, die die wirtschaftliche und geistige Bedürfnisbefriedigung des gesamten Volkes planvoll vorbereitet und ermöglicht.

In dieser Hinsicht — soweit die Zukunftsschule aus der Gesellschaft hervorgeht — können wir sie soziologisch-rational, können wir die Psyche ihrer Besucher entsprechend bestimmen. Wir kämen von diesem Gedanken aus zu der Betonung des Überindividuellen, des Sozialen. Und da möchte die Frage entstehen: wie soll dabei der Persönlichkeit ihr Recht werden? Sieht denn der Marxismus die Menschen nicht bloß als Herdentiere? Will er nicht die unpersönliche Einförmigkeit der Masse?

Kautsky hat sich einmal grundsätzlich zu der Frage Individuum und Gesellschaft geäußert, er sagt[2]: „Was wir Gesellschaft nennen, ist ja nur die Gesamtheit der Verhältnisse von menschlichen Indivi-

---

[1] Heinrich Cunow, „Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie" I. Bd. 1920 (Buchhandlung Vorwärts, Berlin) S. 253.

[2] Kautsky, „Vorläufer des neueren Sozialismus" (4. Aufl., Dietz, 1919), Vorwort, S. IX ff.

duen, deren Lebensbedingungen ihr Zusammenwirken, Füreinanderwirken oder auch Gegeneinanderwirken erheischen.[1] Die Geschichte hört dort auf, wo die Zeugnisse über das Wirken einzelner Persönlichkeiten aufhören. [Auch zu dieser Formulierung wäre kritisch mancherlei zu sagen.] Die materialistische Geschichtsauffassung unterscheidet sich von den herkömmlichen Geschichtsauffassungen nicht dadurch, daß sie von der Persönlichkeit in der Geschichte absieht, sondern dadurch, daß sie nicht bei den einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten stehen bleibt, die in der geschichtlichen Überlieferung allein fortleben und als die einzigen Träger des geschichtlichen Prozesses erscheinen. Dieser ist uns vielmehr das Produkt **aller** an ihm beteiligten Persönlichkeiten, und selbst das machtvollste einzelne Individuum kann nicht so gewaltigen Einfluß üben wie die Gesamtheit der Masse. Was diese bewegt, müssen wir vor allem erkennen, wollen wir die geschichtliche Entwicklung begreifen. ....

Haben wir also eine historische Persönlichkeit vor uns, die es darzustellen und zu begreifen gilt, dann heißt es vor allem untersuchen, welche ihrer Züge sie mit gesellschaftlichen Erscheinungen ihrer Zeit und ihres Volkes gemeinsam hat, und welche ihre persönliche Eigenart bilden. Ist das festgestellt, dann hat man wieder nachzuforschen, inwieweit die persönliche Eigenart in Besonderheiten der Umgebung und der Lebensschicksale begründet ist, die auf das Individuum einwirken. Ist man darüber klar geworden, **dann wird im Individuum noch ein Rest übrigbleiben, der nur durch seine persönliche, angeborene Begabung zu erklären ist.**[2] Hier muß der Historiker Halt machen."

Kautsky erörtert dann die weiteren Aufgaben: die Scheidung des Besonderen und des Allgemeinen in der gesellschaftlichen Bewegung, deren Vertreter jene Persönlichkeit ist. Und schließlich das Schwerste: „Wir müssen untersuchen, einerseits, inwieweit die historische Eigenart der einzelnen Bewegung erklärbar wird durch die Eigenart der Gesellschaft und der Ökonomie ihrer Zeit; anderseits, inwieweit das Gemeinsame der verschiedenen Bewegungen

[1] Zu dieser etwas unklaren Formulierung der Gesellschaft vgl. Heinrich Cunow a. a. O. S. 262 f.

[2] Vom Verfasser gesperrt.

durch die Faktoren bedingt wird, welche die verschiedenen gesellschaftlichen Formen und die verschiedenen Produktionsweisen miteinander gemein haben."

Es bleibt also im Individuum ein Rest, der nur durch seine persönliche, angeborene Begabung zu erklären ist. Kautsky will diesen Rest dem Künstler und dem Naturforscher lassen. Das, was dem Künstler gehört, das, was dem Erzieher gehört, ist das Irrationale des Menschen, das Kosmische im Menschen.

Wir verkennen also keineswegs den Wert dieser historisch-soziologisch nicht faßbaren Kräfte, möchten aber dabei betonen, daß gerade diesen Kräften die neue Gesellschaft und die neue Schule gerechter werden kann als die alte Gesellschaft und die alte Schule. Wir sprachen wiederholt von den irrationalen Werten, auf die sich die neue Gesellschaft in besonderem Maße aufbaut. Wir sprachen von der vertikalen Kraft schwächerer Naturen, die sich in Anlehnung an frei gewählte Führer richten wird, wir sprachen von Gemeinschaften. Und wir glauben, daß die Gemeinschaft der beste Nährboden für die Entwicklung der Persönlichkeit im Rahmen der sozialen Gesellschaft ist. Der bisherige Begriff der Persönlichkeit entsprach dem des rücksichtslosen Individualismus auf Kosten der anderen, entsprach dem mißverstandenen Darwinismus, dem Recht des Stärkeren, entsprach der rücksichtslosen kapitalistischen Profitwirtschaft. Ihn züchtete die alte Schule, indem sie den Kampf aller gegen alle zum Prinzip des Schullebens machte, indem der Lehrer das Recht des höchsten Mißtrauens gegen die Schüler, der Direktor das des höchstens Mißtrauens gegen die Lehrer, der Schulrat das des höchstens Mißtrauens gegen alle proklamierte. Gesellschaft und Gemeinschaft sind keineswegs inhaltgleiche Begriffe. Gesellschaft ist der rationale, auf Wirtschaftsorganisation zurückgehende Begriff, Gemeinschaft ist der irrationale, auf Menschenorganisation beruhende Begriff. Eine Schule ist noch keine Gemeinschaft. Von der heutigen gar nicht zu reden.

Aber die Zukunftsschule soll zur Gemeinschaft führen: indem sich eine größere Zahl von Gemeinschaften um führende Menschen — Erzieher und Jugendliche — bilden, indem diese Gemeinschaften an dem Gesamtwerk der ganzen Schule, in der Schulgemeinde arbeiten — erwächst die Zukunftsschule zur großen Erziehungsge-

meinschaft. Die neue erwachende Erotik, getragen von der Frau, antipolar zur Differenzierung der Frau nach Berufen entwickelt, gibt die Grundkraft, auf der sich solche Gemeinschaften erbauen.

Und langsam werden sich die Kräfte breiten: zur Volksgemeinschaft, zur Menschheitsgemeinschaft. Je mehr die rationalen Faktoren einer planmäßigen Weltwirtschaft zur Geltung kommen, desto mehr werden die parallelen irrationalen Beziehungen sich kräftigen.

Im Rahmen solcher Gemeinschaften werden sich Persönlichkeiten entwickeln, genährt von kosmischen Kräften. Nicht in dem Sinne, möglichst viele an sich fesseln zu wollen, möglichst viele zu beherrschen, sich zu verpflichten; sondern in dem Sinne, möglichst viele frei und selbständig machen zu wollen, möglichst viele von sich zu lösen.

> Denn das ist Schuld, wenn irgendeines Schuld ist:
> die Freiheit eines Lieben nicht vermehren
> um alle Freiheit, die man in sich aufbringt.
> Wir haben, wo wir lieben, ja nur dies:
> einander lassen; denn daß wir uns halten,
> das fällt uns leicht und ist nicht erst zu lernen.
>
> Rilke, Requiem.

So entsteht die „Sozialaristokratie“ der personalen Epoche. Müller-Lyer ordnet nach den Prinzipien der Führerschaft[1]:

„1. In der Feudalzeit führte der Geburtsadel, d. h. eine Klasse, bei der der Zufall der Geburt ausschlaggebend war.

2. Mit dem Aufkommen des Kapitalismus wurde dies Prinzip insofern gemildert, als nun jeder, der mit dem erforderlichen Erwerbssinn oder auch gewissen Talenten ausgestattet war, wenigstens de jure zur Führerschaft kommen konnte. — Doch war die Berufswahl sowohl unter der Feudalaristokratie als der Plutokratie vorwiegend familial bestimmt, d. h. sie beruhte vorwiegend auf der Erbfolge.

3. Die Sozialaristokratie der „personalen“ Epoche dagegen beruht nicht auf der Familie und ihren vererbbaren Privilegien, sondern ausschließlich auf der Persönlichkeit, auf der Tüchtigkeit, dem ethi-

---

[1] „Die Zähmung der Nornen,“ I. Teil, S. 195 ff.

schen Willen und den Verdiensten der einzelnen Person, und der Führer wird nicht durch den Zufall der Geburt, sondern durch die Wahl organisierter Menschen an die richtige Stelle gebracht. ...

Da nun diejenigen Führer, die nach den beiden älteren Prinzipien durch das Familienvorrecht zur Führerschaft gelangten, notwendig konservativ und reaktionär sind (d. h. soweit sie nicht aus ihrer inneren Veranlagung heraus zugleich dem „natürlichen Adel" zugehören), so wird der Kulturfortschritt hauptsächlich davon abhängen, in welchem Maß der Naturadel den Geldadel und den noch älteren Geburtsadel aus den führenden Stellungen verdrängen kann. Dies hat wohl Ibsen gemeint, wenn er in einer Rede an die Drontheimer Arbeiter einst sagte:

„Es muß ein adeliges Element in unser Staatsleben, in unsere Regierung, in unsere Volksvertretung und in unsere Presse kommen. Ich denke natürlich nicht an den Adel der Geburt, auch nicht an den Adel der Wissenschaft, ja, nicht einmal an den Adel des Genies und der Begabung, sondern an den Adel des Charakters, an den Adel des Willens und der Gesinnung."

Wenn nun die neue Sozialaristokratie auch nicht des Genies und der Begabung wird entbehren können, so wird sie aber in der Tat vor allem ein Adel des Charakters und der Gesinnung sein müssen. Denn ihre eigentliche Aufgabe ist der Kampf gegen die menschlichen Leiden und die Heraufführung des „wohlgeordneten Staates".

Diesem Kampf gegen die menschlichen Leiden hat Müller-Lyer ein eigenes Werk gewidmet: Soziologie der Leiden[1], auf das hier nur verwiesen werden kann.

Wir glauben also, daß gerade die sozialistische Gesellschaft den produktiven Führertyp, die Fülle befreiender Persönlichkeiten schaffen wird, bis wir eines Tages dahin kommen, daß das ganze Volk aus „Persönlichkeiten" besteht.

„Ja, das Ideal wäre, daß das ganze Volk aus solchen Aristokraten bestünde. ... Es muß ... eine Aristokratie geben, die dem Fortschritt die Wege bahnt, und deren Mitglieder zugleich den vorbildlichen Zukunftstypus des (späteren) Normalbürgers darstellen. Indem dann aus diesem sich wieder eine Führerschaft abhebt, und

---

[1] A. Langen, 1914.

die nächste höhere Stufe erklimmt, wird der geistige Boden, auf dem das ganze Volk schafft und lebt, fortwährend gehoben."[1]

Diese aus den Gemeinschaften hervorgehenden Führer oder Sozialaristokraten werden dann wiederum die großen Organisatoren sein, die die Welt der Bedürfnisse und der Bedürfnisbefriedigung zum Wohl der Gesamtheit leiten und damit der Gesellschaft die höchsten Dienste leisten.

So stehen sich zwei Gesellschaftsordnungen gegenüber mit entsprechender Ordnung des Schul- und Erziehungswesens: dort Kommandier- und Pariermenschen, hier Führer und freie, ungezwungene Kameradschaft; dort Klasse und auferlegtes Gesetz, hier Arbeitsgemeinschaft und Selbstverantwortung — unsere ganze Zeit ist von dem Ringen dieser beiden Gesellschaftsprinzipien erfüllt — und langsam sinkt in der Hand des Schicksals die Wagschale der neuen Gesellschaft, die Wagschale des Sozialismus.

Wie sich hier bei näherer Untersuchung des Persönlichkeitsproblems das überraschende Ergebnis gefunden hat, daß gerade die kommende Gesellschaft die Persönlichkeitswerte pflegt, während man allenthalben aus Furcht vor Verknechtung den Sozialismus anfeindet und aus Gewohnheit die eigenen Ketten, die ständig rasselnden, nicht mehr hört, werden wir auch bei einer anderen Frage beobachten können, daß sich Vorwürfe, die man dem Geist der neuen Zeit macht, gegen die Urheber solcher Rede zurückwenden und sie selber treffen.

Die alte Gesellschaft benutzt als Reklame für ihre Schönheit ein Wechsellicht auf der Spitze ihres Warenhauses, und bald strahlt das Wort „Persönlichkeitswert", bald „der alte Idealismus" — oder wie die Parole des alten Systems sonst lautet.

Und gerade mit dem Idealismus fängt man die akademische Jugend.

Es ist eine von den vielen Ironien der Weltgeschichte, wenn sich die kapitalistische Gesellschaft das Beiwort „idealistisch" zudiktiert. Sie weiß genau, wie rücksichtslos egoistisch und profitgierig sie im Grunde ist — aber noch mit heiserer Stimme krächzt sie: „Religion, Gott, Unsterblichkeit, Himmel", noch mit lahmender Hand weht sie mit der Fahne, auf der in Riesenlettern prangt: „Vaterland." —

---

[1] „Soziologie der Leiden", S. 194.

Und der neuen Gesellschaft, die mit gesunden, geraden Gliedern in schlichtem Kittel, umweht von Erdgeruch, einfach und stolz vor ihr steht, schreit sie ins Gesicht: „Du materialistische Dirne!“

Der Arbeiter ist mit Recht außerordentlich skeptisch gegen alle hohen Worte, gegen alle Rede von Gott und Religion, allzu oft hat er sie hören müssen, wenn es galt, für die Dividenden der Kuxen- und Aktienbesitzer länger und schwerer zu arbeiten.

Darum ist dieser „Idealismus“ allerdings in Arbeiterkreisen in Verruf gekommen.

Und wir geben es unumwunden zu, daß in dem Kampf der Geister, in der Notwehr der Arbeiterschaft, sich gegen diese aufgeputzten Lügen zu wehren, manches Wort gefallen ist, das gegen die Idee überhaupt, das gegen die Religion, das gegen hohe Gedanken schlechthin gerichtet zu sein schien. Wir sahen an dem Beispiel, wie Engels gegen Eugen Dühring polemisierte, zweifellos ein Über-das-Ziel-hinausgehen bei der Beurteilung religiöser Werte. Und dennoch, das hätte dem aufmerksamen Beobachter den Blick nicht trüben dürfen: welch ungeheurer Idealismus steckt in dem Kampf der Arbeiterschaft gegen die brutale Vergewaltigung zur Zeit der Bismarckschen Sozialistenverfolgung!

Gegen den Druck der unwahr oder — um mit Bonus zu reden — käfig gewordenen Ideologismen war kein Wort der Abwehr zu hart; man übersah aber vielfach dabei, daß jeder wirtschaftliche Zustand eine notwendige geistige Entsprechung hat, und daß diese Ideologie, solange sie in der tatsächlichen ökonomischen Lage verwurzelt ist, lebendig, echt und wahrhaftig ist.

Die Worte „Idealismus“ und „Ideologie“ sind deshalb in schweren Mißkredit geraten, obwohl die Marxistische Anschauung der Dinge genau so eine Ideologie ist wie die von Thomas von Aquino, obwohl die Arbeiterschaft tausendfach einen Idealismus bewiesen hat, der dem der Freiheitskämpfer von 1813 um nichts nachsteht.

Das kritische Denken mußte sich ja empören, wenn philosophisch-abstraktes Denken die Welt von irgend welchen Ideen, von Gott oder großen Männern gezeugt, bewegt wissen wollte und schließlich darein mündete, die bestehenden Zustände als „Gott gewollt“ oder „vernünftig“ zu erklären.

So führt Kant in seiner Rechtslehre aus:

„Ohne alle Würde kann nun wohl kein Mensch im Staate sein; denn er hat wenigstens die des Staatsbürgers; außer wenn er sich durch sein eigenes Verbrechen darum gebracht hat, da er dann zwar im Leben erhalten, aber zum bloßen Werkzeuge der Willkür eines anderen (entweder des Staates oder eines anderen Staatsbürgers) gemacht wird. Wer nun das letztere ist, was er nur durch Urteil und Recht werden kann, ist ein Leibeigener (servus in sensu stricto) und gehört zum Eigentum (dominium) eines anderen, der daher nicht bloß sein Herr (herus), sondern auch sein Eigentümer (dominus) ist, der ihn als Sache veräußern und nach Belieben (nur nicht zu schandbaren Zwecken) brauchen und über seine Kräfte, wenngleich nicht über sein Leben und Gliedmaßen verfügen kann." Damit wird die Berechtigung der preußischen Leibeigenschaft philosophisch „bewiesen."[1]

So erklärt Hegel:

„Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, ist wirklich."

Cunow interpretiert:

„Auf die Geschichte angewandt, besagt also der Hegelsche Satz: Was sich im geschichtlichen Entwicklungsgang aus den sozialen Verhältnissen heraus mit innerer Notwendigkeit vollzieht, das ist vernünftig; was nicht in diesen Verhältnissen begründet ist, ist unvernünftig."[1]

Zweifellos haben die ostelbischen Junker ihre Herrschaft in Preußen als aus den sozialen Verhältnissen heraus mit innerer Notwendigkeit geboren, also als vernünftig empfunden.

Gegen solchen Mißbrauch der Gedankensysteme unter dem Schein der Wissenschaft und Objektivität, dazu bestimmt, eine bestehende Herrschaft durch die Idee zu rechtfertigen, hat sich die ökonomische Wissenschaft mit Recht gewandt und die materielle Basis als die entscheidende Grundlage aller Lebensäußerungen aufgezeigt. Daß der Begriff des Materiellen hierbei zunächst reichlich eng gefaßt wurde, daß die Ablehnung geistiger Faktoren vielfach reichlich radikal geschah, lag in der Natur dieser notwendigen Reaktion.

---

[1] Entnommen aus Cunow a. a. O. S. 222 u. 231.

Heute haben sich die Verhältnisse bereits in hohem Maße ausgeglichen, die Berechtigung und Wahrhaftigkeit der Ideologie kann nicht mehr abgeleugnet werden; gegen die Ideologismen gilt es dafür eindeutiger und unerbittlicher denn je zu kämpfen.

Dagegen versinkt die kapitalistische Gesellschaft rettungslos in den Sumpf ihrer Schieber- und Profitorgien. Und wer nicht selber aus dem Vollen wirtschaften kann, schaut mit Neid auf die Bevorzugten, und bis in weite Kreise der Arbeiterschaft geht die Gier nach diesen fragwürdigsten aller Lebensgenüsse. Gewiß gibt es im Bürgertum noch weite Kreise, die innerlich von diesem Treiben angeekelt sind; sie beruhigen mit antisemitischen Redensarten ihr Gewissen und glauben, damit der Verantwortung für diese von ihnen mit aller Kraft geförderte Wirtschaft enthoben zu sein.

Statt diese Dinge gründlich zu prüfen, wendet man allen ehrenwerten, seit Generationen vererbten „Idealismus" auf, um das Kommen der neuen Gesellschaft zu hemmen, glaubt mit dem trockenen und zerschlissenen Lappen einer seinerzeit vollwertigen Ethik die Sturmflut der kommenden Dinge aufwischen zu können.

Wo ist der wahre Idealismus? Wo der wahre Materialismus? Haben denn jene Kreise, die so wissend und hochmütig auf die Arbeiterschaft herabsehen, haben denn diese Kreise jemals einen ganzen Tag, einen halben Tag unter Arbeitern als einer der ihren gestanden, haben in Arbeiters Heim, in Arbeiters Seele wirklich einmal hineingeschaut, ohne sich von den Requisiten bürgerlichen Geschmackes in Möbeln und Kleidung, in Bild und Buch, in Wort und Gebärde den Zugang zu seinem tiefsten, eigentlichen Sein versperren zu lassen?

Es ist ein Jammer, der durch die Seele wie sieben Schwerter geht, wenn man heute Menschen des gleichen Blutes, der gleichen Sprache, der gleichen kulturellen Erbschaft und Not sich so fremd gegenüberstehen sieht, als wären es fremdsprachige Geschöpfe aus verschiedenen Erdteilen, aus verschiedenen Jahrhunderten.

Folgender Notschrei einer erkennenden edlen Frau ging aus der „Oberweser Volkszeitung", unterzeichnet von Hermynia zur Mühlen, kürzlich durch die Presse:

„Es wird mir gesagt, der Weltuntergang nahe, — die rohe Masse zur Macht gelangt, werde alles in mühseliger Kulturarbeit Ge-

schaffene zertreten, wir, die Stützen der Gesellschaft, würden gestürzt, vernichtet, hingemetzelt werden. Daher gelte es, sich zusammenzuschließen wider den roten Terror.

Ich bin in mich gegangen, wie ein Mensch in seiner Todesstunde, da er vor dem Spruch des ewigen Richters zittert, und habe mein Gewissen erforscht. Nun will ich meine Beichte ablegen, die Beichte meiner ganzen Klasse, deren Sünden zum Himmel schreien.

Ja, wir haben sie alle begangen, alle Stunden, alle Tage, alle Jahre, die einzige unverzeihliche Sünde, die Sünde wider den heiligen Geist, für die es keine Vergebung gibt: Wir haben der erkannten Wahrheit widerstrebt.

Denn wir haben gewußt, was wir taten.

Wir haben an sternenhellen Sommerabenden im duftenden Park, am kühlen Meeresstrand, im schneeschimmernden Hochgebirge gewußt, daß in stinkenden, luftlosen Straßen, in ungesunden Zimmern und Kellerlöchern Menschen keuchen, schwitzen, mit arbeitserschöpften, nach Luft ringenden Leibern.

Wir haben im Winter, in Pelze gehüllt, gewußt, daß dünn gekleidete Kinder frierend durch die Straßen laufen, wir haben in warmen, behaglichen Zimmern um die eisigen Kellerwohnungen gewußt, in denen Kranke liegen.

Wir haben, vor köstlichen Speisen sitzend, gewußt, daß Menschen, daß Kinder hungern, nach trockenem Brot schreien, und haben gekaut und geschlungen und seltene Weine getrunken.

Wir haben, die Freuden des Geistes genießend, um die Sehnsucht der Menschen gewußt, deren Geist brach liegen muß, deren schönheitsdurstige Augen bloß schmutzige Hinterhöfe und kahle Fabrikräume erblicken.

Wir haben, geborgen im Hinterland, gewußt, daß andere für unsere Interessen zu Krüppeln werden.

Wir haben das Elend und die Not gewußt, die unsere Füße umbrandeten, und haben den Kopf gewandt, haben mit grausamen, wissenden Händen die Menschen in die schwarze Flut der Knechtschaft gestoßen.

Wir haben gewußt, was wir taten.

Verstockte Sünder, wollen wir auch heute noch die Wahrheit morden, die unser Todesurteil spricht?

Ich aber schreie hinaus in die Welt: Wir haben gewußt, was wir taten, wir wissen es! Können wir von den Menschen eine Gnade für eine Sünde erwarten, für die Gott selbst kein Erbarmen kennt?"

Wahrlich, sie haben es gewußt und wissen es noch, was sie tun, ganz im innersten Herzen — aber die Macht der Gewohnheit! Die Macht der Tradition, die Macht der guten Gesellschaft!

Wir aber möchten rufen mit dem Propheten: „Land, Land, höre des Herren Wort," möchten die Gewissen wecken und all die Trägen, Schüchternen, Satten aufrütteln aus ihrer Ruhe.

Ja — wo ist der Materialismus? Wo der Idealismus?

Und so rufen wir alle, die noch zu Opfern fähig sind, alle, die noch nicht eingelullt sind von der Drehorgel der Gewissensinvaliden, von den süßen Reden der Beharrungsapostel, so rufen wir alle auf, mitzuwirken am Werk der Erziehung, heraufzuführen ein Geschlecht von gesundem Leib, froher Seele, blühend in der Kraft des Eros, stolz und bescheiden in Selbstverantwortung und Tat.

Denn darüber mögen sich die staatlichen Gewalten jeder Täuschung entschlagen: mag die Schulreform in tausend Erlassen betrieben und wieder eingeschränkt werden nach dem Rhythmus der Echternacher Springprozession, mag man mit „Aufbau" und „Oberschulen" Mittel und Mittelchen finden, um die eigentliche Einheitsschule zu verbauen — letzten Endes liegt die Entscheidung nicht bei Geheimräten und Finanzministern: nicht der Staat spricht das entscheidende Wort, sondern die Gesellschaft!

Und wir wissen, es kommt der Tag, da sich der Sieg der neuen Gesellschaft vollendet. Ob wir's erleben werden? Das wissen wir nicht. Wir kennen in der Soziologie lange und bittere Rückschläge. Auf die Antike folgt ein Rückschlag von 1500 Jahren. Wir wissen das. Wir wissen, daß Unverstand und Torheit, Trägheit und Mammonismus unser Werk verzögern können, mißleiten, verderben — aber nur auf Zeit. Wir sind epochal eingestellt und sorgen uns nicht um unser bißchen Leben.

Darin aber erkennen wir den ungeheuren Unterschied zur Antike.

Es gab damals keine Erkenntnis von den Gesetzen des Werdens, es gab damals kein organisiertes Proletariat wie heute, bereit, Hand ans Werk zu legen, es gab damals keine derart entwickelte Technik und Wissenschaft wie heute: wir sind bereits der Agonie der spätfamilialen Zersetzung entronnen, wir stehen bereits auf der Schwelle zu einer neuen Menschheitsepoche. Anders als vor 1800 Jahren ist die Frau erwacht, ihre berufliche Arbeit, ihre erneute Menschenwürde, ihre mütterliche Liebe — das sind Kräfte, die alle der kommenden Gesellschaft dienen.

Und so glauben wir nicht an lange Verzögerung unseres Werkes. Es ist alles bereit. Die kapitalistische Gesellschaft tanzt auf dem Vulkan.

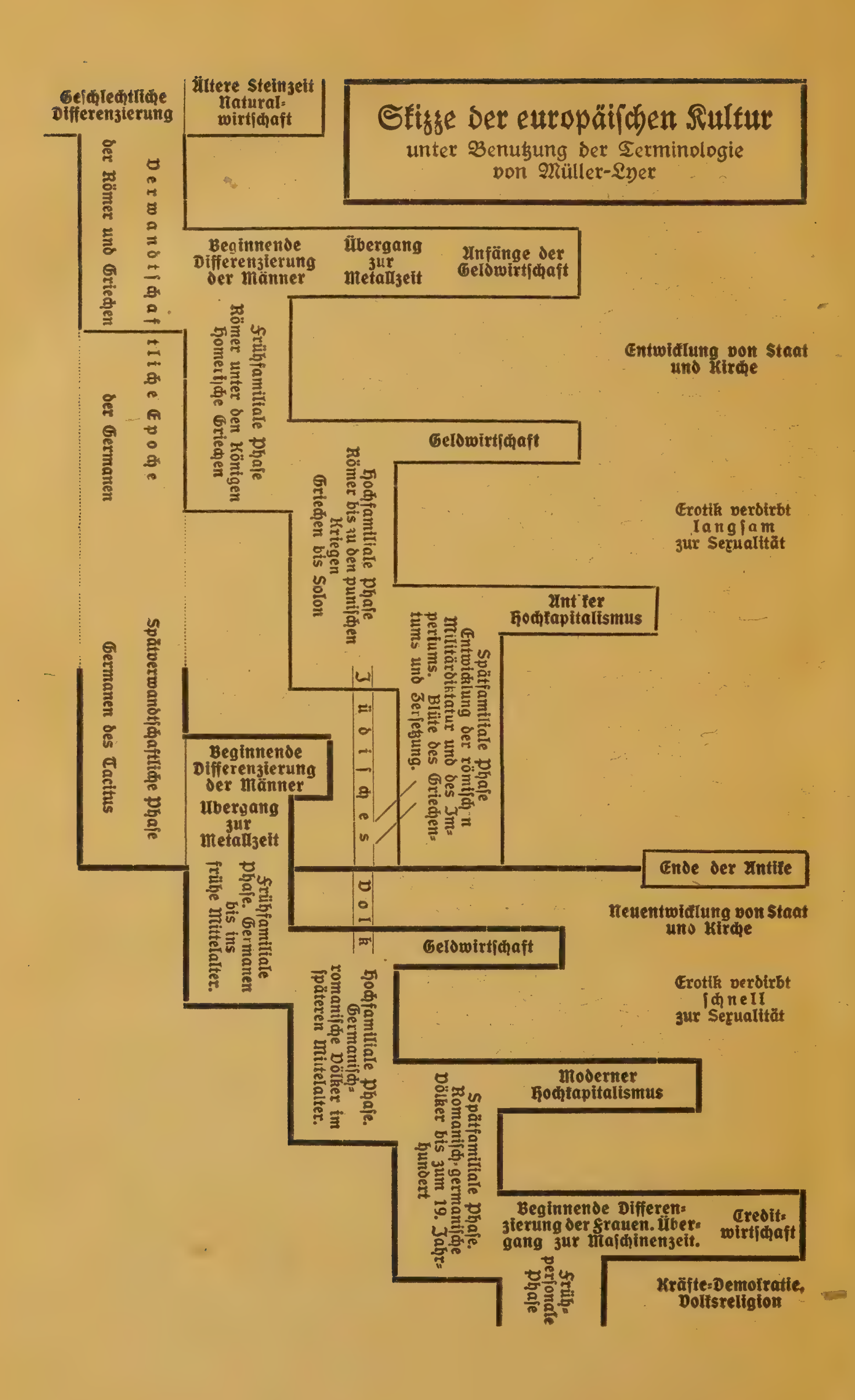
Und wenn sich nicht die Einsicht in weiten Kreisen des Volkes finden wird, dann muß der Weg unter Blut und Tränen gegangen werden. Nicht als ob wir der Zerstörung oder dem Mord das Wort redeten. Aber wir sehen die ungeheure Katastrophe vor uns und finden ein tändelndes, sich berauschendes oder träges und dumpfes Volk.

Ob der Staat mitmacht oder nicht: die neue Gesellschaft ist bereits im Begriff, sich ihre Schulen zu schaffen, und es wird die Zeit kommen, wo die neue Gesellschaft über drei- und viersträngige höhere Schulen, über Berechtigungen und Universitätsklausur lächelnd zur Tagesordnung übergehen wird, ja, wo sie unter Umständen den staatlichen Schulzwang zerbrechen wird, wo sie ihre Einheitsschule ohne Berechtigungen, ihre Volkshochschulen ohne zünftige Größen, wo sie ihre Sittlichkeit, ihre Religion haben wird, während in den amtlichen Schulen die alte Mühle klappert, die Geheimräte weiter reformieren und die Universitäten nach wie vor den höchsten Wert auf gymnasiale Vorbildung legen.

Wir aber, die wir als wahre Realpolitiker, fußend auf dem Tatsächlichen, Endlichen, strebend ins Kosmische, Unendliche, wurzelnd im Materiellen, blühend und reifend ins Ideelle um den Sieg der neuen Gesellschaft wissen, wir bauen an der neuen Schule, wir arbeiten an der neuen Erziehung — denn alle Revolution ist umsonst, wenn wir nicht neue Menschen gewinnen.

Um das aber handelt es sich in diesem Buch, in all unserer Arbeit —

um den Sieg des neuen, des guten Menschen!



Skizze der europäischen Kultur
unter Benutzung der Terminologie
von Müller-Lyer
Geschlechtliche Differenzierung
Ältere Steinzeit Natural-wirtschaft
Verwandtschaftliche Epoche
der Römer und Griechen
der Germanen
Beginnende Differenzierung der Männer
Übergang zur Metallzeit
Anfänge der Geldwirtschaft
Entwicklung von Staat und Kirche
Frühfamiliale Phase Römer unter den Königen Homerische Griechen
Geldwirtschaft
Hochfamiliale Phase Römer bis zu den punischen Kriegen Griechen bis Solon
Erotik verdirbt langsam zur Sexualität
Antiker Hochkapitalismus
Spätfamiliale Phase Entwicklung der römischen Militärdiktatur und des Imperiums. Blüte des Griechentums und Zersetzung.
Jüdisches Volk
Spätverwandtschaftliche Phase
Germanen des Tacitus
Beginnende Differenzierung der Männer
Übergang zur Metallzeit
Ende der Antike
Neuentwicklung von Staat und Kirche
Frühfamiliale Phase. Germanen bis ins frühe Mittelalter.
Geldwirtschaft
Erotik verdirbt schnell zur Sexualität
Hochfamiliale Phase. Germanisch-romanische Völker im späteren Mittelalter.
Moderner Hochkapitalismus
Spätfamiliale Phase. Romanisch-germanische Völker bis zum 19. Jahrhundert
Beginnende Differenzierung der Frauen. Übergang zur Maschinenzeit.
Credit-wirtschaft
Frühpersonale Phase
Kräfte-Demokratie, Volksreligion

Schriften von Siegfried Kawerau:

Die Rivalität deutscher und französischer Macht im 10. Jahrhundert, 1910 (Jahrbücher für lothr. Geschichte und Altertumskunde, Bd. XXII, S. 97 ff.).

Lieder aus dem Dunkel, 1910 (bei Max Schildberger, Berlin W 62, Schillstr. 3, Preis 4 M.).

Rabbi Jesus von Nazareth, 2. Aufl., 1915 (bei Karl Curtius, Berlin W 35, Derfflingerstr. 20, Preis 4 M.).

Stefan George und Rainer Maria Rilke, 1914 (bei Karl Curtius, Preis 6 M.).

Im Ideenkreis des Bundes entschiedener Schulreformer:

Das Weißbuch der Schulreform, 1920 (bei Karl Curtius, Preis 5 M.).

Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts, 1921 (Verlag Neues Vaterland, Berlin W 62, Kurfürstenstr. 125, Preis 5 M.).

Aufsätze und Vorträge:

„Ethische Aufgaben im Unterricht“ und „Pazifismus und Schule“ im Sammelbande der Oktobertagung 1919:

Entschiedene Schulreform, herausgegeben von Paul Oestreich, 1920 (bei Erich Reiß, Berlin W 62, Wichmannstr. 10, Preis 7,50 M.).

„Die Jugendbewegung“ und „Der Leidensweg und die Erlösung der Jugend“ im Sammelbande der Ostertagung 1920:

Schöpferische Erziehung, herausgegeben von Paul Oestreich, 1920 (Verlag Gesellschaft und Erziehung, Berlin-Fichtenau, Parkstr. 3, Preis 20 M.).

„Erziehung in der Produktionsschule“ im Sammelbande der Lankwitzer Oktobertagung 1920:

Zur Produktionsschule, herausgegeben von Paul Oestreich, 1921 (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114, Preis 5 M.).

Die Zeitschrift des Bundes, die **Neue Erziehung** (Verlag Schwetschke & Sohn, Berlin W 30, Freisinger Str. 5a, vierteljährlich 8 M.), wird herausgegeben von Dr. M. H. Baege und Dr. Siegfried Kawerau.






BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21362 0724

